

Indien

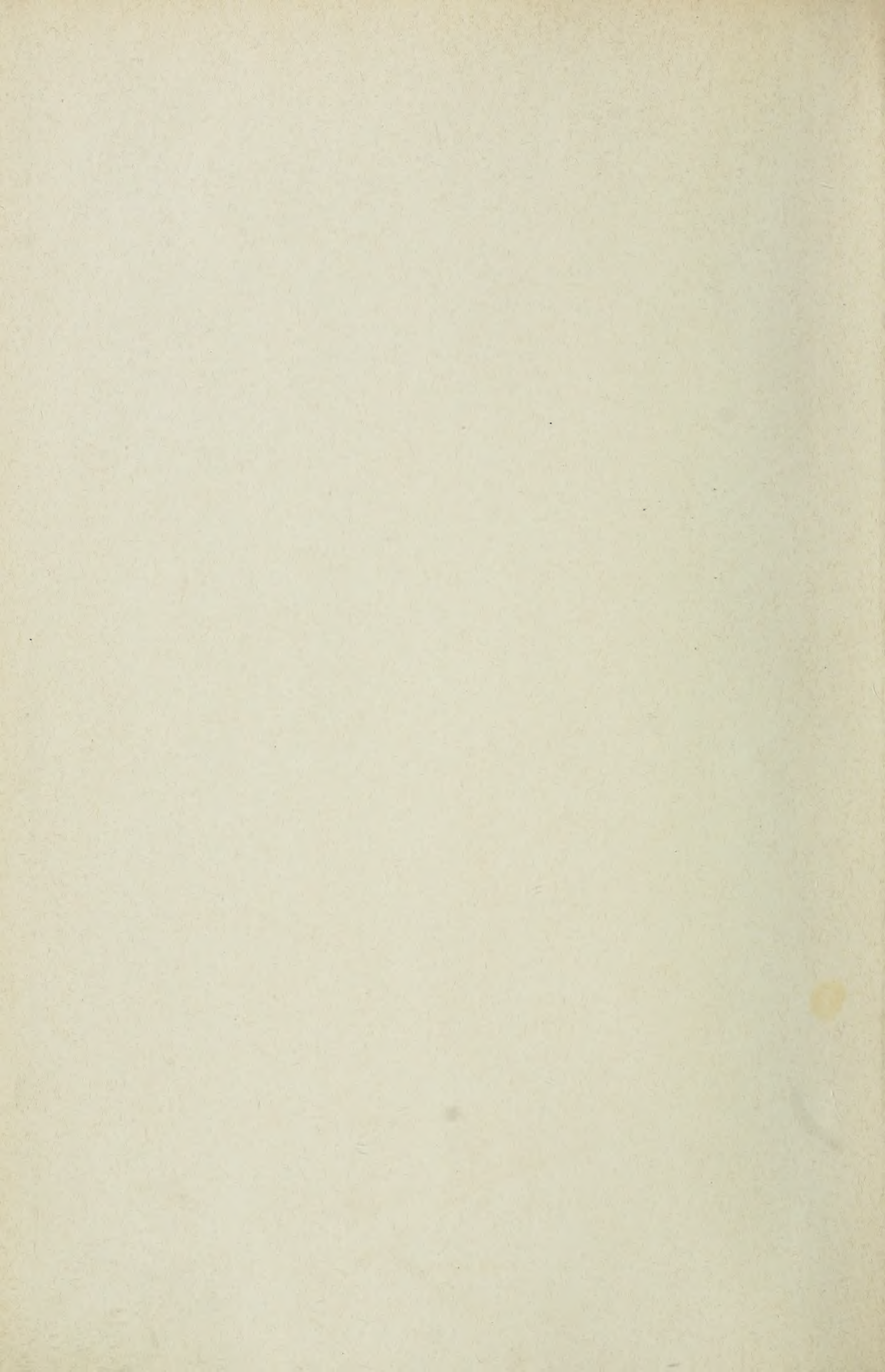
und seine Fürstenhöfe

von

Ernst v. Hesse-Wartegg









Der Maharaja von Travancore

Indien
und seine Fürstenhöfe

Von

Ernst von Hesse-Wartegg

Mit 134 Abbildungen im
Text und 8 Einschaltbildern



Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Vorwort.

Hat es jemals ein Land gegeben, das die Märchen aus „Tausend und eine Nacht" wirklich zum Schauplatz gehabt haben könnte, so ist es das große, malerische Hindostan, das farbenprächtigste Reich der weiten Erde. Von seiner mitten in den üppigsten Tropen gelegenen Südspitze bis an die von glitzernden Eisdiademen gekrönten Gebirgsmauern des Himalaya umfaßt es alle erdenklichen Landschafts- und Kulturbilder und beherbergt ein Volk, das an Verschiedenartigkeit der Abstammung, an Eigentümlichkeit seiner Sitten und Gebräuche den interessantesten Völkern aller Kontinente beigezählt werden kann. Seine großartigen Tempel- und Palastbauten sind Meilensteine einer Geschichte, die in die frühesten Zeiten der Menschheit hinaufreicht und seine weiten Flußtäler waren die Tummelplätze fast aller großen Völker Asiens. Manche seiner mehrere Jahrtausende alten, bis über die Zeit der Erbauung der Pyramiden hinausreichenden Großstädte sind von Schlachtfeldern umgeben, auf welchen die Geschicke des halben Kontinents entschieden worden sind; und sie selbst waren zeitweilig die Residenzen der mächtigsten Herrscher ihrer Zeit. Kein Land hat so herrliche Paläste, Tempel und Grabdenkmäler aufzuweisen, in keinem hat es jemals größere Pracht zur Seite von größerem Elend, mehr Licht und gleichzeitig mehr Schatten gegeben wie in Indien und in keinem ist von der alten Kultur, dem alten Götterglauben, den alten eigenartigen Sitten so viel bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Ein großer Teil Hindostans ist durch moderne Eroberer unterworfen worden, doch noch immer herrscht in verschiedenen Gebieten eine große Zahl einheimischer Fürsten, umgeben von prunkvollen Hof-

staaten, mit eigenen Armeen, eigenen Ministerien. Die Festlichkeiten, Elefanten- und Tigerkämpfe, Jagden, die dort abgehalten werden, sind die glänzendsten der Erde, und von welcher Seite man auch das Volk, das diese Staaten bewohnt, betrachtet, bietet es das größte Interesse dar.

Wenn Indien sich in seiner Eigenart so erhalten hat, so ist dies vornehmlich dem Umstande zuzuschreiben, daß England seit den ersten Zeiten der Ostindischen Kompanie zunächst auf die kommerzielle Ausbeutung des riesigen Reiches bedacht war, es sozusagen als die Henne betrachtete, welche die goldenen Eier legte, und die politische Unterwerfung sowie die Erziehung des Volkes in den Hintergrund gestellt hat. Gewiß hat sich die Tatkraft und der Geschäftssinn der Engländer in keinem Lande so glänzend bewährt, wie in Indien. In allen anderen Ländern, welche die Engländer erobert und zu Kolonien umgewandelt haben, begegneten sie Naturvölkern, dünn gesät und ohne Kultur in unserem Sinne, welche daher leicht auszurotten oder zu unterwerfen waren. In Indien dagegen stießen sie auf ein großes Kulturvolk mit so eigenartigen Sitten, religiösen und staatlichen Einrichtungen, daß an eine politische oder militärische Eroberung mit ihren verhältnismäßig schwachen Kräften in Anbetracht der großen Entfernung vom Mutterlande kaum zu denken war. So überließen sie denn das Land dem Kaufmann zur geschäftlichen Tätigkeit. Die Kaufleute waren es, welche mit staunenswertem Geschick, mit Zähigkeit und kundiger Verwertung aller sich darbietenden Gelegenheiten das Land durchzogen, an den Küsten wie weit im Inlande Faktoreien gründeten, sich in den großen Hauptstädten und Handelsplätzen entschlossen niederließen und allmählich den Handel in ihre Hände bekamen. Was in dieser Hinsicht besonders von der Ostindischen Kompanie geleistet worden ist, steht in der Geschichte beispiellos da. Erst dem Kaufmann folgte zu seiner Beschützung und zur Aufrechthaltung der Handelswege vorsichtig und schrittweise die Regierung, aber die alten Grundsätze der kommerziellen Ausbeutung sind auch von ihr bis auf die neueste Zeit beibehalten worden. So ist es ihr gelungen,

ohne besondere Opfer den von Indien nach England fließenden Goldstrom zu erhalten und zu vergrößern, freilich auf Kosten des indischen Volkes selbst. Indien wird von den meisten englischen Schriftstellern auf kolonialem Gebiete mit Recht als das schwarze Kapitel der englischen Geschichte bezeichnet, denn das Grundprinzip seiner Verwaltung war nur Gewinn. Um diesen zu erzielen, wurden alle anderen Rücksichten beiseite gestellt, und was Jhering in seinem „Geist des römischen Rechts" von den Römern sagt, kann auch von den Römern der Gegenwart behauptet werden: „Der unersättliche Dämon der Selbstsucht opferte alles seinem Zweck."

Allerdings hat sich in der Verwaltung Indiens dank dem Warnungsrufe hervorragender Staatsmänner, vor allem Macaulays, vieles zum besseren gewendet, aber immer noch wird das indische Volk als ein unterdrücktes und beherrschtes angesehen, dem die Gleichberechtigung mit anderen Kulturvölkern nicht zuerkannt werden darf. Die Indier zahlen doppelt so hohe Steuern wie die Engländer, ohne dafür der Segnungen der Kultur teilhaftig zu werden, denn der Volksunterricht steht auf der niedrigsten Stufe und von einer Vertretung des Volkes bei der Regierung, von einer Teilnahme an der Verwaltung ist noch immer nichts zu sehen. Die Armut der Bevölkerung wird immer größer, die Hungersnöte mehren sich und erfordern in manchen Jahren Millionen von Opfern, die früher hoch ausgebildeten Künste und Industrien verfallen immer mehr. Gegenüber der Hochflut billiger Erzeugnisse der europäischen Großindustrie, mit denen Indien überschwemmt wird, konnten die indischen Erzeugnisse nicht standhalten. Die industrielle Bevölkerung mußte zur Landwirtschaft greifen, und das steigerte zunächst nur den Markt für englische Waren. Doch wurde dabei außer acht gelassen, daß auch die Landwirtschaft der Hebung und Förderung bedarf, um das Land aufnahmefähig zu erhalten, und erst in neuester Zeit sind seitens der englischen Regierung zu diesem Zwecke manche Schritte getan worden, die freilich noch keineswegs genügen.

Bei aller Bewunderung, die den Engländern für ihre eigenen Erfolge in Indien gezollt werden muß, darf daher nicht außer acht gelassen werden, daß sie, wie gesagt, auf Kosten des indischen Volkes erzielt worden sind. Der fremde Besucher des malerischen indischen Reiches wird zunächst nur von seinen glänzenden Seiten gefesselt, aber je länger er dort weilt, je mehr er davon sieht, desto mehr muß er zu der Erkenntnis kommen, daß Indien keineswegs als Muster kolonialer Verwaltung angesehen werden darf. Als Touristenland steht es dafür in erster Linie, und von diesem Gesichtspunkte aus ist das vorliegende Buch vornehmlich geschrieben worden.

Inhaltsübersicht.



Die Südspitze von Indien.

1. Im südlichsten Indien.

Die Südküste der indischen Halbinsel, von dem felsigen meerumspülten Kap Comorin bis hinauf an die alte portugiesische Besitzung Goa bildete einst das mächtige Kaiserreich Malabar. Jahrhundertelange Fehden unter den vielen tributpflichtigen Königen, die Eroberungszüge der Portugiesen, Holländer und Engländer, endlich die Umwälzung der ganzen Verkehrsverhältnisse haben Stück um Stück des großen Hindureiches in andere Hände übergehen lassen und Seine Majestät, der heutige Kaiser von Malabar, Kizhakko Kovilagam Mana Vikrama Bahadur, ist ein Fürst ohne Land. Er führt den Titel Zamorin von Calicut und lebt von der Jahresrente, welche die Engländer, nachdem sie ihm sein Reich genommen, in großmütiger Weise zahlen. Den Lehnsfürsten seiner Dynastie ist es ähnlich ergangen, und nur zwei haben ihre Länder bis auf den heutigen Tag erhalten können, der Raja von Cochin und der Maharaja von Travancore. Beide Fürstentümer wird man auf jeder größeren Landkarte Indiens nördlich vom Kap Comorin verzeichnet finden. Die innere Verwaltung ihrer Staaten ist den Fürsten belassen worden, sie haben ihre eigenen Ministerien, ihre eigene Armee, sogar eigene Münzen, aber für diesen Schatten von Unabhängigkeit müssen sie den Engländern jährlichen

Tribut in beträchtlicher Höhe bezahlen und sich gefallen lassen, daß englische Residenten als eigentliche „Power behind the throne“ in ihren Hauptstädten residieren.

Cochin ebenso wie Travancore sind so abgelegen vom Weltverkehr, die Beziehungen der Einwohner — zusammen etwa 3½ Millionen — mit der Außenwelt sind so gering, daß sich die uralten Hindusitten hier reiner erhalten haben, wie sonst irgendwo. Auch die mohammedanischen Eroberer, deren mächtiger Einfluß auf die indische Kultur sonst überall wahrzunehmen ist, haben nur wenige Spuren hier zurückgelassen, die Hauptmasse des Volkes sind Hindus geblieben, und wenn irgend eine Religion neben der brahmanischen hier Erfolg gehabt hat, so war es die christliche. In Travancore allein gibt es unter den 2½ Millionen indischer Einwohner nicht weniger als eine halbe Million Katholiken und Protestanten, in Cochin ist ein Zehntel der Bevölkerung christlicher Religion und daneben gibt es hier noch 10000 Juden. Wenn die christliche Religion so große Erfolge aufzuweisen hat, so ist der Grund zunächst wohl darin zu suchen, daß kein anderer als der heilige Thomas selbst hier in der ersten Zeit der christlichen Ära als Apostel wirkte und bekanntlich in Madras starb. Dazu kamen ein paar Jahrhunderte später syrische Christen, die sich an diesen Küsten niederließen, und als Vasco da Gama zu Ende des 15. Jahrhunderts die portugiesische Flagge hier aufpflanzte, kam in seinem Gefolge auch der heilige Franziskus Xaver, um als Missionar den christlichen Glauben weiterzuverbreiten.

Der weitaus interessanteste Teil der Bevölkerung dieses paradiesischen Tropenlandes sind jedoch die altangestammten Hindus, zu denen auch die Fürsten selbst zählen. Als ich, mit Empfehlungsbriefen an diese großen Herren versehen, im Zebukarren, zu Pferd oder auf Segelbooten ihre Länder durchreiste und auf den Reisfeldern wie in den Städten, auf Märkten wie in ihren primitiven Dörfern diese eigenartigen Menschen sah, da kam ich mir wie auf einem anderen Planeten vor, so fremd, so fern, so ganz verschieden von unserer Welt

ist diese Welt der Hindus! Dasselbe gilt von dem Lande, in welchem sie leben, an landschaftlichen Schönheiten, an eigenartiger Vegetation reicher als das vielgepriesene Ceylon, von dem ich eben kam. Die gewaltigen Berge der Westghats sind höher, kühner, die Wälder, die sie bedecken, sind dichter, dunkler, undurchdringlicher, das unberührte Gebiet wimmelt von Elefanten, Tigern und sonstigem Ungetier, an den Küsten wechseln tiefeingeschnittene Lagunen mit dräuenden Felspartien, die Städte liegen verborgen unter Palmenwäldern, und



Hindutempel bei Kap Comorin.

neben herrlichen Fürstenpalästen und seltsamen steinernen Götzentempeln erheben sich die grauen Reisighütten und armseligen Holzhäuser des schwarzen, halbnackten Hinduvolkes. Zu Füßen gewaltiger Boddhabäume schlummern groteske marmorne Götzen, an den Flüssen und Kanälen gewahrte ich nackte Brahmanen bei ihrem eigenartigen Gottesdienst, auf den Reisfeldern junge Mädchen, die bei meiner Annäherung als Zeichen der Achtung den Oberkörper entblößten, oder wildaussehende Parias, die das Weite suchten. Auf den Lagunen segelten Fahrzeuge von phantastischen Formen, auf den Straßen ver-

kehrten primitive Karren, gezogen von grauen Zebus mit langen, fast auf den Höckerrücken liegenden Hörnern, nirgends zeigte sich auch nur eine Spur unserer Kultur, es sei denn das Kreuz, das auf den Giebeln pagodenartiger Gebäude prangte, und diese waren die Kirchen der syrischen Christen. Die englische Regierung hat für den reisenden Europäer in diesen entlegenen Tropenländern insofern gesorgt, als sie in den größeren Ortschaften Dak-Bungalows, Unterkunftshäuser, unterhält, die freilich nichts anderes bieten als ein paar Räume mit einem Bettgestell, Tischen und Stühlen. Matratzen, Bettwäsche und allen Lebensbedarf muß der Reisende mit sich führen oder an Ort und Stelle durch seinen unentbehrlichen Diener besorgen lassen. Und doch empfand ich keinerlei Sehnsucht nach den Bequemlichkeiten unserer modernen Hotels, ja ich hätte ebenso gerne selbst auf die Dak-Bungalows verzichtet, um ja nur in vollen Zügen die reizvolle Ursprünglichkeit und Fremdartigkeit dieser paradiesischen Gegenden genießen und in noch innigeren Verkehr mit dem merkwürdigen Volke treten zu können, das sie bewohnt. Gerade das ist indessen am schwierigsten, denn die Hindus, vornehmlich ihre höchste Kaste, die Brahmanen, scheuen sich vor dem Verkehr mit uns Bleichgesichtern, sie betrachten uns als Parias und leben vollständig abgeschlossen von der Außenwelt, nur unter sich. Diese Brahmanen, vielfach verschwägert mit den altangestammten Fürstenhäusern, bilden die Aristokratie des Landes, nicht so sehr durch Reichtum und Bildung, wie durch ihre aus dem grauen Altertum stammenden religiösen und gesellschaftlichen Vorrechte. Ich traf in Cochin Brahmanen als gewöhnliche Arbeiter, die gerade so wie die Parias oder Iluvaner ihr spärliches tägliches Brot verdienten und die dennoch von ihren den niedrigeren Kasten angehörigen Arbeitgebern als eine Art höheres Wesen behandelt wurden, ja kein Paria hätte sich auch nur in die Nähe eines solchen Brahmanen gewagt. Der syrische Bischof von Cochin gab mir darüber höchst merkwürdige Aufschlüsse. Die eingesessenen Brahmanen von Malabar, Nambudri genannt, werden durch die bloße Berührung mit irgend

einem Angehörigen einer niedrigeren Kaste, sei es ein Krieger oder Ackerbauer oder Gewerbetreibender, verunreinigt, ja bestimmte Kasten verunreinigen einen Brahmanen schon, wenn sie sich ihm auf gewisse Entfernungen auch nur nähern. Die Iluvaner dürfen bis auf zehn Schritte an ihn herankommen, die Puliars nur auf fünfundzwanzig Schritte, die Nayadis (Hundefresser) und andere niederste Kasten sogar nur auf dreißig Schritte (74 Fuß). Kam mir auf der Reise ein Nambudri entgegen, dann wich er mir in weitem Bogen aus, selbst wenn er dabei in Wald oder Sumpf treten mußte; kam ihm dafür ein Paria in den Weg, so nahm dieser Reißaus, und gestattete der Boden ihm nicht, zur Seite zu treten, dann lief er die erforderliche Strecke zurück!

Eine solche „Verunreinigung" kann nur durch vollständiges Untertauchen in einem Fluß oder See reingewaschen werden; ein Bad in einem künstlichen Wasserbecken genügt dazu nicht, selbst wenn es heiliges Gangeswasser enthalten sollte. Der Brahmane legt zu dieser Reinigung seine Kleider nicht ab, er hält sich die Nase zu und taucht vollständig unter, solange er es aushalten kann. Nichts kann einem Brahmanen lästiger sein, als der freundliche Händedruck eines Europäers, denn er darf dann keine Nahrung zu sich nehmen oder die streng beobachteten religiösen Zeremonien und täglichen Gebete vornehmen, wenn er nicht vorher in Wasser untergetaucht ist.

Unter diesen Umständen ist es für die Hindubevölkerung ein Glück, daß hier auf je hundert von ihnen nur ein Brahmane kommt, und anderseits wieder ein Glück für die Brahmanen, daß sie keine europäische Kleidung oder gar Offiziersuniform zu tragen und in Berlin zu wohnen brauchen. Die armen Leute kämen aus dem Spreewasser gar nicht heraus. Ihre Kleidung besteht einfach aus einem Stück weißen Stoff, das sie um die Hüften schlingen und das bis an die Füße reicht. Hüte werden nicht getragen. Der Oberkörper ist nackt und wird jeden Morgen nach den vorgeschriebenen Gebeten mit den Kastenzeichen beschmiert — bei den Anhängern von Siwa je drei horizontale Kalkstreifen auf der Stirne, Brust, Ober- und Unterarm, bei

den Anhängern von Vischnu an Stelle der Kalkstreifen auf der Stirne ein Zeichen in der Form einer aufrechtstehenden Stimmgabel Y, deren Wurzel zwischen den Augenbrauen beginnt. Je nach den Unterabteilungen der Kasten kommen dazu noch andere Abzeichen. Unter derart mit Kalk verschmierten, schwarzen, halbnackten, barfüßigen Menschen würde man sich gewiß nicht die altangestammte Aristokratie eines Landes, die verfeinerten Träger einer auf Jahrtausende zurückreichenden hohen Kultur vorstellen. Ihr Aussehen ist im ersten Augenblick geradezu abschreckend, und erst wenn man sieht, mit welcher Achtung sie von den anderen Kasten behandelt werden, wie zart und würdevoll ihr Wesen, ihre Umgangsformen sind, erkennt man, daß sie in der Tat vornehme Menschen sein müssen.

Nambudrifrauen bekommt der Fremde kaum jemals zu sehen, und es ist mir auch nicht gelungen, das Bild einer einzigen aufzunehmen. Erscheinen sie auf der Straße, dann sind sie stets in langwallende schneeweiße Kleider gehüllt, die sie in ähnlicher Weise wie die alten Griechinnen tragen; ein großer Schirm, das äußere Zeichen der Tugend, schützt sie gegen zudringliche Blicke, und die stets begleitenden Dienerinnen vom Stamme der Nairs verkünden den Passanten den Rang solcher Damen durch den langgezogenen Ruf Ahayi, Ahayiii ...! Der sonst bei Hindufrauen beliebte Goldschmuck ist ihnen verboten, dafür tragen sie silberne Ohrringe und Armbänder.

In den Städten bewohnen sie eigene, rings um ihre Tempel gelegene Quartiere, die von den niedrigeren Kasten nicht betreten werden dürfen. Auf dem Lande wohnen sie in eigenen Höfen, von den Angestellten ihrer ausgedehnten Güter, hauptsächlich Reisfelder, Palmenplantagen und Wälder, mit der größten Ehrfurcht behandelt. Lange vor Sonnenaufgang beginnen ihre zeremoniellen Bäder, Gebete und Opfer, und ebenso müssen sie damit eine oder zwei Stunden des Abends zubringen. So einförmig und ereignislos ihr Leben hier in dem ewigen Sommer der Tropen auch sein mag, es ist doch das, welches sie anstreben, und gewährt ihnen die höchste Zufriedenheit —

der denkbar größte Gegensatz zu dem Hasten und Jagen der abendländischen Kultur.

Vermögen und Grundbesitz vererben sich bei den Nambudris auf den ältesten Sohn, die anderen Kinder werden von diesem unterhalten, ebenso hat auch nur er allein das Recht, ein Mädchen seiner Kaste zu heiraten. Seine Brüder müssen sich mit zeitweiligen Verbindungen mit Nairmädchen begnügen; die daraus entspringenden Kinder haben aber keinerlei Ansprüche auf die Kaste und das Vermögen ihrer Väter, sondern werden von ihren Nairmüttern erhalten.



Brahmane.

Die Nairs bilden in den Malabarländern nächst den Nambudri- und anderen Brahmanen von weniger strenger Observanz das wichtigste Element, in Sitten, Kleidung und Aussehen von allen anderen Völkern Indiens streng verschieden, in Bildung und Fähigkeiten von keinem übertroffen. Die Männer tragen ein schmales Lendentuch, Languti genannt, und darüber ein zweites Stück Baumwollstoff, das von den Hüften bis zu den Füßen reicht. Ihre Frauen und Mädchen sind ebenso, nur von den Hüften herab, bekleidet, auch wenn sie die Tempel besuchen oder religiösen Zeremonien im Freien beiwohnen. Auf den Reisfeldern und in ihrem Heimwesen sah ich die Mädchen stets mit unbekleidetem Oberkörper, in den Städten oder auf der Reise legen sie ein zweites Stück Baumwollstoff quer über die Brust und ziehen es unter den Armen nach hinten. Im Verkehr mit Nambudribrahmanen müssen aber alle Frauen, von den ältesten Weibern bis zu den eben heran-

gereiften Mädchen, ihren Oberkörper als Zeichen der Achtung entblößen, gerade so, wie wir bei der Begegnung von Höhergestellten den Kopf entblößen.

Derartig dekolletierte Damen kann man wohl unter den Wilden von Zentralafrika oder Neuguinea erwarten, in Indien aber, in diesem Lande von so hoher und alter Kultur, nehmen sie sich recht seltsam aus. Dazu tragen die Nairmädchen auffällig kokette Haarfrisuren. Sie nehmen ihr üppiges Kopfhaar nach vorne und binden es zu einem dicken runden Schopf, der handbreit von der Stirne absteht. In ihren Ohrläppchen tragen sie reiche Goldornamente von der Größe der inneren Handfläche, und legen sie diesen Schmuck ab, dann baumelt das künstlich erweiterte Ohrläppchen bis an die Schultern herab. Man darf aber aus diesem sonderbaren Aussehen der Nairdamen beileibe nichts Unrechtes von ihren Sitten schließen, denn gerade der entblößte Oberkörper ist ein Beweis ihrer Tugendhaftigkeit. Nur Mädchen von zweifelhaftem Rufe bedecken ihre Brust, obschon diese feine Unterscheidung in der letzten Zeit ein wenig außer Gebrauch gekommen ist. Von den Nairs ebenso wie von den Brahmanen werden heute noch ausschließlich nur weiße Stoffe getragen, höchstens mit Goldfäden durchwoben. Farbige Stoffe, besonders Rot, tragen nur die Tiyaner und andere untergeordnete Völkerstämme.

Eigentümlich ist bei den Nairs die Erbfolge. Der Besitz eines Mannes geht nicht auf seine eigenen Kinder über, sondern auf jene seiner ältesten Schwester. Auch in dem uralten Fürstenhause von Travancore ist dieses Marumakatayam genannte Erbfolgegesetz eingeführt. Dabei haben die Nairs gar keine gesetzliche Ehe und nicht der Mann wählt sich unter den heiratsfähigen Mädchen seine zukünftige Gattin, sondern das Mädchen wählt sich einen Mann. Hat sie an einem Jüngling ihrer Bekanntschaft Wohlgefallen gefunden, so werden die beiderseitigen Verwandten und Bekannten eingeladen, der Bräutigam überreicht dem Mädchen ein Stück Stoff, erhält dafür von ihr ein anderes und die Vermählung ist damit vollzogen, die beiden

sind Mann und Frau, solange es ihr gefällt. Ist sie mit ihrem Gatten nicht zufrieden, so gibt sie ihm den Stoff wieder und kehrt in ihr Elternhaus zurück.

Den numerisch stärksten Volksstamm in Südwestindien bilden die Iluvaner und die mit ihnen stammverwandten Tiyaner, bei denen die Eheverhältnisse noch eigenartiger sind als bei den Nairs. Wie mir die Missionare in Travancore und Cochin erzählten, kommt es gar nicht selten vor, daß zwei Brüder eine und dieselbe Frau heiraten. Als Vater des erstgeborenen Sohnes wird immer der ältere der beiden Gatten angesehen. Gefällt es der Frau, so kann sie einen Gatten oder beide einfach fortschicken, gerade so wie die Frauen der Nairs. Als Kaste stehen die Iluvaner und Tiyaner tief unter den Nairs, welche durch die Annäherung von Tiyanern verunreinigt werden; aber sie haben dennoch einen gewissen Rassenstolz gegenüber den Puliars, Parias und anderen noch tiefer stehenden Kasten und würden sich niemals mit diesen verbinden. Dagegen hat die zeitweilige Verbindung tiyanischer Mädchen mit Europäern nichts auf sich, und die Folge davon sind die große Zahl hellfarbiger Mischlinge in Kalikut, Mahé, Goa und anderen von Europäern bewohnten Städten. Wie die Nairs, so lassen auch die Tiyanermädchen ihren Oberkörper unbedeckt, dank dem Einfluß der Missionen bekleiden sie sich aber wenigstens in den Städten bereits mit weißen Jäckchen oder schlingen ein Tuch um die Brust. Die Iluvaner ebenso wie die Tiyaner bilden das hauptsäch-



Brahmanenmädchen.



Tiyanermädchen.

lichste Element der Plantagen- und Landbevölkerung; sie sind Reis- und Kokospflanzer, kräftige, fleißige, nüchterne Leute, von denen es manche zu Wohlstand und Ansehen gebracht haben, besonders in den Städten, wo sie sich über die Kastenhindernisse leichter hinwegsetzen können.

Der niedrigste und verachtetste Volksstamm dieser Tropenländer sind die elenden Nayadis, gewissermaßen Aussätzige, die sogar von den Parias gemieden werden. Kein Paria würde einen Nayadi berühren oder sich ihm auch nur auf drei Schritte nähern. Nicht viel besser als Wilde leben sie in elenden Strohhütten im Dschungel oder im Walde und fliehen bei der Annäherung eines Fremden. Ihre Bekleidung besteht aus Strohschürzen oder es fehlt eine solche gänzlich, und ihre Hauptbeschäftigung ist Betteln. Kommt ein Fremder des Weges, dann beginnen sie schon aus großer Entfernung ihr Geschrei und folgen dem Wanderer in respektvollem Abstand, bis er ihnen eine Gabe auf die Straße legt. Dann warten sie, bis er sich entfernt hat, und stürzen sich wie Wilde auf das Almosen. Von



Tiyanermädchen.

dem Aufseher einer europäischen Teeplantage, welcher eine Anzahl Nayadis zur Bewachung der Ernten gegen wilde Schweine und Raubvögel verwendet, erfuhr ich die eigentümliche Art ihrer Vermählung, bei welcher sich auch das heiratslustige Mädchen ihren Mann auswählt.

Die jungen Leute einer Ansiedlung errichten aus Reisig eine Hütte im Walde, das Mädchen tritt ein und alle Öffnungen werden von außen mit Blättern verdeckt. Männer und Frauen versammeln sich ringsum, und nachdem sie eine Zeitlang gesungen und getanzt haben, steckt jeder der heiratsfähigen jungen Männer einen Stock durch das Reisig ins Innere der Hütte, ohne ihn loszulassen. Das Mädchen erfaßt ihrerseits eines der Stockenden und gibt ein verabredetes Zeichen. Die Männer ziehen die Stöcke nun wieder heraus, einer aber ist gefangen durch den Stock fürs Leben. In ihm erblickt das Mädchen, wenn sie die Hütte verläßt, ihren zukünftigen Gatten zum erstenmal.

2. Cochin und seine weißen und schwarzen Juden.

Die weltberühmten Naturschönheiten von Ceylon beschränken sich lange nicht auf diese gottbegnadete Insel allein; wer die schmale Meeresstraße, die sie von Südindien trennt, übersetzt und dort die Fürstentümer Travancore und Cochin (sprich Cotschin) besucht, wird womöglich noch üppigere Vegetation, noch höhere Berge, ein noch schöneres irdisches Paradies finden.

Doch wie dorthin gelangen? Auf den Karten von Indien, wie sie unsere Atlanten enthalten, sehen sich die Entfernungen keineswegs erheblich an. In Wirklichkeit aber bieten sich dem Touristen dort wochenlange, beschwerliche und entbehrungsvolle Reisen dar, um nur beispielsweise von dem berühmten Kap Comorin, der Südspitze von Indien, nach Travancore, oder von Travancore nach der uralten Stadt Kalikut, dem ersten Landungsplatze Vasco da Gamas, des Entdeckers

von Indien, zu gelangen. Bis vor wenigen Jahren war die bequemste und schnellste Art des Reisens von Colombo auf Ceylon nach Travancore die Dampferfahrt nach Tuticorin, von dort mit der Eisenbahn nach der Stadt Tinnevelli und weiter zu Pferd oder im Ochsenkarren über die unwegsamen Gebirge der Westghats nach der Hauptstadt von Travancore, nach Trivandram.

Zur selben Zeit war die Madras-Eisenbahngesellschaft, eine der bestgeleiteten von Indien, im Begriff, ihr Bahnnetz von Madras bis nach Cochin zu erweitern. Ein großer Teil der Strecke war bereits hergestellt und ein Erlaubnisschein der Direktion ermöglichte es mir, den Rest, von dem Orte Tritschur aus, durch die paradiesischen Tropenlandschaften des Staates Cochin bis nach der gleichnamigen Hauptstadt in einem Konstruktionszuge zurückzulegen.

Cochin gehört mit Mysore und Travancore zu den wenigen noch „unabhängigen" Staaten Südindiens. Sein Fürst, der Raja Sir Sri Rama Varma, entstammt dem alten königlichen Hause, das bis zum 18. Jahrhundert über ganz Südindien geherrscht hat, und er führt daher auch den königlichen Palankin mit dem Zeremonienschirm, der Lampe und der Conchamuschel in seinem Wappen. Er herrscht über ungefähr dreiviertel Millionen Untertanen, hauptsächlich Hindus, die sich über ein Gebiet von dreieinhalbtausend Quadratkilometer verteilen. Bis vor wenigen Jahren residierte er in der alten Stadt Cochin, die sich auf einer sandigen Landzunge, fast rings von Wasser umgeben, an der Meeresküste ausbreitet. Seither ließ er sich in Ernakolam, auf dem Festlande, Cochin gegenüber, einen neuen Palast bauen und übersiedelte mit seiner ganzen Regierung, Ministerien, Gerichtshof und Militär nach dieser hübschen neuen Hauptstadt, wo sich auch der Bahnhof der neuen Eisenbahn von Madras befindet. Die Streitmacht des Raja zeichnet sich mehr durch malerische, prunkvolle Uniformen als durch besondere Stärke aus. Sie zählt im ganzen 16 Mann Kavallerie, 327 Infanteristen und 4 Geschütze. Den Engländern zahlt der Fürst einen jährlichen Tribut von ungefähr einer Million Mark.

Cochin wird von den Reisenden so selten besucht, daß man dort kein Hotel nach europäischem Muster erwarten darf. Ich fand in einem Dak-Bungalow Unterkunft. Mein Diener bereitete die Mahlzeiten, und das Bettzeug führt jeder Indienreisende mit sich. Aber selbst bei so kärglichem Unterkommen würden gewiß die meisten gerne wochenlang hier verweilen, denn Cochin ist an landschaftlichen Schönheiten geradezu eine tropische Schweiz. Von den bis auf zweieinhalbtausend



Kanal zwischen Travancore und Cochin.

Meter emporsteigenden Bergen der Westghats, mit einem undurchdringlichen Urwaldmantel bekleidet, stürzen wasserreiche Flüsse durch romantische Schluchten herab, auf ihrem kurzen Laufe zum Meer rauschende Wasserfälle bildend; ihre Täler verbreitern sich gegen die Küsten zu und enthalten die kleinen, von Kokos- und Arekapalmen beschatteten Hütten der fleißigen Bewohner, die sich vornehmlich mit Reisbau beschäftigen. Die flachen Küsten, von den tief eingeschnittenen, dem Flutspiel des Meeres unterworfenen Flußmündungen vielfach zerrissen, bilden einen einzigen Palmenwald von einer Üppigkeit, wie

sonst kaum irgendwo in den Tropen. Den Küsten des Landes ist eine schmale, weit über hundert Kilometer lange Landzunge vorgelagert, die sich von der Grenze Travancores nach Norden hinzieht, und an ihrem Endpunkte, dort, wo sich die Küstengewässer durch eine schmale Straße mit dem weiten, blauen, hier ewig unruhigen Meere vermengen, liegt die alte Stadt Cochin. Ihr gegenüber auf dem Festlande breitet sich die neue Hauptstadt Ernakolam aus, und zwischen beiden, auf einer kleinen Insel des Ästuariums, erhebt sich die Residenz des englischen Gesandten.

Von Ernakolam ließ ich mich durch nackte Malabarleute nach Cochin hinüberrudern, oder vielmehr nach der südlichen Vorstadt davon, nach Matantscheri. Vor den sandigen, von schlanken Palmen beschatteten Ufern schaukelten eigenartige Segelschiffe von einer Bauart, wie wir sie von alten Bildern kennen, mit hohem Bug und Stern und kurzen, dicken Masten, Fahrzeuge, auf denen die kühnen Seeleute von Malabar die Produkte von Cochin: Reis, Pfeffer, Gewürze und Holz, über den Indischen Ozean bis nach Aden oder in den Persischen Golf bringen. Die Hauptstraße von Matantscheri ist ein einziger Basar mit niedrigen Holzhäusern, vor denen die Waren aufgestapelt sind. Zwischendurch drängen sich die schwarzen Hindus mit nackten Oberkörpern, um die Lenden ein bis an die Kniee reichendes weißes Tuch geschlungen, Brahmanen, an den weißen oder farbigen Streifen erkennbar, mit denen sie Brust und Stirne beschmieren, Nairs, aber auch Christen und Juden.

Cochin ist in Bezug auf die Anhänger der beiden letztgenannten Religionen die interessanteste Stadt von Indien, ja eine der interessantesten von ganz Asien. Als die Portugiesen unter Vasco da Gama im Jahre 1498 an diesen Küsten landeten, fanden sie in Cochin bereits indische Christen vor, die, rings umgeben von Hindus, ihren Glauben durch anderthalb Jahrtausende erhalten hatten. Um das Jahr 350 wurde die kleine Christengemeinde durch Einwanderer aus Syrien verstärkt und sechs Jahrhunderte später siedelten sich hier auch Christen

aus Bagdad, Ninive und Jerusalem an. Sie fanden seitens des Königs von Travancore freundliche Aufnahme und erlangten so weitgehende Privilegien, daß sie ein unabhängiges christliches Königreich unter einem eigenen Souverän gründen konnten! Später mußten sie sich allerdings wieder die Oberhoheit des Raja von Cochin gefallen lassen, blieben aber eine selbständige Gemeinschaft bis zur Ankunft der Portugiesen. Kardinal Ximenes und die portugiesischen, in Goa residierenden Vizekönige trachteten vergeblich, sie unter die päpstliche Herrschaft zu bringen. In ihrem Widerstand gegen die Portugiesen wurden die Syrier durch die Holländer bestärkt, aber es trat schließlich doch eine Spaltung unter ihnen ein, und noch heute stehen sie unter zwei Bischöfen, von denen einer, Mar Dionysius, die Altgläubigen leitet, der andere, Mar Athanasius, an der Spitze der reformierten Syrier steht. Im ganzen gibt es solche syrische, streng voneinander geschiedene Christen an hunderttausend, zu denen noch eine erhebliche Anzahl römisch-katholischer Christen kommt. Eine ganze Reihe von Zeremonien und Gebräuchen aus der Zeit, als sie ein unabhängiges, von den Nachbarfürsten anerkanntes Königreich bildeten, hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, und die englische Regierung tut wohl daran, sie gewähren zu lassen, denn sie sind ein friedliches, sittsames Völkchen, das mit seinen andersgläubigen Mitmenschen und mit den Behörden in Eintracht lebt. In Ernakolam besitzen sie allein vier pagodenähnliche Kirchen, die sich zwischen den Kasernen, Schulen und Brahmatempeln des Lagunenufers erheben.

Am Ende der stets belebten, farbenreichen Basarstraße von Matantscheri liegt das alte Cochin. Eine solche Stadt hätte ich in den sonnigen Tropen von Indien gewiß nicht erwartet. Hohe Häuser zu beiden Seiten enger finsterer Gäßchen, halb portugiesisch, halb holländisch, ähnlich wie das Ghetto von Oporto oder das Geschäftsviertel von Pernambuco oder ein Stück des ältesten Amsterdam, mit demselben Schmutz, derselben Feuchtigkeit und Dämmerung. Ringsum strahlte die Tropensonne, leuchteten der ewig tiefblaue Himmel, das unendliche

Meer, ringsum die satte Färbung des gelben Strandes, der herrlich grünen Palmen und Bananen, in der Stadt aber nur dämmeriges Grau. Als die Portugiesen im Jahre 1500 hierherkamen und Vasco da Gama zwei Jahre später eine Faktorei gründete, da kannten sie eben noch nicht die Kunst, ihre Wohnungen dem Klima entsprechend zu bauen, und errichteten einfach Häuser in demselben Baustil und von der gleichen Einrichtung wie in Oporto und Lissabon. 1503 legte der portugiesische Admiral Albuquerque das erste europäische Fort in Indien hier an, und ringsumher entstand eine portugiesische Stadt. 1663 wurde sie von den Holländern eingenommen, die wieder ihren Amsterdamer Baustil hier einführten, und so zeigt das alte Cochin dieses eigenartige, alteuropäische Aussehen, in das ein paar Hindubauten, ein heiliger, dem Europäer unzugänglicher Brahmatempel und das halb verfallene Schloß des Königs von Cochin seltsame Kontraste bringen. Dieses Schloß wurde noch von dem jetzt regierenden Raja bewohnt, bevor er seine Residenz nach dem modernen Ernakolam jenseits der Lagune verlegte; aber hier in den Tropen greift die Natur die Werke der Menschenhand in schrecklich zerstörender Weise an. Die kleinen niedrigen Räume sind kahl, was an Einrichtung vorhanden war, ist nach der neuen Residenz geschafft worden, und nur die grotesken Fresken an den Wänden sprechen von der einstigen Herrlichkeit. Im Schlafzimmer des Raja ist noch das Bett vorhanden, an Seidenschnüren von der Decke hängend, denn die Diener pflegten ihren Fürsten durch Wiegen einzuschläfern.

Die alten Europäerhäuser dieses Stadtteiles werden von einem Volksstamm bewohnt, wie man ihn irgendwo in der zivilisierten Welt, nur nicht in den Tropen von Südindien erwarten würde: von weißen und schwarzen Juden. Bei meinen Wanderungen durch die engen Straßen sah ich nichts als Juden, Männer mit langen bärtigen Gesichtern und den charakteristischen scharfgebogenen Nasen, ähnlich gekleidet wie ihre Glaubensgenossen in Jerusalem; in den Türen, auf den Treppenstufen, an den Fenstern Mädchen und Frauen und Kinder,

die neugierig dem europäischen Wanderer nachblickten, alle von demselben Typus wie in Palästina, in bunter Kleidung, mit reichem Goldschmuck an Hals und Armen, die Gesichtsfarbe von ähnlicher Weiße wie bei Europäern. Am Ende des belebtesten Gäßchens steht eine Synagoge, überhöht von einem Turme, und jenseits liegt ein zweites Judenviertel, anscheinend etwas ärmlicher als das erste, mit Bewohnern, deren Gesichtsfarbe eine Schattierung dunkler ist, wie etwa die der Mulatten im Vergleich zur Gesichtsfarbe der Weißen.



Weißer Jude.



Rabbiner der schwarzen Juden.

Wie kamen diese vielen Juden hierher nach Cochin? Tatsächlich befand ich mich in einer der ältesten Judengemeinden der Erde, denn sie wurde schon zur Zeit König Salomos gegründet! Der Tradition nach wanderten ihre Vorfahren nach der Zerstörung des Jerusalemer Tempels durch Titus hierher aus. Sie wurden von den Fürsten Südindiens mit Wohlwollen aufgenommen, erhielten wertvolle Vorrechte und gründeten in verschiedenen Städten kleine Kolonien, von denen jene von Cranganore die bedeutendste war. Durch Fleiß und Sparsamkeit erwarben sie sich im Laufe der ersten Jahr=

hunderte ansehnliche Vermögen, ja ihr Einfluß war im 5. Jahrhundert so groß geworden, daß ihnen einer der Könige von Malabar ein eigenes Fürstentum, Anjuvanam, mit den ganzen Einkünften desselben abtrat und ihren Führer, Joseph Rabban, zum Fürsten erhob. Als ich unter Leitung des Rabbiners die Synagoge der „weißen Juden" besuchte, zeigte er mir die kostbaren uralten Bronzetafeln aus jener Zeit, welche diese Tatsache registrieren. In deutscher Übersetzung lauteten die Inschriften folgendermaßen:

„Heil! Wohlstand! Das folgende Geschenk wurde von ihm gemacht, welcher den Namen ‚König der Könige' angenommen hat, von Seiner Majestät dem König, dem glorreichen Bhaskara Ravi Burma von Malabar, zur Zeit, als er über viele Hunderttausende von Plätzen regierte, in dem sechsunddreißigsten Jahre Unseres Lebens und im zweiten Jahre Unserer Regierung, an dem Tage, an welchem wir Uns gnädigst in Murigakoli aufhielten: Wir haben dem Joseph Rabban die Ortschaft Anjuvanam (Cranganore) gegeben, mit all ihren Einkünften, und ihm die folgenden Vorrechte verliehen: Er soll sich aller Ehrungen erfreuen, er darf auf Elefanten und Kamelen reiten und sich Uns in Zeremoniell nähern; er darf seine Titel durch Herolde verkünden lassen und sich einer Lampe bei Tage bedienen; er darf sich ein Tuch ausbreiten lassen, um darauf zu gehen, und Musikinstrumente spielen lassen; er darf sich eines Traghimmels, eines Ehrenschirmes, eines Tragstuhles bedienen und eine Ehrenpforte errichten lassen. Wir haben im Fürstentum alle rückständigen Zölle und Abgaben erlassen; Wir haben ihm auch diese Kupfertafeln verliehen, damit er keine Abgaben an den königlichen Hof zu zahlen hat, wie die anderen Einwohner, und damit er alle Vorteile genieße wie diese.

Diese Rechte verleihen Wir dem Joseph Rabban nebst zweiundsiebzig anderen Eigentumsrechten; Wir verleihen ihm die Regierung über sein Volk, das verpflichtet ist, ihm zu gehorchen, ihm und seinen Nachfolgern, den männlichen und weiblichen Kindern, die ihm geboren werden, seinen Neffen und den Schwiegersöhnen, die seine Töchter

heiraten. Wir haben ihm Anjuvanam als erbliches Eigentum gegeben, so lange die Sonne die Erde bescheint.

Diese Urkunde ist ausgestellt worden in Gegenwart der Könige von Vennad, Venapalinadu, Eralanadu, Vallunadu, Nedumpuru, Jyurnadu und des Murkan Chatan, des Unterbefehlshabers der Truppen.

Geschrieben durch den Sekretär Kalembi Kelapur. Und da Parumpadapa, der Raja von Cochin, unser Thronfolger ist, wurde sein Name nicht unter die Vorgenannten aufgenommen.

Gezeichnet:

Bhaskara Ravi Burma
König der Könige von Malabar."

Das war also gewissermaßen die Gründung eines Königreiches der Juden im südlichen Indien, und sie erfreuten sich desselben auch Jahrhunderte hindurch, besaßen in Cranganore ihre Hauptstadt und erwarben große Reichtümer, bis im Jahre 1524 der Zamorin (Kaiser) von Kalikut die Mohammedaner auf sie hetzte. Die wilden, beutesüchtigen Muselmanen plünderten ihre Wohnungen, machten einen großen Teil von ihnen nieder und vertrieben sie aus dem Lande. Die Portugiesen nahmen sie in Cochin auf, und seither blieben sie in dieser Stadt, ohne daß es ihnen gelungen wäre, wieder Reichtümer anzusammeln.

Die Synagoge, in der ich mich befand, wird von einer hohen, starken Mauer umschlossen und von einem alten, ruinenhaften Turm flankiert. Das Innere zeigt kahle, weiß gestrichene Wände, von der Decke hängen eine Anzahl augenscheinlich sehr alter Kristalllüsters von eigenartiger Form, und der Fußboden ist mit weißen, blau ornamentierten Porzellanziegeln bedeckt, die ich sofort als chinesische erkannte. In der Tat erzählte mir der Rabbiner, sie wären vor mehreren Jahrhunderten in China angefertigt und mit großen Kosten zur See nach Cochin als Geschenk für den Raja gebracht worden. Dieser hätte sie, als für einen strenggläubigen Hindu unverwendbar, den Juden überwiesen. In der Mitte der Synagoge erhebt sich eine

von einem kostbaren Bronzegitter umschlossene Kanzel, und ihr gegenüber, am anderen Ende des Raumes, ein Tabernakel mit kunstvoll ornamentierten Bronzetüren, gewöhnlich von einer goldgestickten Seidendecke verhüllt. Der weißbärtige alte Rabbiner schloß das Heiligtum auf und zeigte mir mit sichtlichem Stolz die goldenen, mit Edelsteinen besetzten Tiaren, augenscheinlich aus uralten Zeiten stammend, die aber bei festlichen Gelegenheiten noch heute getragen werden. Dann holte er aus seidenen Umschlagtüchern ebenso alte Bücher und schwere, armlange Silberkapseln hervor, in welchen sich vergilbte Pergamentrollen, mit hebräischen Schriftzeichen bedeckt, befinden. Heute noch wird den Kindern der kleinen, nur mehr an tausend Seelen zählenden Judengemeinde die hebräische Sprache gelehrt, und als wir einen in der Nähe gelegenen Saal betraten, sah ich die Jungen mit untergeschlagenen Beinen auf Matten sitzend ihren Talmud lernen, indem sie dabei ihren Oberkörper hin und her bewegten, ganz wie die Kinder der Mohammedaner in der Levante.

An das Stadtviertel der weißen Juden schließt sich jenes der schwarzen. Die Trennung ist so scharf, daß sie sogar jeden Verkehr miteinander vermeiden. Um ihre Rasse rein zu erhalten, lassen die weißen Juden Bräute für ihre Söhne oder Gatten für ihre Töchter lieber aus Palästina oder Europa kommen, ehe sie sich mit den gehaßten „schwarzen" Juden vermengen, obschon diese, wie bemerkt, keineswegs schwarz sind, sondern ihre etwas dunklere Hautfarbe wohl nur durch Vermischung mit Hindu- oder Tamilenblut bekommen haben. Bei beiden ist die Verkehrssprache das an der ganzen Südwestküste übliche Malayalam, der Religionsdienst geschieht aber in hebräischer Sprache. Die schwarzen Juden haben auch ihre eigene Synagoge, der geschilderten ähnlich, nur von ärmlicherer Ausschmückung. Sie selbst behaupten, die unmittelbaren Nachkommen der ersten Judeneinwanderer aus Salomons Zeiten zu sein, und nach ihrem rein jüdischen Gesichtstypus zu schließen, dürften sie sich in der Tat mit den schwarzen Eingeborenenrassen nicht stark vermengt haben.

Jenseits Matantscheri, am äussersten Nordende der schmalen Halbinsel, liegt noch ein zweiter, halb portugiesischer, halb holländischer Stadtteil mit alten, bemoosten Häusern von mehreren Stockwerken und kühlen, feuchten Wohnräumen: das eigentliche Cochin aus der ersten Zeit der europäischen Invasion. Hier war es wohl, wo die portugiesischen Vizekönige und Admirale wohnten und wo auch Vasco da Gama am Weihnachtstage des Jahres 1524 starb.

Sechs Jahre lang machte der heilige Franziskus Xavier, der Apostel Indiens, Cochin zu seinem Hauptquartier. Die Jesuiten folgten ihm und errichteten in Cochin im Jahre 1577 die erste Buchdruckerei in Indien. Cochin versprach eine der Hauptstädte des riesigen Reiches zu werden, besonders als im 17. Jahrhundert die Holländer zu Herren von Cochin wurden. Ihnen folgten aber die Engländer; mit dem Aufblühen von Bombay ging Cochin allmählich zurück und Handel und Wandel liegt heute wieder in den Händen der Hindus.

3. Travancore, das südlichste Fürstentum von Indien.

Besäße eine Schwester Seiner Hoheit des Maharaja von Travancore einen Sohn, dann könnte sich der Herr dieses Landes zu den Glücklichsten der Sterblichen rechnen, denn ein schöneres Stück Erde und treuere, bessere Untertanen hat wohl kein Fürst aufzuweisen. Er herrscht nicht über ein großes Gebiet — 6700 Quadratmeilen, die von ungefähr 2½ Millionen Menschen bewohnt werden, also wie eines der kleineren Königreiche Europas. Aber Travancore ist wie eine tropische Schweiz an der Südspitze von Indien, bespült von den tiefblauen Wogen des Indischen Ozeans. Seine auf 2500 Meter emporsteigenden Berge, die Westghats, werden nicht von dem glitzernden Schnee- und Eisdiadem der Alpen gekrönt, an ihren Hängen dehnen

sich keine dunklen Tannenwälder aus; dafür herrscht hier an den von weißem Meeresgischt umschäumten Küsten unumschränkt die Palme in unübertroffener Pracht; jenseits der tief ins Land schneidenden Salzwasserlagunen und rings um die breiten Ästuarien der vielen Flüsse liegen die ergiebigsten Reisfelder, mit mindestens zweifachen Ernten in jedem Jahre, und folgt man den von wasserreichen Flüssen durchschäumten Tälern, an Wasserfällen und Stromschnellen vorbei, aufwärts in die Berge, dann gelangt man in die grüne Dämmerung des tropischen Urwalds mit seinen unglaublich mächtigen Baumriesen und seiner Treibhauswärme, welche die seltensten Tropenpflanzen, vornehmlich Orchideen und Schlinggewächse, in üppiger Wildheit hervorzaubert. In diesen unermeßlichen Waldungen, die sich über die Bergsättel hinweg noch auf der Ostseite der Ghats weit in englisch-indisches Gebiet hineinziehen, ist das Paradies des Jägers, denn mehr noch als in Ceylon hausen hier wilde Elefanten, mehr noch als in Java und Sumatra blutdürstige Tiger und dazu eine Menge anderes Raubwild; von der Südspitze der indischen Halbinsel bis nahe an die Nordgrenze des Nachbarstaates Cochin führt kein Weg über das Gebirge nach Travancore, ebensowenig ist eine Eisenbahn vorhanden, und wer nach der palmenumrauschten Hauptstadt Trivandram will, muß, den Gebirgsketten ausweichend, den Weg über Kap Comorin nehmen. Das einzige sich ihm darbietende Beförderungsmittel ist der Ochsenkarren.

Diese Abschließung vom Getriebe des Weltverkehrs hat Travancore und seine Einwohner noch ganz im Bann der uralten brahmanischen Kultur erhalten. Dieselbe Dynastie, die zu Beginn der christlichen Zeitrechnung dort herrschte, hat noch heute ihren silbernen Thron von Trivandram inne, nirgends ist das Kastenwesen der Hindu, wie es in früheren Jahrtausenden war, noch so scharf ausgeprägt, nirgends so wenig von dem ausgleichenden Einfluß der abendländischen Zivilisation zu spüren wie hier. Wer die übrigen Teile des hochinteressanten, so fremdartigen indischen Reiches besucht und die großartigen Ruinen von Delhi und Agra, die riesigen Tempelbauten von Madura und

Tanjore, die gewaltigen Festungen von Golkonda, Trichinopoli und Tschitor, die glänzenden Paläste von Gwalior und Udaipur gesehen hat, der wird daher erwarten, in Travancore noch viel merkwürdigere Bauten aus alter Zeit oder wenigstens ausgedehntere Ruinen zu sehen.

Aber in Travancore ist die Kultur eine ganz andere, und die Hauptstadt des Landes hat davon noch viel weniger aufzuweisen als die benachbarte Zauberinsel Ceylon. Trivandram ist keine Stadt der



Flußszene in Travancore.

Tempel und Paläste und gewaltiger Steinforts, sondern ein Palmenidyll, in welchem die Brahmanen nach ihrer Meinung in der höchsten irdischen Seligkeit leben. Zu dieser gehören nun keine Paläste, keine Reichtümer; statt sich und ihre Frauen in prächtige Gewänder zu hüllen und mit kostbarem Schmuck zu überladen, leben sie halbnackt, in der größten Einfachheit, und je höher ihr Rang, je inniger sie mit den herrschenden Familien verschwägert sind, je mehr Unterwürfigkeit ihnen von den anderen Kasten bezeugt wird, desto ärmlicher ist ihr Aussehen. Ihren Adel zeigen sie nur durch ihre Anspruchslosigkeit,

durch ihr würdevolles Benehmen, durch ihre Abschließung und Unnahbarkeit.

Trivandram mit seinen 100000 Einwohnern ist überhaupt nicht eine Stadt zu nennen. Es ist eine Fürstenresidenz, der Regierungssitz eines Königreichs und eine Ansammlung ärmlicher Hinduhütten in einem herrlichen hochstämmigen Palmenwald. Das ganze Land ist derart in diesen Palmenwald gekleidet, daß man Trivandram noch immer nicht sieht, selbst wenn man schon darin ist. Stroh- und Lehmhütten in Gruppen und Reihen; hier und dort an einen Baumstamm gelehnt ein alter steinerner fratzenhafter Götze oder ein kleines, Siwa oder Wischnu gewidmetes Tempelchen, mit rotem Staub bedeckte Landwege, auf denen die gewöhnlichen indischen Volkstypen zu sehen sind, halbnackte Männer mit lang herabfallendem, rabenschwarzem Haar, Gesichter und Brust mit den weißen und roten Abzeichen ihrer religiösen Kaste verschmiert; Frauen und Mädchen, nicht viel mehr bekleidet als die Männer, Körbe und Krüge schleppend; Karren, gezogen von geduldigen, gutmütigen Zebus, mit ihren langen, auf die Schultern zurückgelegten Hörnern, gelenkt von schwarzen Hindus, die, nur ein weißes Tuch um ihre Hüften geschlungen, mit gekreuzten Beinen vorne auf dem Wagen sitzen. Ist das wirklich Trivandram (auch Trivandrum geschrieben), die Hauptstadt dieses uralten Reiches?

Mein Karren lenkt in eine breite belebte Basarstraße ein, besetzt auf beiden Seiten mit kilometerlangen Reihen von Kaufläden. Hier werden alle Landesprodukte, Gemüse, Feldfrüchte, Reis, Betelnüsse feilgeboten, dazu Schnittwaren, rote, grobe Baumwollstoffe für die Lendentücher der unteren Kasten und des niedrigen Volkes, feine weiße Gewebe und golddurchwirkte Stoffe für die Frauen der Nairs und der Brahmanen, Bronzewaren, Gefäße, Schüsseln und kleine, in den hellen Sonnenstrahlen blitzende Götzen für die religiösen Übungen der gläubigen Hindus, allerhand Hausrat, schön geschnitzte Ebenholzmöbel, Artikel aus Elfenbein und endlich Schmucksachen, darunter vor allem die merkwürdigen, haselnußgroßen Gehänge, welche jede Hindufrau

in ihrem linken durchbohrten Nasenflügel trägt, und die hühnereigroßen Goldornamente, die sie in ihre Ohrläppchen einsetzt. Da kommen gerade einige anscheinend vornehme Damen des Weges, denn sie sind in zarte weiße Stoffe gehüllt und werden von Dienerinnen begleitet. Aber sie verbergen leider ihre Gesichter hinter großen Sonnenschirmen, in Südindien das Zeichen der Sittsamkeit, und alles geht ihnen aus dem Wege, denn ihre Begleiterinnen warnen die niederen Kasten durch den langgezogenen Ruf: Ayahi, Ayahiii! . . . Sie sind wohl auf der Heimkehr nach ihren Landsitzen, draußen an den Ufern der Lagunen, denn sonst zeigen sich Brahmanenfrauen nur äußerst selten auf der Straße. Vor den kleinen Kaufläden wird gefeilscht und gekauft, die Händler, meist Nairs, aber auch Christen und Juden, zählen die kleinen linsenförmigen Silber- und Kupfermünzen, welche noch heute an Stelle der Rupien hier gebräuchlich sind — zählen sie nach ihrer eigenen Weise. Sie legen eine Handvoll Münzen auf eine Holzplatte, welche Reihen von kleinen Vertiefungen in bestimmter Zahl enthält, und wischen mit der Hand darüber, bis in jeder Vertiefung eine Münze liegt. Den Rest streifen sie in ihren Geldsack zurück, stürzen die Platte auf ein am Boden liegendes Tuch, und wiederholen diesen Vorgang, solange sie Münzen haben. Sie kennen die Anzahl der Vertiefungen in ihrem Zählbrett und erfahren so die Zahl der Münzen, d. h. die Geldsumme, die sie eingenommen haben. Es ist wenig genug, denn die Lebensbedingungen der Hindus sind hier im Süden besonders bescheiden. Auf den Reisfeldern draußen verdienen sie sich etwa neun Rupien, d. i. also elf bis zwölf Mark monatlich, wobei ihre Familien bei der Arbeit mithelfen müssen. Ganz Travancore lebt von dem Ertrag der Reisfelder, der Kokosnußplantagen und der Wälder mit ihren Bauholzmassen, dazu kommen noch Pfeffer, Vanille, Betelnüsse und sonstige Tropenfrüchte. Die höheren Gesellschaftsklassen, die sich einigen Luxus leisten könnten, leben in großer Einfachheit, und Europäer gibt es in diesem Staat keine, mit Ausnahme einiger Missionare und des englischen Gesandten, der noch dazu die Hälfte des Jahres

in Cochin lebt. Wohl sind in der letzten Zeit auf den Bergen oben große Teeplantagen angelegt worden, die unter europäischer Leitung stehen, doch ist die Entfernung von Trivandrum so groß, daß sie nur selten herunterkommen. Es bleibt also nur der Landesherr, und dieser hat mit den vielen Prinzen und Frauen seines Hofstaates so große Ausgaben, daß er auch keinen besonderen Luxus treiben kann.

Am Ende der Basarstraße, der einzigen, welche einigermaßen städtisches Aussehen hat, erhebt sich eine sehr starke Ringmauer, über welche ich zwischen dunkelgrünen Palmenkronen die eigentümlichen Dächer der Fürstenpaläste und vier mächtige, mit barbarischen Götzenfiguren bedeckte Pyramiden, die sogenannten Gopuras der südindischen Tempelbauten, aufragen sah. Das weite Tor in der Ringmauer, von hübschen indischen Säulenpavillons überhöht, war geöffnet; als ich es aber durchschreiten wollte, wurde ich durch die finsteren rotbeturbanten Soldaten, die es bewachten, daran gehindert, denn dazu gehört ein besonderer Erlaubnisschein von seiten des Maharaja. Auch kein Indier der unteren Kasten darf dieses Tor durchschreiten, denn innerhalb der Ringmauer, um den heiligen Siwatempel herum, liegen die Wohnungen der Brahmanen. Dort ist das fremdartige, geheimnisvolle, sagenumwobene Indien, das sich in jeder Tempelstadt des großen Dreihundertmillionenreiches wiederholt, und das den Kaukasiern unergründlich und rätselhaft geblieben ist, obgleich wir schon vor Jahrhunderten mit diesem merkwürdigen Volke in Verkehr getreten sind. Die Äußerlichkeiten ihres Götterdienstes und ihrer gesellschaftlichen vielverzweigten Abstufungen haben wir wohl kennen gelernt, in das innere Wesen des Brahmanentums sind wir aber ebensowenig eingedrungen wie in diese heiligsten Tempel mit ihren in ewige Nacht gehüllten Räumen, mit ihren vielarmigen, vielköpfigen, mit Butter und Farbe verschmierten Götzen, ihrem barbarischen Opferdienst. Nur wer als Abkömmling der in der grauen Vorzeit entstandenen Brahmanenkaste geboren ist, wer auf seiner nackten Brust das Abzeichen der Brahmanen, die dünne Baumwollschnur trägt, darf die Pforte der

heiligen Stadt durchschreiten, jeder andere Indier weicht ihr in heiliger Scheu aus, denn seine Nähe allein schon würde die Stadt verunreinigen.

Jenseits der heiligen Stadt, die meine Neugierde in hohem Grade erweckte, liegt das „Dak-Bungalow", ein bescheidenes Unterkunftshaus, das die Engländer für ihre Beamten errichtet haben, und das mir als Absteigequartier diente. Wie war ich aber überrascht, als ich dort rings um das Bungalow einen ganz modernen Stadtteil fand, mit großen, halb im europäischen Stil gebauten Palästen! Hier ein mehr-



Museum in Travancore.

stöckiges Museum mit den eigenartigen, an die norwegischen Bauten lebhaft erinnernden Giebeldächern, die in Indien nirgends anders als in Travancore zu finden sind, dort ein großer Bau, in welchem der Diwan, d. h. der Reichsverweser, sein Bureau besitzt, und wo die anderen Ministerien mit ihrem zahlreichen Beamtenpersonal untergebracht sind, eine Kaserne für die „Armee" des Maharaja, die aus anderthalbtausend in malerischen Uniformen steckenden Soldaten mit moderner Bewaffnung besteht. Auf dem weiten Vorplatz exerzierten gerade die rotbeturbanten Reiter, etwa sechzig Mann, und im Hintergrunde waren sogar ein paar Batterien moderner Geschütze aufgefahren!

Aus den geöffneten Fenstern eines ganz modernen Schulgebäudes ertönte Kindergesang, und als ich einen der Säle betrat, fand ich eine Menge junger, dunkelhäutiger Mädchen mit ganz hübschen Gesichtern, aus denen schwarze muntere Augen blitzten. Eine englisch sprechende Indierin erteilte gerade Unterricht in Geographie, an den Wänden hingen große Wandkarten der verschiedenen Weltteile, und diese kleinen Brahmanenkinder lernen wenigstens auf solche Art, wie es in der ihnen fremden Welt aussieht, einer Welt, die sie persönlich ebensowenig besuchen können wie ihre Väter und Brüder, ja wie der Landesherr, der Maharaja selbst. Die Gesetze, welche die Brahmanen an dem Verlassen ihrer Heimat hindern, sind unübersteigbar. Ihre Religion macht sie zu lebenslänglichen Gefangenen in ihrem eigenen Lande, und ihr Wunsch, Europa zu sehen, ist ebenso unerfüllbar wie der unserige, etwa den Mond zu besuchen. Wagte es einer, sich über diese Gesetzesschranken hinwegzusetzen, er könnte nie wieder in seine Heimat zurückkehren, er würde zum Paria werden, gemieden von allen Hindukasten wie ein Aussätziger, und der Fluch würde sich auf alle seine Nachkommen erstrecken. Niemand, selbst aus den untersten Kasten, würde eine seiner Töchter zur Gattin nehmen, niemand würde mit ihm geschäftlich verkehren.

Dabei hat aber Seine Hoheit, Sir Sri Bala Rama Varma, doch wenigstens insoweit ganz moderne Anschauungen, als er bestrebt ist, seinem Volke so viel wie möglich eine abendländische Erziehung zu geben und es zu industrieller und gewerblicher Tätigkeit heranzuziehen. Auf seine Veranlassung sind Gewerbeschulen entstanden, in deren Ateliers ich die jungen Indier an der Arbeit sah. Sie machten die schönsten Elfenbeinschnitzereien, die in ganz Indien berühmt sind, und als die Königin Viktoria, die Kaiserin von Indien, ihr sechzigjähriges Regierungsjubiläum feierte, verehrte ihr der Maharaja unter anderen Geschenken auch einen Elefantenzahn, bedeckt mit so kunstvoll und zart ausgeführten Schnitzereien, daß er allgemeine Bewunderung erweckte. An Künstlern dazu ist Travancore ebenso reich wie an

Elefanten. Auf dem Lande draußen stehen die letzteren überall in Verwendung, tragen und schleppen die schwersten Lasten und verdienen täglich mindestens zehn Rupien. Dafür dürfen sie sich auch ihres Lebens freuen, und die Regierung von Travancore erlaubt Elefantenjagden nur gegen Zahlung von ausnehmend hohen Gebühren.

In Trivandram hat ein ausgewachsener Elefant einen Marktwert von ungefähr fünftausend Mark, und der Maharadscha hat in seinen Stallungen allein dreißig bis vierzig stehen, die er bei besonderen Feierlichkeiten zur Erhöhung seines Staates, sonst aber zu allerhand Arbeiten verwendet. Alle Augenblicke kann man diese gewaltigen Rüsseltiere in den Straßen umherzotteln sehen, gelenkt von einem einzigen Kornak. Elefanten befinden sich auch als Wappenträger im großen Staatssiegel, das im Schilde drei Conchamuscheln zeigt.

Inmitten dieses halb europäischen Stadtteils von Travancore hat der Maharaja auch einen schönen Park mit weiten Rasenflächen, Blumenbeeten und Springbrunnen anlegen lassen; eine breite Steintreppe führt auf eine kleine Anhöhe, gekrönt von einem reizenden Musikpavillon mit eigenartigem Giebeldach. Hier konzertiert des Nachmittags, wenn die Tropensonne nicht mehr so heiß auf die armen Menschenkinder herniederbrennt, die Militärkapelle des Maharaja, und es berührte mich seltsam, in diesem Lande des Wischnu und Siwa von Hindumusikern Straußsche Walzer, deutsche Lieder gespielt zu hören, vor einem Publikum, das im besten Falle aus schwarzen Kindermädchen und ein paar bleichen weißen Kindern, den Sprößlingen protestantischer Missionare, bestand. — Der Musikpavillon ist wohl der einzige Fleck in Trivandram, von wo man in der Ferne die weite blaue Meeresfläche erblicken kann. Sonst wird der Horizont überall durch den Palmenwald und die üppig wuchernden, ewig grünen Laubbäume der Tropen versperrt, und ich atmete erleichtert auf, als ich den frischen kühlen Hauch des Indischen Ozeans verspürte — er war mir wie ein Gruß aus dem fernen Europa!

Vom Diwan, d. h. dem leitenden Staatsminister war ein Erlaubnisschein zum Besuch der verbotenen heiligen Stadt bald erlangt. Ein beturbanter Brahmane in weißer Tropenkleidung von europäischem Schnitt, des Englischen mächtig, gab mir das Geleite. Die Mitte des weiten Platzes jenseits des Eingangs mit den die Gewehre präsentierenden Wachen wird von einem großen Wasserbassin mit gemauerter Umfassung eingenommen. Es war Abend geworden, Hunderte von Brahmanen standen bis an die Hüften im heiligen Wasser und brachten Siwa ihre Gebete dar, ohne sich im mindesten um den Europäer zu kümmern, der ihr Heiligtum betrat. Dahinter erhebt sich der groteske Siwatempel mit seinen ungeheuren Stumpfpyramiden an den vier Seiten, über und über mit Hunderten von steinernen Götzenfiguren in verzerrten Stellungen bedeckt. Im weiten Bogen umschritten wir den Tempel, aus dessen Innerem kleine Lichter leuchteten, ohne daß ich irgendwelche Einzelheiten wahrnehmen konnte. An diesen Tempel schließen zu beiden Seiten die bescheidenen Lehmhäuser der Brahmanen; Frauen, in weiße Gewänder mit klassischem Faltenwurf gehüllt, wie Tanagrafiguren, standen gruppenweise vor den Türen, ohne uns Beachtung zu schenken; der ockerrote wohlgekehrte, ebene Straßenboden war mit geometrischen Figuren bedeckt, kabbalistische Dreiecke und Vierecke, welche die Frauen jeden Morgen vor ihren Häusern durch Aufstreuen von Kalkpulver aus Trichtern herstellen. Kein Haus zeigte einen Kaufladen oder eine Werkstätte; die heilige Stadt scheint ausschließlich als Wohnort für die Brahmanen zu dienen, und die Straßen, in denen mehrere Tausende von ihnen wohnen mögen, ziehen sich bis an die Ringmauer hin, mit Palmengruppen, blühenden Hibiskus und Krotonsträuchern hinter den Häusern. Papageien, Tauben und die kleinen zierlichen Inseparables tummelten sich munter zwischen den Baumkronen umher. Überall Bilder des Friedens, der Behaglichkeit. Jenseits des Tempels, und durch einen weiten Platz davon getrennt, erheben sich die Paläste des Maharaja, seiner Prinzen und Frauen. Der mittelste Palast enthält die große Durbar oder Thronhalle mit

dem ganz aus Silber hergestellten großen Thron für den Fürsten, geschnitzten Ebenholzstühlen für die Prinzen und prächtigen Teppichen für die Großen des Reiches, die sich vor dem Fürsten auf den Boden setzen müssen. Die Teppiche selbst sind ebenfalls in Travancore verfertigt, denn der Maharaja ließ Teppichweber aus Kaschmir und Jeypore kommen, um seine Untertanen diese Kunst zu lehren.

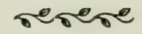
Leider war er selbst nicht in Trivandram, sondern draußen im „Camp", um zu jagen. Obschon mit mehreren Söhnen gesegnet, zu



Fürstenpavillon in Travancore.

denen noch eine erkleckliche Anzahl von Neffen und Vettern kommt, hat er doch keinen Thronerben, und seine uralte hochangesehene Dynastie, welche vom Kaiser Peruwal von Malabar im Jahre 352 eingesetzt wurde, die aber als Familie noch weit in die Zeit vor Christi Geburt zurückreicht, stirbt mit ihm selbst aus. In den Malabarstaaten ist nämlich das weibliche Erbfolgegesetz allein gültig, Name, Titel und Besitz vererben sich nicht vom Vater auf Sohn oder Neffen, sondern von Mutter auf Tochter und Nichte. So ist auch in Travancore nicht die Gattin des Maharaja die Königin, Maharani genannt, sondern

seine Tante, die Gattin seines Vorgängers. Sie selbst hatte wohl Söhne, aber keine Töchter — ebensowenig haben ihre Schwestern weibliche Nachkommenschaft, und nur der Sohn einer dieser weiblichen Nachkommen wäre zur Thronfolge berechtigt. Die leiblichen Söhne des Landesfürsten haben nicht einmal das Recht, den Prinzentitel zu führen oder irgend etwas von den Schätzen ihres Vaters zu erben. Indessen dank den treuen Bundesdiensten, welche die Fürsten von Travancore in früheren Zeiten, besonders gelegentlich der Kriege gegen Tippu Sahib von Meisor, den Engländern geleistet haben, wurde der regierenden Königin im Jahre 1862 durch einen besonderen Sanad, d. h. Staatsvertrag, das Recht verliehen, eine Nichte zu adoptieren, und deren Sohn, wenn auch fremden Blutes, ist heute der Thronfolger mit dem Titel Elaya Raja. Stirbt die altangestammte Dynastie als solche mit dem jetzigen Fürsten aus, so liegt die Schuld an seinen und der Königin Schwestern. Als sie sahen, daß ihnen immer nur Söhne und keine Töchter geboren wurden, hätte die eine oder andere es ganz gut mit einem anderen Ehegatten versuchen können. Nach den an der Malabarküste geltenden Gesetzen hat nämlich jede Frau das Recht, ihrem Gatten, wenn er ihr nicht paßt, den Laufpaß zu geben und sich einen anderen Gatten zu wählen. Die Prinzessinnen der Fürstenfamilie von Travancore hingen aber mit derselben Zähigkeit an ihren Männern wie die Weiber von Weinsberg, und das Resultat ist eine trotz einer Unzahl von Prinzen doch aussterbende Dynastie.

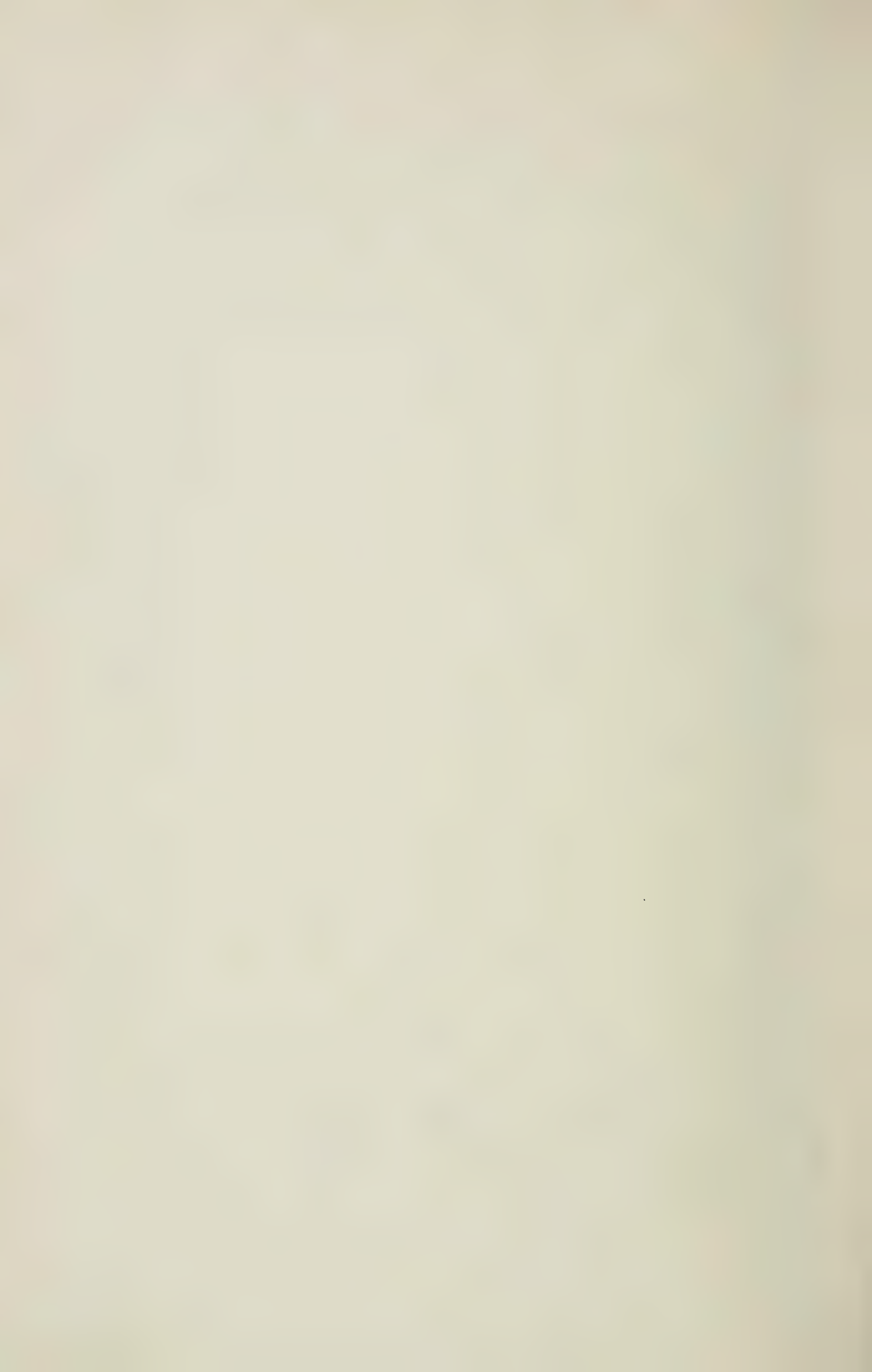


4. Die Tempelstädte der Hindus.

Von den Besuchern Indiens verirren sich die wenigsten bis nach dem äußersten Süden der Halbinsel, und doch enthält gerade dieser Teil des indischen Reiches architektonische Sehenswürdigkeiten, wie sie in solcher Eigenart und Großartigkeit auf dem asiatischen



Hindutempel in Tiruvannamalai, Südindien



Kontinent nicht wieder vorkommen. Nirgends im ganzen indischen Reiche, nirgends in dem tempelreichen Siam oder Birma gibt es größere Tempel, höhere Bauten und prächtigere Skulpturen, wie hier, ja sie finden in der nichtchristlichen Welt vielleicht nur in Ägypten ihresgleichen.

Während indessen die dortigen Riesenbauten einer längst entschwundenen Kulturepoche angehören und nur als großartige Ruinen unser Staunen erregen, stammen die ungeheuren Tempel und Pyramiden des südlichen Indiens aus diesem Jahrtausend, sie sind in vorzüglichem Zustande der Erhaltung, und dienen heute den Hindus für ihren Götzendienst gerade so wie zur Zeit ihrer Erbauung. Die religiösen Festlichkeiten, die sie zum Schauplatz haben, sind vielleicht die imposantesten, die in irgend einem Lande des Erdballs gefeiert werden, und ziehen Hunderttausende von Pilgern aus allen Teilen des indischen Reiches heran.

Wer von Madras, dem großen Hafen Südindiens, mit der Eisenbahn nach Süden fährt, wird als ersten dieser in ganz Indien berühmten Tempelorte westlich von Pondicherry die Stadt Tiruvannamalai finden, zu Deutsch: „der heilige rote Berg". Aus der mit Palmen bestandenen Ebene ragt ein steiler Granitfelsen auf neunhundert Meter Höhe empor, mit einer natürlichen Felsnadel an seiner Spitze, die von den Brahmanen als ein heiliger Lingam, das Abzeichen des höchsten Hindugottes Siwa, verehrt wird. Diesem Lingam zu Ehren wurde ein großartiger Tempel zu Füßen des Felsens erbaut. In der mit prachtvollen Steinskulpturen bedeckten, von einem Dom überhöhten Tempelhalle steht ein Bildnis des Sohnes von Siwa, des elefantenköpfigen Ganescha. Der Tempel mit seinem Wasserbassin, zu welchem eine majestätische Treppenflucht hinabführt, wird von einer Mauer eingeschlossen, über deren vier Eingängen sich ungeheure Torpyramiden erheben, die zu den höchsten Indiens zählen. Nicht weniger als fünfzehn Stockwerke hoch sind hier mächtige Granitquadern aufeinandergetürmt. Wer an den religiösen Festtagen eine dieser Pyramiden

ersteigt, dem zeigt sich zu seinen Füßen ein höchst eigenartiges Bild, wie es kaum anderswo als in dem malerischen Indien wiedergefunden werden kann. Der Sage nach fand hier die Versöhnung Siwas mit seiner Gattin Parvati, der Schönheitsgöttin, statt, und er erschien ihr wieder, in gewaltige Flammen gehüllt, die aus der Spitze des Felsens hervorkamen, so der Finsternis, in welcher die Erde bis dahin gehüllt war, ein Ende bereitend. Hunderttausende von Pilgern strömen zu dem Erinnerungsfeste an diese Lichtwerdung in dem Tempel und am Fuße des Felsens zusammen und erwarten das heilige Feuer. Die Brahmanen sammeln die Kampfer- und Harzmassen, welche die Pilger als Opfergaben bringen, und in der Festnacht werden diese Stoffe im Tempelhofe zu Füßen des Siwastandbildes plötzlich entzündet. Zu gleicher Zeit lodern auch auf der Spitze des Felsens ungeheure Flammen, von den Brahmanen angefacht, viele Meter hoch empor, und dieses Riesenfeuer wird zwei Tage und Nächte lang unterhalten. Die tausend und aber tausend Pilger erwarten, in dem Tempelteich badend, das Erscheinen des heiligen Feuers, und sind dann ihrem Glauben nach für alle Zukunft vom Glück begünstigt.

Noch großartiger ist der Zusammenstrom von Pilgern in jedem Februar in der Tempelstadt Kumbakonam, etwa hundert Kilometer weiter südlich, wo sich nicht weniger als sechzehn Riesentempel befinden, zwölf davon dem Gotte Siwa, vier Vischnu geweiht. Die Torpyramiden, über ein Dutzend an der Zahl, erreichen an Höhe und Massenhaftigkeit jene von Tiruvannamalai, doch sind die Seiten bis zu der Spitze, mit im ganzen etwa einem halben Hektar Flächeninhalt bei jeder einzelnen Pyramide, über und über mit Figuren bedeckt. Nach Tausenden zählen die Bildwerke von Götzen, Menschen- und Tiergestalten an jedem dieser seltsamen Bauwerke, welche die Hindus ihren Göttern geweiht haben. Aber der heiligste Ort von Kumbakonam sind nicht die Tempel, sondern der Mahamakamteich, ein von schönen Pagoden umschlossenes, etwa zwanzig Morgen großes Bassin, zu welchem ringsum steinerne Treppenfluchten hinabführen. Der Sage

nach sollen alle zwölf Jahre einmal die Gewässer des heiligen Ganges durch unterirdische Zuflüsse nach diesem Teich strömen, und dann versammeln sich in Kumbakonam während des Monats Februar nicht



Hindutempel in Südindien.

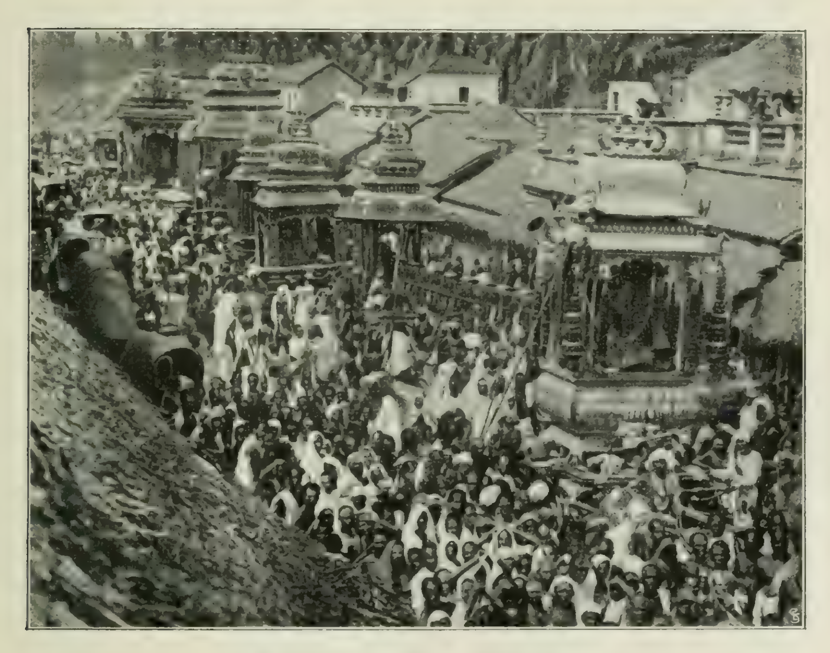
weniger als eine halbe Million Pilger! Die ganze Stadt enthält weit über hundert Hotels und Pilgerhallen, aber Hunderttausende finden keine Unterkunft und müssen im Freien kampieren. Ein Bad in dem heiligen Teich reinigt von allen Sünden, und der Zustrom

von Badenden ist so groß, daß mitunter nur ein kleiner Teil der weiten Wasserfläche sichtbar ist. Der Wasserspiegel wird durch diese Menschenmassen so gehoben, daß früher zahlreiche Menschen darin ertranken, und die Behörden lassen daher an solchen Festtagen jetzt das Wasser bis auf einen Meter Tiefe ablaufen. Ist der Teich mit Menschen gefüllt, so werden von den Brahmanen die Götzenbilder aus den Tempeln hervorgeholt, bei deren Anblick die Badenden ihre Hände betend erheben und den Kopf unters Wasser tauchen. Schon einige Tage nach Beginn der Pilgerzüge ist das Wasser im Teiche von Schmutz und Unrat so dick und trüb geworden, daß nur der eifrigste Fanatismus die Pilger bewegen kann, ihre Köpfe in diese Masse zu stecken. Auf das Bad im heiligen Teich pflegt dann ein zweites in dem nahe vorbeiströmenden Cauveryfluß zu folgen.

Unzweifelhaft die schönste und einheitlichste, wenn auch lange nicht großartigste Tempelanlage Südindiens ist jene in der früheren Königsstadt Tanjore, mit Nebengebäuden in entzückender Ausführung. In der großen Säulenhalle vor dem Haupttempel liegt der berühmte Nandi, Siwas heiliger Stier, aus einem einzigen Block Syenit gemeißelt und fünfundzwanzig Tonnen schwer. Dieser von den Hindus angebetete Koloß wurde vor mehreren hundert Jahren aus einer Entfernung von sechshundert Kilometer hierher gebracht! Noch wunderbarer ist die Krone, welche die Spitze der achtzig Meter hohen Tempelpyramide bildet. Aus einem Granitblock gemeißelt, wiegt sie nicht weniger als achtzig Tonnen, und um sie auf die Pyramide zu setzen, mußte auf einem Holzgerüst eine schiefe Ebene von sechs Kilometer Länge gezimmert werden! Täglich findet in dem Siwa geweihten Tempel Gottesdienst statt, zu welchem die Brahmanen durch ein eigenes Musikkorps begleitet werden. Bei festlichen Gelegenheiten gehört zum Gottesdienst auch der Tanz der Nautschmädchen, von denen jeder größere Tempel des Südens eine Anzahl unterhält.

Der größte Tempel Indiens, vielleicht des ganzen Erdballs, liegt etwa fünfzig Kilometer westlich von Tanjore, in der Nähe der alten,

aus den Kämpfen zwischen den Franzosen und Engländern bekannten Felsenfeste Trichinopoly, zu deren Füßen sich auch ein heiliger Teich mit einem graziösen Pavillon in der Mitte befindet. Der große, dem Gotte Vischnu geweihte Tempel liegt einige Kilometer weiter auf einer Insel im Cauveryfluß, namens Srirangam, und ist so ausgedehnt, daß innerhalb der Tempelanlage nicht weniger als zwanzigtausend



Hindugötzenprozession in Srirangam.

Menschen, durchweg Anhänger des Vischnu, wohnen! Der Srirangamtempel ist gleichzeitig der einzige Tempel Indiens, welcher nicht nur von Brahmanen, sondern auch vom gewöhnlichen Volk bewohnt wird.

Schon aus der Ferne nimmt man mit Staunen die ungeheuren, turmartigen Torpyramiden, Gopuram genannt, wahr, die sich, über zwanzig an der Zahl, hoch über die Palmenwälder der Ebene erheben und mit nach vielen Tausenden zählenden, bunt übermalten, lebensgroßen Menschen- und Tierfiguren bis an die Spitzen bedeckt sind.

Ein Tor aus ungeheuren Granitblöcken, so groß und massiv wie jene von Karnak in Ägypten, führt durch die erste und äußerste Umfassungsmauer, welche ein Viereck von einem Quadratkilometer Fläche umschließt. Riesige Elefanten, zum Tempeldienste gehörig, lagern an dieser Mauer, ringsum erheben sich zahlreiche offene Säulenhallen als Rastplätze für die zeitweilig nach Tausenden zuströmenden Pilger. Besteigt man den großen Torbau, dann erhält man von oben einen Überblick über die ganze Anlage. Nicht weniger als sieben konzentrische, hohe Steinmauern umschließen das Allerheiligste, einen niedrigen Tempel mit goldenem Dach, in welchem sich das Götzenbild Vischnus befindet; rings um dasselbe sind Juwelen, Gold- und Silbergefäße, Edelsteine u. s. w. im Werte von Millionen aufgehäuft. Auf jeder der vier Seiten führen Tore durch die Umfassungsmauern, jedes Tor von einer seltsamen, bis zu fünfzehn Stockwerken hohen Pyramide überhöht. Zwischen den Mauern aber wohnen die Anhänger Vischnus, zunächst jene der niederen Kasten, welche in belebten Bazars Handel treiben, dann zwischen der dritten und fünften Umfassungsmauer Einwohner höherer Kasten; die sechste und siebente Umfassung ist ausschließlich für die Wohnstätten der höchsten Kaste, der Brahmanen, bestimmt, und kein Mitglied einer anderen Kaste, auch kein Europäer, darf sie betreten.

Die Säulenhallen, die mit Skulpturen überreich bedeckten Tempelwände, die Zahl der Figuren, Statuen, Säulenmonolithen, Pagoden u. s. w. spotten der Beschreibung. Das einfache Durchschreiten dieser phantastischen Tempelanlage erfordert Stunden; Wochen aber würde es erfordern, all die seltsamen Gebräuche und die Götzenverehrung, Umzüge, Tänze, Badzeremonien u. s. w. kennen zu lernen, welche sich hier seit der Erbauung des Tempels im 17. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag erhalten haben, und sich gewiß auch durch Jahrhunderte erhalten werden.

Ist der Tempel von Srirangam der größte Tempel Indiens, so ist jener von Madura, im äußersten Süden, der heiligste, denn hier

sollen dem Glauben der Hindus nach Siwa und seine Gattin sich zeitweilig aufhalten. Madura war seit vorchristlichen Zeiten die Hauptstadt eines großen Königreichs, und der berühmte Tempel wurde in seinen schönsten Teilen unter der Regierung des mächtigen Königs Tirumala im 17. Jahrhundert erbaut. Nicht weniger als neun Pyramiden erheben sich über den Zugangstoren, alle mit den reichsten



Torbau (Gopura) des Tempels von Madura.

lebenswahren Skulpturen über und über bedeckt bis auf die höchsten Spitzen. All die weitläufigen Korridore, Säulenhallen, Tempel und Pagoden sind eine einzige Masse von kunstvollen Bildhauerarbeiten. Welche Menge von kostbarem Material und Skulpturen an dem Tempel verschwendet wurde, geht schon aus der Tatsache hervor, daß die Erbauung nicht weniger als hundert Millionen Mark verschlang, eine Geldsumme, welche im Vergleich zur damaligen Zeit und zu den billigen Arbeitsverhältnissen heute gewiß das Vier- bis Fünffache repräsentiert.

Die vom König Tirumala erbaute Säulenhalle mit hundertzwanzig herrlichen figurenbedeckten Säulenmonolithen kostete allein fünfund=



Partie des großen Tempels von Madura (Südindien).

zwanzig Millionen Mark! Mit Staunen durchwanderte ich diese weiten Räume, diese Korridore, finsteren Tempelhallen, in denen unzählige Fledermäuse hausen, wo Affen ihren Schabernack treiben, wo in Käfigen

Bassin im Tempel von Madura



schöne grüne, blaue und gelbe Papageien eingesperrt sind, wo andächtige Hindus ihre Lieblingsgötzenbilder mit Öl und Butter einschmieren oder ihnen Blumen opfern, oder in den heiligen Gewässern des Bassins baden. Mit Verwunderung betrachtete ich die Tausende und aber Tausende von Steinfiguren, die grotesken Ornamente, welche auch nicht einen Fußbreit Wandfläche unbedeckt lassen. Man kann nicht umhin, den Glaubenseifer und die Opferwilligkeit der Hindus zu bewundern, welche besonders an Festtagen gelegentlich der großen Umzüge der Götzenbilder zum Ausdruck kommen. An gewissen Tagen im Jahre werden die Heiligtümer aus den Tempeln nach dem herrlichen Tappakalamteich außerhalb der Stadt gebracht und dort unter dem Zudrang von Zehntausenden zur Nachtzeit auf glänzend erleuchteten Flößen spazieren geführt. Nirgends in Indien, weder in Agra noch Delhi, noch in Allahabad oder selbst in Benares, zeigt sich der religiöse Glaube der Hindus in solcher Absonderlichkeit und äußert sich in so großartigen Festen wie in den Tempelstädten des südlichen Indien, nirgends haben die Brahmanen so große Macht wie hier, nirgends haben auch die christlichen Missionen mit solcher Macht eingesetzt, um an die Stelle Brahmas, Vischnus und Siwas das Bild des christlichen Gottes aufzurichten. Für den Reisenden aber wird kein Besuch Indiens vollständig sein, wenn er nicht auch die großartigen Tempelbauten von Kumbakonam, Tanjore, Srirangam und Madura besucht.

5. Trichinopoly, eine Felsenfeste in Südindien.

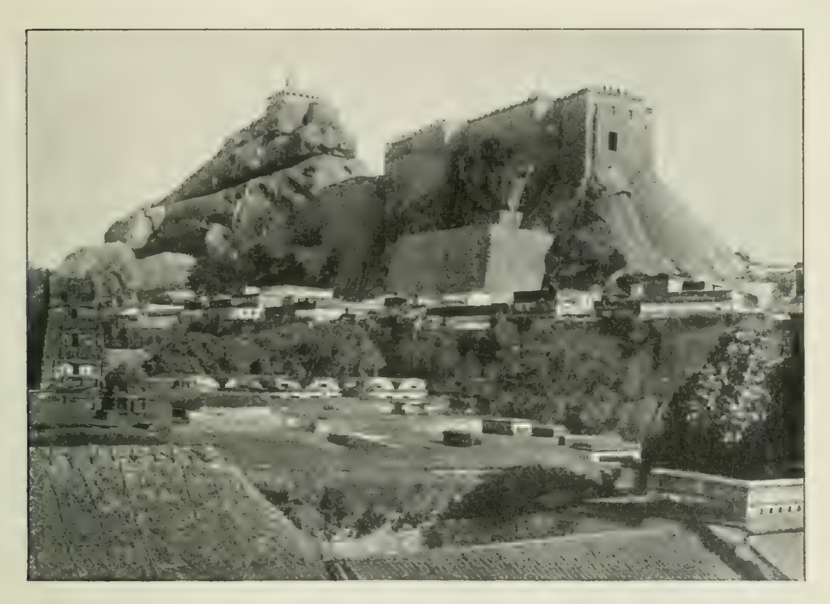
Es hat lange blutige Kämpfe zwischen verschiedenen europäischen Staaten in Indien erfordert, ehe das traditionelle koloniale Kriegsglück der Engländer das Reich der Großmogule in ihren Schoß fallen ließ. Der Reihe nach setzten sich Portugiesen und Holländer, Dänen, Franzosen und Engländer in dem durch innere Streitigkeiten

der indischen Fürsten zerrissenen Riesenlande fest, der Reihe nach wurden sie daraus wieder vertrieben, oder doch auf einzelne kleine Besitzungen zurückgedrängt, und nur die Franzosen waren eine Zeitlang Herren des südlichen Indien, bis auch sie den siegreichen Engländern weichen mußten.

Den ersten Anstoß zu dem Verlust der französischen Kolonien bot der Fall der Feste Trichinopoly im Jahre 1752, und bis auf den heutigen Tag wird der berühmte Gneisfelsen dieser Stadt gewissermaßen als der Grundstein der englischen Herrschaft angesehen.

Wer auf dem Wege von Ceylon nach der großen Hauptstadt Indiens, nach Kalkutta, auf der Eisenbahn den Süden durchfährt, der wird schon aus der Ferne den ungeheueren Gneisblock wahrnehmen, der wie ein Meteor, wie das Stück eines zertrümmerten Weltkörpers aus der weiten überaus fruchtbaren Ebene aufragt. Ringsum nur Palmen und Bananen, Mangos, Brotfrucht- und andere Baumriesen des tropischen Südens, dazwischen ausgedehnte Reisfelder und Plantagen, von üppigen Gärten umgebene Dörfer der fleißigen Hindus, und mitten in diesem Paradiese erhebt sich der vollständig kahle, rötlichgraue Felsen mit stellenweise fast senkrechten, hundert Meter tiefen Abstürzen, in der Kühnheit und Großartigkeit seiner Form jedem unvergeßlich, der ihn einmal gesehen. Je näher das Dampfroß den Reisenden bringt, desto deutlicher treten die mächtigen Festungsmauern und Bastionen hervor, die, wie aus dem Felsen herausgehauen, selbst als Stücke desselben erscheinen, und auf der obersten kahlen Spitze erkennt man endlich ein zierliches von Säulenreihen umgebenes Tempelchen, überhöht von einem Flaggenmast. Rings um den Fuß des Felsens strecken hohe schlanke Palmen ihre edel geschwungenen Kronen über das seltsame Häusermeer der Stadt, zwischen dessen flachen Dächern hier und dort die mit Figuren überladenen Kuppeln von Hindutempeln sichtbar werden. Trichinopoly war ja seit undenklichen Zeiten ein Hochsitz der Hindukultur, die Residenz indischer Könige, und seine Gründung reicht fünf Jahrhunderte über Christi Geburt zurück!

Man hofft also in eine Stadt zu kommen mit unverfälschter Hindukultur, wie das benachbarte Madura oder Srirangam, wie Kumbakonam oder sonst eine der in ihrer Art einzigen Tempelstädte des Erdballs. Als ich aber vom Bahnhof aus meinen ersten Spaziergang unternahm, fand ich zu meiner Überraschung ganz moderne Straßen mit abendländischen Gebäuden, hübschen Gartenanlagen, christlichen Kirchen und Missionsanstalten! Erst jenseits eines befestigten Tores, das durch



Festung von Trichinopoly (Südindien).

die größtenteils zerstörten Stadtmauern führt, kam ich aus der modernen angloſächsischen Gegenwart mit einem Male in das alte Trichinopoly. Vor mir breitete sich ein mehrere Hektar großes Bassin, von den Hindus Tappakalam genannt, aus. Die spiegelglatte Wasserfläche, ein weites Quadrat, wird von rot und weiß gestreiften Steinmauern umschlossen; an verschiedenen Stellen führen breite Stufen von der Straße nach dem Wasser; Brahmanen nahmen dort ihr Bad, Hindufrauen kamen und gingen, die in der Sonne glänzenden, glatt-

polierten Bronzegefäße auf den Köpfen; rings um das Bassin erheben sich in allen Farben des Regenbogens bemalte Häuser mit Kolonnaden, Balkonen, Dachterrassen, und aus der Mitte der Wasserfläche steigt ein herrlicher Säulentempel, Mandapam genannt, auf. Der Hintergrund des anmutigen farbenreichen Bildes ist der ungeheuere nackte Gneisblock, mit den Palmengruppen an seinem Fuße.

Der Aufgang zu dieser berühmten Felsenfeste liegt jenseits des Tappakalam an einer breiten Straße, in deren Kaufläden die schönen Gold- und Silberarbeiten von Trichinopoly, dann Marmorskulpturen und die weitbekannten Zigarren der Stadt feilgeboten werden. Am Tore der Feste halten zwei riesige Elefanten Wache, und zwischen ihnen eintretend, sah ich die steile Treppenflucht vor mir, die auf den Gipfel führt. Die Stufen sind von den Millionen, die im Laufe der Jahrtausende hinaufgewandert sind, ausgetreten, der Schweiß hat sie geglättet. Felswände mit rätselhaften Inschriften und grotesken Figuren der Hindumythologie bedeckt, schließen diese Treppe ein, hier und dort unterbrochen von uralten Säulenhallen, in denen halbnackte Brahmanen, die weiße heilige Schnur um den schwarzen Hals geschlungen, den scheußlichen Steingötzen ihre Opfer darbringen. In jeder Nische, am Ende jedes der dunklen Seitengänge glotzten mir diese steinernen Fratzen entgegen, unter denen Ganescha, der Sohn Siwas, mit seinem Elefantenkopf am häufigsten vorkommt. Der dicke Rüssel fällt über seinen nackten Bauch, mit Farben und Butter beschmiert, die Salbung der gläubigen Hindus. Fast erscheinen mir die Brahmanen, die des Weges kommen, selbst wie lebendige Götzen; ihre schwarzen Körper ebenso wie ihr kahlrasierter Schädel glänzen vor Schweiß wie polierte Bronze, ihre Brust ist mit weißen und roten Strichen, die sie mit den Fingern auftragen, verschmiert, und auf der Stirne tragen sie in Kalk und Zinnober die drei aufrechten Striche, das Zeichen, daß sie dem Gotte Vischnu huldigen. Tempel über Tempel, auf jedem Treppenabsatz steinerne Götzen, auf jedem Felsenabsatz Bastionen und gewaltige Pylonen, als hätten sie die alten Ägypter

gebaut, wie jene von Luxor und Karnak. Die Felswände zu beiden Seiten werden immer höher, der Weg tritt endlich in einen finsteren Tunnel. Nach seiner Durchschreitung sah ich über mir auf der höchsten Spitze den heiligsten der Tempel aufragen, wieder dem scheußlichen, elefantenköpfigen Ganescha geweiht. Von einem Eisengitter umgeben, nimmt sich dieser steinerne Götze wie ein vorsintflutliches wildes Tier aus, und diesem Scheusal wird seit Jahrtausenden von den gläubigen Hindus gehuldigt, ihm bringen sie ihre Opfer dar.

Nicht nur hier, sondern auch in der weiten, von der Natur so reich gesegneten Ebene, die sich tief unten von meinem hohen Standpunkte wie eine Landkarte ausbreitete; in der Stadt, die sich rings um den Felsen legt, in den Feldern, wo im Schatten jedes größeren Baumes irgend ein steinerner Götze thront; zwischen den Palmen, überall ragen die grotesken, mit Tausenden von Hindugöttern bedeckten Tempelpyramiden hoch in die Lüfte. Und nur wenige Kilometer von meinem Standort entfernt, zeigen sich, seltsamer wie die Pyramiden von Ägypten, gleich ein Dutzend dieser achtzig Meter hohen Steinkolosse über der schon geschilderten Stadt Srirangam, zu dem größten aller Tempel des Vischnu gehörend!

Dort unten lag das Wunderland von Indien vor mir ausgebreitet, und ich eilte wieder zwischen den von der Tropenhitze durchwärmten Felswänden hinab in die Stadt, wo sich trotz jahrhundertelanger Tätigkeit der christlichen Missionen Hinduglaube und Hindusitten bis auf den heutigen Tag unverfälscht erhalten haben. Rings um die von Mauern umgebene Hindustadt gewahrte ich Kirchen und Missionshäuser, Hospitäler, Schulen, Seminare, ja sogar eine Hochschule mit gegen zweitausend christlichen Zöglingen. Trichinopoly ist ein katholischer Bischofssitz und zählt unter seinen hunderttausend Einwohnern ein Viertel Christen, aber in der inneren Stadt, im sogenannten Fort, herrschen immer noch Brahma, Vischnu und Siwa, und an Festtagen diesen Göttern zu Ehren sieht man erst, wie tief der Hinduglaube in diesem merkwürdigen Volke eingewurzelt ist.

Die Engländer haben die Regierung in ihren Händen, sie verwalten die Stadt, ihre Beamten sitzen in dem einstigen Königsschlosse. In dem Durbar, der Thronhalle der vertriebenen Rajas und Nabobs, wird heute von Engländern Recht gesprochen, draußen im „Kantonement", d. h. im englischen Stadtteil, exerzieren indische Truppen unter englischen Offizieren, seit anderthalb Jahrhunderten leben Engländer und Hindus neben- und zwischeneinander in derselben Stadt, aber die weitaus größte Zahl der Hindus ist doch ganz so geblieben, wie sie zur Zeit vor dem Eindringen der Europäer war!



6. Tanjore.

Der paradiesischen Insel Ceylon gegenüber, an der Ostküste des indischen Kaiserreichs, mündet der wasserreiche Cauverystrom in den Golf von Bengalen, und das Land, das er nach seinem Austritt aus dem gewaltigen, mit Urwäldern bedeckten Gebirgsland der Westghats durchströmt, ist in verschiedener Hinsicht von größtem Interesse. Die weiten Ebenen sind von einer Fruchtbarkeit, welche selbst jene von Ceylon übertrifft; zwischen den sorgfältig gepflegten Reisfeldern erheben sich Palmenplantagen von seltener Schönheit; die vielen Städte und Dörfer der Hindus sind von den üppigsten Gärten umgeben, in denen all die Fruchtbäume der Tropen, vor allem der schattige Mango, die großblättrige Banane, der in herrlichem Dunkelgrün prangende Brotfruchtbaum wie nirgends anderswo gedeihen. Auf den stark belebten Straßen mit ihrem fremdartigen, reizvollen Verkehr von Ort zu Ort reisend, begegnet man ganzen Zügen von Zebukarren, Elefanten, wandernden Hindus; in jedem Dorfe sieht man die seltsamen, Siwa oder Vischnu geweihten Tempel mit figurenbedeckten Fassaden und offenen Säulenhallen für Pilger; in den großen ummauerten Bassins baden des Morgens und Abends Hunderte von

Brahmanen und bringen dabei den Göttern ihre Opfer dar; im Schatten mancher Riesenbäume erheben sich kleine, steinerne Tempelchen oder groteske Götterfiguren, Hanuman mit dem Affenkopf, oder Ganescha, oder jene eigenartigen kurzen aufrechten Säulen, welche, das Prinzip der Zeugung darstellend, von den Hindus über alles verehrt werden.

Hier und dort ragen über die Bäume dieser, einem Riesengarten gleichenden Landschaft die ungeheuren Gopuras (Torpagoden) und seltsamen Türme der berühmten Tempelstädte empor, die in solcher Bauart und Größe sonst nirgends in der Welt, selbst nicht in Indien wiedergefunden werden. Sechzig bis achtzig Meter hoch erheben sich diese Steilpyramiden über das Dunkelgrün der Bäume, über und über mit Tausenden von Figuren der alten brahmanischen Götterwelt bedeckt, bei manchen von der kunstvollsten Ausführung und in den buntesten Farben prangend; und mitten unter diesen Wundern einer aus dem ersten Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung stammenden, längst wieder untergegangenen Baukunst erheben sich Wunder der Natur in Gestalt riesiger Granitfelsen, zwei- bis dreihundert Meter hoch aus der Ebene aufsteigend, von Halbkugel- oder Eiform, mit glatt gewaschener Oberfläche, oder seltsame, natürliche Granitsäulen, oder Riesentrümmer, jeder viele tausend Tonnen schwer, aufeinandergetürmt, alle aber von kleinen Hindutempeln gekrönt. Die wilden Mohammedanerhorden, welche zu Beginn der Hegira Indien überfluteten und zahlreiche Hindureiche eroberten, sind wohl bis hierher gedrungen, aber sie konnten in diesen Gegenden keinen festen Fuß fassen, und bis auf den heutigen Tag ist die Hindureligion hier herrschend geblieben.

Wenn irgend eine andere Religion im Süden Indiens Fortschritte zu verzeichnen hat, so ist es die christliche, ja gerade hier in dem alten Reiche der Koladynastie, in Tanjore (sprich Tandschore), haben die protestantischen Missionare ihre Tätigkeit begonnen. In diesem Jahre werden es zwei Jahrhunderte, seit die deutschen Missionare

Ziegenbalg und Plutschan als die ersten Verbreiter des protestantischen Glaubens im indischen Kaiserreiche eintrafen und an einer der Mündungen des Cauveryflusses, in der damals dänischen Kolonie Tranquebar unter dem Protektorat des Königs Friedrich IV. von Dänemark eine lutherische Mission gründeten. Ihr so erfolgreiches Unternehmen ging im Jahre 1841 an die Leipziger lutherische Mission über, welche später ihre Tätigkeit über den ganzen Distrikt ausbreitete. In der Hauptstadt des alten Kolareiches, in Tanjore, fand der deutsche Missionar C. F. Schwarz bei dem dortigen Herrscher tatkräftige Unterstützung und gründete 1778 eine heute noch blühende Mission.

Dieses Tanjore, eine der berühmtesten Städte des südlichen Indien, war auf meiner Fahrt von der Küste landeinwärts mein nächstes Reiseziel. In einem von Europäern so wenig besuchten Lande gibt es natürlich keine Hotels, doch hat die vorzügliche südindische Eisenbahngesellschaft auf ihrem Bahnhof in Tanjore einige Fremdenzimmer eingerichtet, außerdem ist ein Dak-Bungalow, d. h. ein von der englischen Regierung unterhaltenes Unterkunftshaus, vorhanden. Man braucht also keineswegs in den Tschuttrams, d. h. den Gasthöfen der Eingeborenen, Wohnung zu suchen. Wer ein solches Hinduhotel einmal gesehen hat, dem würde auch alle Lust dazu vergehen. Ganz nahe dem Bahnhofe wurde mir das vornehmste gezeigt, ein ebenerdiger Steinbau mit gepflastertem Hofe, auf den sich die einzelnen feuchten, fensterlosen Kammern öffnen. Jede Kammer dient einer Hindufamilie als Unterkunft; die Frauen breiten Matten über den feuchten Lehmboden — das ist ihre Schlafstelle; wollen sie ihre frugale Mahlzeit zubereiten, dann machen sie auf dem Hofe vor ihrer Kammer ein kleines Holzfeuer zurecht, holen Wasser in einem mitgebrachten Messinggefäß und kochen darin ihren Reis und ein paar Feldfrüchte dazu. Für die Benützung dieses Hotels haben sie täglich ein paar Pfennige zu zahlen und selbst diese sind manchen Hindus zu viel.

Tanjore ist eine ansehnliche Stadt von etwa sechzigtausend Einwohnern, eine der schönsten und reinlichsten von Südindien, mit breiten, geraden Straßen und lebhaftem Verkehr. — Die alten Festungswerke und gewaltigen Ringmauern sind größtenteils zerstört, der breite Wallgraben ausgefüllt, und auf die furchtbar blutigen Kriege, Kämpfe, Belagerungen ist eine Zeit des Friedens und Wohlstandes gefolgt. Auf einer Bastion sah ich noch ein Geschützrohr schlummern, eines der



Partie von Tanjore (Südindien).

gewaltigsten, die wohl je gemacht worden sind. Es besteht aus zusammengeschmiedeten Eisenringen von zweieinhalb Fuß Durchmesser, durch Messingstreifen zusammengehalten, und hat eine Länge von nicht weniger als acht Meter! Dieses Riesengeschütz wurde im 16. Jahrhundert unter den Königen der Nayakdynastie hergestellt, ohne ihnen viel zu nützen, denn es wurde nur ein einziges Mal abgefeuert. Und auch das war ein Schildaer Stückchen. Alle Einwohner der Stadt wurden aufgefordert, sich ins Freie zu begeben. Nachdem das Geschütz geladen war, fehlte es den Artilleristen von Tanjore an Mut,

das Ungetüm abzufeuern, und so wurde auf den Erdboden eine zwei englische Meilen lange Pulverschlange gestreut, die vom Zündloche bis ans andere Stadtende reichte. Das Feuer brauchte geraume Zeit, bis es an das Geschütz gelangte, der Schuß erdröhnte, alles fiel um, aber die Leute kamen mit dem Schrecken davon. Seither wird das Geschütz, Raja Gopala genannt, als Palladium von Tanjore verehrt. Als ich vor diesem Ungetüm stand, kam ein Junge herbeigelaufen, kroch in die Mündung und setzte sich aufrecht in dieselbe, wie um voll Stolz ihre Größe zu zeigen.

Seit 1855 hat Tanjore, eines der ältesten Reiche Indiens, seine Selbständigkeit verloren. In diesem Jahre starb der letzte Raja ohne direkten Nachkommen, und obschon eine Menge anderer Prinzen seines Hauses vorhanden waren, benützte England diesen Anlaß, um Tanjore in seine indischen Besitzungen einzuverleiben. — Aber der herrliche Palast der Fürsten steht heute noch, eine der großartigsten Residenzen Indiens, und staunend durchwanderte ich die riesigen Säulenhallen mit ihrem prächtigen Skulpturenschmuck, die weiten Höfe mit ihren Gartenanlagen und die prunkvollen Audienzräume des Fürsten, die noch heute den Thron und ihre sonstige Einrichtung zeigen. In einer dieser Hallen steht eine Marmorstatue des verstorbenen Raja. Ein Teil des Palastes stammt aus der Zeit der ersten Dynastie, überhöht von einem neunstöckigen Turme, in neuerer Zeit errichtet, und einem zweiten, niedrigeren Turme, dessen Sprünge von einem denkwürdigen Ereignis in der Geschichte Tanjores herrühren. Im 17. Jahrhundert wurde Tanjore so ernstlich belagert, daß der Fall der Feste unvermeidlich war. Um zu verhindern, daß die fürstliche Zenana (Harem) in die Hände der Feinde fiele, befahl der Raja, Vidschaya Raghava mit Namen, seinem Sohne, in den Zenanagebäuden Schießpulver aufzuhäufen. Auf ein gegebenes Zeichen sollte er es entzünden, und dann, mit dem Schwert in der Hand, zu seinem Vater eilen, damit sie vereint sterben könnten. Das Vorhaben wurde tatsächlich ausgeführt, die Haremsräume mit all ihren weiblichen In-

fassen wurden in die Luft gesprengt und die Explosion zerstörte auch den größten Teil des alten Palastes.

In dem noch stehen gebliebenen Teile ist der reiche Bücherschatz des letzten Raja untergebracht, mit achtzehntausend Sanskritmanuskripten, davon die Hälfte auf Palmblättern geschrieben; eine Sammlung von unschätzbarem Wert und einzig in ihrer Art. Der Bibliothekar, ein gelehrter Brahmane, zeigte mir auch eine Menge kostbarer Bücher in persischer Handschrift in der herrlichsten Ausführung, wie sie in Europa nur in den wenigsten Büchereien zu finden sind. Der gute Brahmane kennt ihren Wert, und hält sie in seidene Tücher gewickelt unter sicherem Verschluß.



Mündung des Riesengeschützes in Tanjore.

Von großem Wert sind auch die Waffen in der Sammlung des Raja, ebenso wie die Juwelen in seiner Schatzkammer — Diamanten aus Golcorda, Smaragde, Rubine und Saphire von Nußgröße, alle zu Ohrgehängen, Armbändern und Halsketten gefaßt, ohne daß diese Schätze seit Jahren benützt worden wären. Einzelne Trakte des ausgedehnten Palastes sind heute noch von den Witwen und Töchtern des verstorbenen letzten Königs von Tanjore bewohnt. Im Hofe unten stehen zur Erhöhung des fürstlichen Glanzes ein paar Elefanten, mit Ketten an den Hinterbeinen gefesselt; ein Heer von Dienern, Wärtern, Köchen, Pferdeknechten und Wachen bewohnt die unteren Räume, und eben als ich den Hof durchschritt, kamen einige Prinzen in modernen Equipagen von ihrer Spazierfahrt zurück; voran zwei Lanzenreiter in malerischen Uniformen, dahinter zwei Diener zu Pferde, und in den Wagen zur Seite ihrer Lehrer

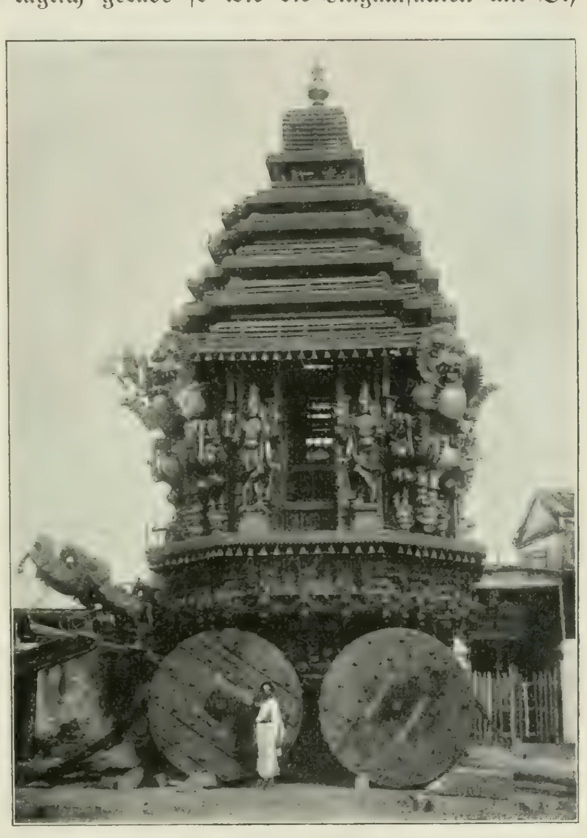
junge und zarte Knaben, mit Edelsteinen bedeckt. Das ist alles, was ihnen die Engländer von der Herrlichkeit ihrer Vorfahren belassen haben.

Wie der Königspalast, so zeigt auch die hübsche mehrstöckige Stadthalle in der Architektur modernen europäischen Einfluß. Sonst ist alles urindisch geblieben, vornehmlich der gewaltige Dschaggernathwagen, eine monumentale Pagode von mehreren Metern Höhe auf Rädern, in welchem an großen Festtagen die Götzenbilder aus den Tempeln spazieren geführt werden. Hunderte von Hindus bilden dabei die Zugkräfte. Zu gewöhnlichen Zeiten steht diese Riesenpagode in der Hauptstraße, ihr Figurenschmuck mit einer fingerdicken Staubkruste bedeckt.

Die größte Sehenswürdigkeit von Tanjore und gleichzeitig von ganz Indien ist indessen der herrliche Siwatempel, dessen Pyramiden ich am anderen Ende der Stadt emporragen sah. Eine dieser Pyramiden, mit reichem Skulpturenschmuck auf ihren Absätzen, erhebt sich über dem Torweg jenseits der Tempelmauer und des ihr vorliegenden breiten Grabens. Der feinbesandete, einen halben Hektar große Tempelhof ist rings von niedrigen Gebäuden umschlossen, die den Brahmanen, Tänzerinnen, Musikern und Tempelwächtern als Wohnung dienen. Unmittelbar jenseits der Torpyramide erheben sich Säulenhallen, welche an Festtagen für die Opfergaben und für die Zeremonientänze des geistlichen Ballettkorps dienen. Längs der rechten Wand stehen eine Unzahl von Lingams, gestutzte Marmorsäulen, das Geheimnis der menschlichen Fortpflanzung versinnbildend, jede mit Öl beschmiert und mit Blumen bedeckt. In der Mitte des Hofes erhebt sich der Tempel selbst. Das erste Gebäude ist eine reich ornamentierte Säulenhalle auf einer mannshohen marmornen Plattform, welche den berühmten Nandi, den heiligen Stier des Gottes Siwa, trägt. Das Ungetüm ist in ziemlich roher Ausführung aus einem einzigen Syenitblock von fünf Meter Länge und drei Meter Höhe gemeißelt, der aus einer Entfernung von mehreren hundert Kilo-

metern hierher gebracht wurde. Auf welche Weise dieser schwierige Transport in früheren Zeiten, lange vor der Kenntnis der technischen Errungenschaften des Abendlandes erfolgte, ist ein Rätsel. Brahmanen salben ihn täglich gerade so wie die Lingamsäulen mit Öl, und seine Oberfläche ist im Laufe der Zeit so glänzend geworden wie polierte Bronze.

An den Stierpavillon schließen sich zwei andere Säulenhallen an, mehrere Meter hoch auf Marmorterrassen gelegen, zu welchen breite Treppenfluchten emporführen, und aus diesen Säulenhallen gelangt man in das eigentliche Heiligtum des Tempels, jedem Europäer unzugänglich. Über den Tempel erhebt sich auf siebzig Meter Höhe die wunderbare Steinpyramide, Vimanah genannt, in ihrer Form und Ausschmückung wohl das edelste Beispiel der eigenartigen südindischen Architektur. Im Gegensatz zu den vielen anderen ähnlichen Tempelbauten Südindiens ist sie nicht mit den Tausenden grotesker, buntbemalter Göttergestalten verunziert und auf ihrer Spitze ruht als



Ein Dschaggernathgötzenwagen in Tanjore.

Krönung eine Art Kuppel, aus einem einzigen Granitblock von acht Meter Durchmesser und achtzig Tonnen Gewicht bestehend! Noch schöner und weitaus zierlicher präsentiert sich der hinter dem Haupttempel gelegene Tempel, dem Sohne Siwas, dem Helden Subramania geweiht. Das Dach dieses entzückenden Baues ist mit so zarten Skulpturen geschmückt, daß sie sich wie Elfenbeinschnitzereien ausnehmen. Als ich noch bewundernd dastand, kam ein Zug Priester herangeschritten, begleitet von Flötenbläsern und Tamburinschlägern; sie trugen in großen Bronzegefäßen die für die Tempelgötzen bestimmten Opfer, ließen sich aber auf meine Aufforderung doch willig photographieren.



Tempel von Tanjore.

Leider waren keine der jungen bildhübschen Nautschmädchen unter ihnen, welche, im Tempelhof wohnend, an großen Festtagen und wohl auch sonst religiöse Tänze auszuführen haben. Sie und die vielen eigenartigen Zeremonien, der altangestammte Aberglaube,

die Opferfeste, Umzüge und dergleichen halten immer noch die weitaus größte Zahl der Einwohner Tanjores im Hinduglauben gefangen, obschon sich rings um die Stadt verschiedene katholische und protestantische Missionen mit Kirchen, Schulen, Waisen- und Krankenhäusern befinden. Zur vollständigen Bekehrung der Hindus in diesen Teilen von Indien wird es wohl noch jahrhundertelanger Arbeit bedürfen.



7. Madras.

Nach Kalkutta und Bombay ist Madras die größte Stadt des indischen Kaiserreiches, mit einer halben Million Einwohner. Ich hielt mich eine Woche dort auf, die Stadt habe ich aber nicht gesehen, denn Madras darf als Stadt in unserem Sinne überhaupt nicht bezeichnet werden. Wald, Wiese, Sumpf, Insel, Meeresstrand, Flußufer, Hügel, Reisfelder und Palmenpflanzungen, alles durch meilenlange staubige Straßen verbunden, hier und dort besetzt mit kleinen Ansiedlungen der Eingeborenen oder mit den riesigsten Monumentalbauten der Engländer; das ganze über eine Fläche von der Größe eines deutschen Fürstentums ausgebreitet und von den sengenden Strahlen der Tropensonne beschienen. Kalkutta hat Straßen und Plätze ähnlich wie unsere Städte, Bombay hat sogar ganz europäische Stadtviertel, wenigstens dem Aussehen der Bauten nach. Madras aber ist ein tropischer Landaufenthalt, von Flüssen, Kanälen und Eisenbahnen durchzogen. Mein indischer Diener sagte mir, wir wären schon in Madras und doch durchsauste unser Eisenbahnzug noch kilometerweite Reisfelder, Wälder und auf Holzdämmen Sümpfe und Teiche, bis er eine kleine belebte Ansiedlung und endlich die Station selbst erreichte.

Um keine Zeit zu verlieren, schickte ich meinen Diener mit dem Gepäck ins Hotel voraus und beschloß, durch die Stadt zu Fuß dort-

hin zu wandern. Die Koffer waren bald auf einen zweiräderigen Zebukarren verladen; der halbnackte beturbante Tamil nahm auf der Deichsel Platz und kutschierte das sonderbare Gefährt nach der Hafenstraße, wo ich es in dem ungemein lebhaften Treiben alsbald aus dem Auge verlor.

Die Station der südindischen Bahn liegt am Meeresufer zwischen dem Hafen und dem Gewirr enger Straßen und kleiner Häuser, das ich für Madras hielt. Auf Hunderte von Kilometern nach Nord und Süd zeigte die indische Küste keine Bucht, keinen Einschnitt, der als Hafen dienen könnte, und um den Schiffen beim Ein- und Ausladen wenigstens einige Sicherheit und den nötigsten Schutz zu verleihen, haben die Engländer hier mit ungeheuren Kosten zwei lange Steindämme gebaut, welche einen künstlichen Hafen bilden. Droht aber einer der an den hiesigen Küsten so häufigen Stürme, dann müssen die Schiffe so rasch wie möglich in die offene See. Das Landen von Passagieren ist in Madras mit großen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, da die Brandung fast immer hohe schaumgekrönte Wellen aufwirft, und als ich von der Hafenstraße aus wahrnahm, wie die von nackten schwarzen Bootsleuten gelenkten Catamaranboote umhergeschleudert wurden, da beglückwünschte ich mich, die Eisenbahn und nicht den Seeweg für meine Reise benützt zu haben.

An der Hafenstraße und in den schmalen Durchgängen dahinter liegen die „Godowns", das heißt die Warenlager der europäischen Kaufleute, Regierungsämter, Banken und Geschäftsbureaus, aber nicht ein einziges Wohnhaus weißer Einwohner. Die ganze Geschäftsstadt wird von Schwarzen bewohnt, alle Völkerschaften Indiens scheinen sich hier zusammengefunden zu haben, um im Dienste der Weißen zu arbeiten; in den Eisenbahnbureaus, im Post- und Zollamte sind nur die Chefs Europäer, die Unterbeamten Eurasier, das heißt Mischlinge zwischen Europäern und Schwarzen, die Clerks schwarze Vollblutindier. Unter der halben Million Einwohner von Madras gibt es überhaupt nur dreitausend Weiße, dann zwölftausend Mischlinge, der

ungeheure Rest sind Schwarze, die sich allen möglichen Berufen, Industrie, Handel, Landwirtschaft, Fischfang hingeben; es gibt freilich auch viele Nabobs, Großkaufleute mit Millionenvermögen und steinreiche Fürsten, die Nachkommen der von den Engländern aus ihren Ländern verjagten Rajas, nur wohnen sie nicht in dem Hafenviertel, das den Namen Blacktown, „Die schwarze Stadt", führt und nur von armen Leuten bewohnt wird. Die Straßen sind schmutzig, die hygienischen Verhältnisse elend, und zuzeiten der Schwarzen Pest fallen ihr hier viele zum Opfer.

Zu sehen gab es hier nicht viel, und ich schlug den Weg nach Süden ein, wo über das Grün der Bäume die Türme und Giebel mächtiger Gebäude emporragen, augenscheinlich der „weiße" Stadtteil von Madras. Als ich aber nach langem ermüdenden Marsch auf den staubigen Straßen in der drückenden Sonnenhitze zu diesen Colleges und Courts of Justice gelangte, fand ich sie vereinzelt, kilometerweit voneinander in der grünen Landschaft stehen, ohne Stadt, ohne sonst ein Wohnhaus in der Nähe. Gegen die Küste zu liegt das alte Fort St. George mit seiner Salutierbatterie und seinen Kasernen, von ausgedehnten Parkanlagen und Wiesenflächen umgeben; daran schließt sich eine von zwei Armen eines wasserreichen Flusses gebildete Insel, einen Quadratkilometer groß, ebenfalls nur schattige große Baumgruppen und grüne Wiesen, ganz wie der Hydepark in London. Die in malerischen Uniformen steckenden, beturbanten Hünen der Leibgarde des Gouverneurs tummelten hier ihre Rosse oder lungerten vor ihren Zelten umher; in einer Ecke dieses Inselparkes liegt eine Kaserne, aber von einer Stadt war nichts zu sehen; vielleicht lag sie jenseits des Flusses, und ich folgte der buntgekleideten Menge von Fußgängern über die Brücke. Rechts erheben sich, wieder inmitten großer Gärten, das allgemeine Hospital und die Arzneischule, links das Gefängnis, geradeaus der schöne Bahnhof der Madraseisenbahn, dann wieder ein Park von Quadratkilometergröße, mit künstlich angelegten Seen, schattigen Spaziergängen und einer imposanten

Stadthalle, aber kein Wohnhaus. Vielleicht liegt die Stadt auf der anderen Seite der Insel? Baedeker für Madras gibt es keinen; ich hätte, ermüdet von dem langen Umherirren, gerne gefragt, aber die Menschen, denen ich begegnete, waren nur schwarze Tamilen und Malabarleute, die ebensowenig englisch wie ich tamilisch verstanden. Europäer waren nicht zu sehen. Ich durchschritt den Inselpark, ging jenseits wieder über eine Brücke und kam — wieder in einen Park, einen halben Quadratkilometer groß. Garden mit gewaltigen Turbanen, Gewehre im Arm, bewachten das hohe Eisentor und präsentierten, als ich es durchschritt. Dieser Park war der schönste, am besten gepflegte von allen, gerade so wie Kensingtongardens oder der Kewpark bei Richmond in England. In der Mitte erheben sich ein paar schneeweiße Gebäude mit breiten Freitreppen und Säulenhallen und indischen Soldaten als Wachen davor, die wieder ihre Gewehre präsentierten. Wahrscheinlich Museen oder Schulen dachte ich mir und schritt die Treppe des ersten Gebäudes hinauf, als mir endlich ein junger Offizier in Kampagneuniform entgegenkam. „Do you wish to see His Excellency the Governor?“ (Wollen Sie den Gouverneur sprechen?)

Das war also die Residenz Sr. Exzellenz Lord Ampthills, des obersten Herrn eines Gebietes von der Größe des Königreichs Preußen mit achtunddreißig Millionen Einwohnern, die Eingeborenenstaaten gar nicht mitgerechnet. Ich besaß einen Empfehlungsbrief an ihn, aber vorläufig hatte ich nur den einen Wunsch, in die Stadt, in mein Hotel zu kommen.

„Stadt? Was Sie bis jetzt von Madras gesehen haben, ist ja die Stadt. Ihr Hotel, das Connemarahaus, liegt noch ein paar Kilometer weiter an der Mount Road. Wenn Sie meinen Wagen benützen wollen? Ich fahre selbst eben nach jener Richtung.“

Ich setzte mich neben ihm, der schwarze bärtige, beturbante Sais schwang sich hintenauf, und wir fuhren an dem schönen Gebäude des Kosmopolitanklubs vorbei in die Mount Road.

Mount Road wurde nach einer kleinen Anhöhe benannt, die zwölf Kilometer weit vom Government House — welche Entfernungen! — an den Ufern des breiten Adyarflusses liegt und ein sehr interessantes Heiligtum, das Grab des heiligen Thomas enthält, der im Jahre 68 nach Christi Geburt hier den Märtyrertod fand. Die ersten paar Kilometer — ohne Kilometer geht es in Madras nicht ab — erheben sich zu beiden Seiten der Mount Road die wichtigsten Geschäftshäuser der Weißen, die Basare der Schwarzen, aber auch hier gibt es keinen städtischen Kern. Die Exporteure, die großen Kaufherren, Eisenbahnmagnaten und Beamten wohnen in Bungalows, weit draußen zerstreut, jeder Bungalow von großen schattigen Parks und Blumengärten umgeben, und in dem Labyrinth der durch die Landschaft führenden Wege so versteckt, daß ich später stundenlang mit meinem Wagen umherirrte, ehe ich die Wohnsitze meiner Bekannten fand.

Sogar die Kaufläden in der Mount Road haben etwas von diesen riesenhaften Verhältnissen von Madras. Warenhäuser im Stile von Wertheim oder Tietz, mehrere Stockwerke hoch, mit zahlreichen weißen Angestellten, einem uniformierten Portier und mehreren schwarzen Läufern vor dem Eingang, Juwelierläden, gefüllt mit den größten Kostbarkeiten, in riesigen Sälen zur Schau gestellt; Buchläden mit ganzen Bibliotheken, als hätte Madras die Einwohnerzahl von London, und dabei wohnen hier nur dreitausend Weiße!

Weiter aufwärts werden die Häuser der Mount Street wieder kleiner, unscheinbarer, bewohnt von Hindus oder Mohammedanern, aber hier und dort ragt alle Kilometer einmal doch wieder ein moderner Riesenbau oder eine Kirche empor. Kurz vor der St. Georgskathedrale bog mein liebenswürdiger Engländer rechts ab und setzte mich in dem mit Schutthaufen und Schmutz bedeckten Hofe des Connemarahotels ab.

Ich war am Ziele, mein Diener hatte inzwischen ein Zimmer genommen und mein Gepäck in dasselbe schaffen lassen, das Hotel mit seinen langen, mehrstöckigen Trakten und Nebengebäuden präsentierte sich sehr ansprechend, und doch hätte ich es am liebsten gleich am

ersten Abend wieder verlassen, denn eine derartige Lotterwirtschaft, wie sie in diesem „vornehmsten" Gasthof von Madras herrschte, habe ich in keinem Hotel Indiens wiedergefunden. Dichter Staub auf den Möbeln, Bettwäsche und Mückennetz zerrissen, die Türen nicht schließbar, alles aus Holz und derart akustisch, daß man jedes Geräusch im Hause, jedes Gespräch hören konnte, dabei die natürlich nur aus Männern bestehende Bedienung unter aller Kritik. Der Preis war nicht besonders hoch, ich glaube zehn Rupien, das sind vierzehn Mark den Tag für Zimmer und ganze Verpflegung, ob die Mahlzeiten eingenommen wurden oder nicht. Als ich aber nach sechs Tagen abreiste, fand ich acht Tage verrechnet; wie mir der Herr Direktor erklärte, wäre es Sitte, angebrochene Tage als ganze zu verrechnen. Am ersten Tage hatte ich das Souper, ein paar hartgesottene Eier, am letzten das Frühstück, Tee und Zwieback, zu mir genommen, und dafür sollte ich zweimal vierzehn, d. h. achtundzwanzig Mark bezahlen! Ich tat es aber nicht, und der Herr Direktor ließ mich doch mit Glück- und Segenswünschen von dannen ziehen.

Der Gouverneur von Madras ist ein großer Herr, vor dem sich die altangestammten einheimischen Fürsten und Nabobs beugen, und um ihm meinen von souveräner Seite ausgestellten Empfehlungsbrief zu überreichen, mußte ich um Audienz bitten. Lord Ampthill, ein noch junger Mann, empfing mich in einem riesigen, mit lebensgroßen Porträten indischer Fürsten und englischer Gouverneure geschmückten Saale, seinem Arbeitszimmer, wie er es nannte. Die anderen Räume wetteiferten mit jenen der europäischen Herrscherpaläste an Pracht und die ganze Residenz machte auf mich größeren Eindruck, als der Palast des Vizekönigs in Kalkutta oder jener des Gouverneurs von Bombay. Lord Ampthill gewährte mir in liebenswürdigster Weise alle möglichen Förderungen meiner Zwecke und lud mich zu einem Ball, der am folgenden Abend stattfinden sollte.

Bei diesen Festlichkeiten wird größere Pracht entfaltet als an den europäischen Höfen; die europäischen Beamten erscheinen in Uniform,

mit Orden geschmückt, die indischen Rajas und Nabobs in ihren malerischen Trachten mit kostbaren Juwelen bedeckt, und ich mußte mich daher auch in die enge Uniform werfen, bei der drückenden, feuchten Tropenhitze eine unsagbare Qual. Der Gouverneursgarten war durch mehrere Tausende von Lichtern feenhaft erleuchtet, die ganze Garnison, englische wie indische Truppen, standen in langen Reihen auf dem weiten Vorplatz des riesigen Ballgebäudes, und die zu dem Ballsaale emporführende Freitreppe war mit Herren und eleganten Damen besetzt, welche der Hitze im Saale entgehen und gleichzeitig der Auffahrt der indischen Prinzen in ihren glänzenden Equipagen beiwohnen wollten. Im Saale selbst fand ich bereits einige hundert Gäste, der Mehrzahl nach Indier in farbenreichen, mit Edelsteinen besetzten Kaftanen und blitzenden Agraffen auf den riesigen Turbanen. Dem Eingang gegenüber standen auf einer Estrade zwei Thronstühle für Lord und Lady Ampthill, umgeben von einer Reihe von Sitzen für die hohen Würdenträger der Provinz Madras; Offiziere in glänzenden Uniformen, Beamte, die Brust mit Orden bedeckt, einzelne Damen in eleganten Balltoiletten harrten bereits auf dieser Estrade, vielbeneidet von den minder Glücklichen, welche sich mit dem glatten Parkettboden des Saales begnügen mußten. Während ich das prunkvolle, farbenreiche Bild, das Gewoge von Europäern, Parsees, Hindus, Mohammedanern, Eurasiern u. s. w. in dem weiten Raume betrachtete, hörte ich ein Hornsignal und laute Kommandoworte; von der Vorterrasse sah ich, wie die langen Reihen der Garde- und Linientruppen die Gewehre präsentierten, die Offiziere ihre Säbel senkten; eine Militärkapelle spielte die englische Königshymne, und in einigen Equipagen kam der „Hof“, d. h. der Gouverneur mit seiner Gattin und seinem Gefolge angefahren. Die Gäste im Saal bildeten zwei Reihen, einen weiten Durchgang in der Mitte freilassend, und stolz wie ein indischer Nabob schritt Lord Ampthill in englischer Hoftracht mit Samtfrack und Kniehosen, seine Gemahlin zur Seite, den Thronstühlen zu, um darauf Platz zu nehmen.

Alle anderen Träger von Uniformen, sowie die indischen Rajas, den von den Engländern seines Landes beraubten Prinzen von Arcot an der Spitze, folgten auf die Estrade, selbst blutjunge, blonde, englische Leutnants, und in Anbetracht meiner Einladung und Stellung wollte ich das gleiche tun. Da bat mich einer dieser bartlosen Herrchen, wieder in den Saal herunterzutreten, die Estrade wäre „reserviert". Verwundert suchte ich den mir persönlich bekannten Konsul, doch sagten mir seine Konsularkollegen, er wäre nicht zugegen, er hielte sich ostentativ diesen „Hof"festlichkeiten fern, da auch er keinen Zutritt zu der Estrade besäße. Nur Engländer und Generalkonsuln würden zugelassen, Honorarkonsuln, selbst Vertreter von Großmächten, müßten sich mit einem Platz im Saale begnügen!

Unter diesen Umständen hielt ich es für das beste, auch meinerseits dem jungen Herrn Leutnant zu sagen, man möge es entschuldigen, wenn ich mich entfernte. Am nächsten Morgen bestätigte mir der Konsul die Mitteilungen seiner Kollegen und zufällig erfuhr ich einige Tage später, daß auch ein Sprosse eines deutschen souveränen Fürstenhauses sich in Kalkutta am Hofe des Vizekönigs die gleiche Zurücksetzung gefallen lassen mußte und deshalb die Festlichkeit sofort verließ.

Die Zerfahrenheit der Stadtanlage von Madras hindert nicht, daß sich des Nachmittags und Abends lebhaftes geselliges Leben unter den weißen Einwohnern entwickelt, an dem von Einheimischen nur die Rajas und Prinzen teilnehmen. Vom Fort George führt eine entzückende Promenade in südlicher Richtung dem Meeresstrande entlang bis jenseits der Mündung des breiten Adyarflusses, an zwei dichtbewohnten Stadtvierteln, Triplicane und Saint Thomé, vorbei, von denen das erstere hauptsächlich indische Eingeborene, das letztere Eurasier enthält. Daran schließt sich rings um die schattigen Ufer des Adyarflusses ein europäisches Viertel mit herrlichen, von großen Gärten umgebenen Villen, Landsitzen und Schlössern, dem Boothaus des Ruderklubs und den Bungalows der Adyaer Ladies- und Gentlemen-

klubs. Der Fluß selbst ist aber wieder den Eingeborenen überlassen, die hier baden und ihre Kleidung waschen. Nach Hunderten hocken hier „Dhobies“ (Wäscher) und reinigen auch die Wäsche der Europäer, indem sie die feinsten Hemden mit aller Kraft auf Steinplatten schlagen. In dem großen Bassin der Eingeborenenstadt Triplicane dürfen sie dies nicht tun, denn dort baden die Brahmanen, und diese betrachten das Wasser im Triplicane als so heilig, daß ein Bad hier tausend Bädern im heiligen Ganges an Wirksamkeit gleichkommt. Sogar die Seele eines Verstorbenen wird durch Eintauchen der Leiche in diesen



Senathaus in Madras.

Teich gerettet, und so kann man häufig genug sehen, wie mitten unter den badenden Brahmanen die Leichen von Hindus im Wasser liegen, die vielleicht an den scheußlichsten Krankheiten gestorben sind.

So großartig auch die öffentlichen Bauten der Engländer in Madras sein mögen, so reichhaltig ihre Museen und Arsenale sind, das Hauptinteresse in dieser drittgrößten Stadt Indiens bildet für den fremden Besucher doch die Hindubevölkerung. Ihr Fürst, der Nabob des carnatischen Reiches, ist längst mediatisiert, aber sein Palast, Musmud genannt, ist immer noch der am meisten sehenswerte Prachtbau dieser Stadt, die mehr als Kalkutta den Namen „Stadt der Paläste“ verdient. In den weiten maurischen Hallen sitzen heute die

Beamten der englischen Steuerbehörde, und statt des Nabobs ziehen heute die Engländer von den Hindus die Steuern ein. Die Tempel der Hindus in Madras zeichnen sich nicht so sehr durch die Schönheit der Architektur, wie durch jene der recht sittenlosen Tänzerinnen aus, deren jeder Tempel eine Anzahl besitzt. Sie müssen vor den Gottheiten gewisse religiöse Tänze tanzen, aber lassen sich auch für Geld und gute Worte bewegen, vor gewöhnlichen Sterblichen diese auf die Dauer recht langweiligen Tänze auszuführen und dabei vielleicht die köstlichen Juwelen zu zeigen, mit denen sie über und über bedeckt sind. Diamanten, Rubine, Saphire, Smaragde und Goldschmuck sind in ihr reiches, in einem langen Zopf über den Rücken fallendes Haar eingeflochten, stecken in ihren Nasenflügeln und unmäßig erweiterten Ohrläppchen, baumeln an ihrem Nacken und sitzen auf Händen, Füßen, Fußgelenken, Unter- und Oberarm. Von Kindheit auf für ihren sittenlosen Beruf erzogen, benehmen sich diese feingebauten, zierlichen Mädchen dem Europäer gegenüber, als könnten sie nicht bis fünf zählen, doch zeigen ihre Kostbarkeiten von der Einträglichkeit ihres — Tanzberufes.



8. Haidarabad, eine mohammedanische Fürstenresidenz.

Im Herzen des uralten Reiches der Großmogule, halben Weges zwischen dem Arabischen Meer und dem Golf von Bengalen, dehnt sich die ungeheure Steinwüste des sagenhaften Golkonda aus. Die von der brennenden Tropensonne durchglühte Luft zittert über der ausgetrockneten, unübersehbaren grauen Fläche, die seit Monaten keinen Tropfen Regen gesehen hat. An die Stelle der üppigen Pflanzendecke des Südens mit ihren schlanken Palmen, großblättrigen Bananen und ihren dunkelgrünen Laubwäldern, die wir den Abend vorher ver-

lassen hatten, ist während der langen ermüdenden Nachtfahrt die Wüste getreten, ohne menschliche Ansiedlung, ohne Leben; soweit das Auge reicht, ist der Boden mit eigenartigen grauroten oder schwärzlichen Granittrümmern bedeckt, die sich ausnehmen, als wäre ein gewaltiger Meteorregen hier herabgekommen und hätte alle Kultur begraben. Manche Trümmer erreichen die Größe kleiner Berge mit glattpolierter Oberfläche ohne einen Grashalm, ohne das geringste Strauchwerk; kleinere, nach Millionen zählend, im Laufe der Zeiten rundgewaschen, erscheinen in der Dämmerung des anbrechenden Tages wie die Körper von Elefanten und Dromedaren, Zebras und Ziegen, die während der Weide durch das Machtwort irgend eines unbekannten fremden Gottes in Stein verwandelt worden sind. Wieder andere Granittrümmer, senkrecht und wagrecht gespalten und an der Außenseite stückweise abbröckelnd, stehen wie Türme und Tempel und Minaretts da, eine steinerne Ruinenstadt, ähnlich jener von Delhi oder Amber, nur größer, ausgedehnter, verlassener und öder. Auf manchen dieser seltsamen Felstürme ist ein großer Block liegen geblieben, verwittert und ausgewaschen und überhängend, so daß ein Fingerdruck hinzureichen scheint, um den Hunderte oder Tausende von Tonnen schweren Koloß herabzustürzen und im Sturz den Turm selbst mitzureißen.

Hier und dort in der Ferne große Felsen, rundgewaschen wie ein aufrechtstehendes Ei, umgeben von quadratischen Steintrümmern, die sich in der Nähe als Festungsmauern, Basteien und Türme entpuppen, gebaut vor vielen Menschenaltern von den kriegslustigen Vorfahren der heutigen Einwohner, grau in grau, öde und verlassen und zerbröckelnd wie die Felsen, die ihnen als Grundlage dienen.

Mitten durch dieses Land, das einst weltberühmte Diamantenfeld von Golkonda, hat sich ein Fluß, der Musi, sein mit Trümmern besätes Bett gewaschen, zur Regenzeit mit einer schmutzigen, schäumenden Wassermenge gefüllt, jetzt, im Winter, fast ausgetrocknet. An seinen Ufern wachsen Kakteen und anderes Stachelgewächs, und elende,

halbverhungerte, schwarze Hindus versuchen, dem Boden hier mühsam Ernten abzugewinnen.

Da taucht am fernen, sich immer mehr erhellenden Horizont ein blendendweißer Streifen auf, der ein paar Kilometer weit dem Flußufer entlang zieht. Der Sonnenball, der eben seinen ersten Gruß zur Erde sendet, badet ihn in rosiges Licht, und ich erkenne deutlich durch die tiefen Schatten noch schärfer hervortretend Häuser und Moscheen, Paläste, Türme, Minaretts einer Stadt, die sich hier in dieser versteinerten Gegend etwa wie eine Fata Morgana ausnimmt. Aber das Dampfroß bringt uns rasch näher, das Traumbild nimmt festere, schärfere Formen an, und bald ist Haidarabad erreicht, die Hauptstadt des größten Reiches von Indien, die Residenz des mächtigsten Fürsten, des berühmten Naisam von Haidarabad. Er herrscht über ein Volk von zwölf Millionen Seelen, hauptsächlich Hindus, die auf einem Gebiet von der doppelten Größe Bayerns wohnen, und seine Einkünfte betragen sechzig Millionen Mark.

Die Hauptstadt selbst zählt eine halbe Million Einwohner und ist somit weit volkreicher als irgend eine andere Hauptstadt der Hindureiche. Als ich aber, auf dem Rücken eines Elefanten sitzend, die Straßen durchstreifte, kam ich mir vor, als weilte ich in Teheran oder Bagdad oder Mesched und nicht im Herzen der Anbeter Wischnus und Siwas; auch nicht in dem Teheran und Bagdad von heute, sondern wie es einst war, vor Jahrhunderten, als Harun al Raschid auf dem Kalifenthrone saß, und Glanz, Reichtum und Farbenpracht des sagenhaften Morgenlandes noch nicht unter dem Einfluß des nüchternen Abendlandes verblaßt war. So wie Haidarabad sich mir zeigte, müssen die Großstädte des mohammedanischen Orients gewesen sein, als Scheherezade ihrem Herrn und Gebieter durch ihre Erzählungen die Zeit vertrieb, in der Tat verlegte sie auch eine dieser Geschichten hierher, in das benachbarte Golkonda, und Sinbad der Seefahrer hat dieses „Tal der Edelsteine“ selbst besucht.

Ein Tal der Edelsteine, funkelnder, glitzernder, farbenprächtiger

Edelsteine ist die Nachfolgerin Golkondas als Fürstenresidenz, Haidarabad, auch heute noch für den Reisenden, denn nirgends in Indien wird sich seinem Auge Ähnliches zeigen. Nicht etwa in Bezug auf Architektur, auf alte Hindupaläste, fremdartige, indischen Göttern geweihte Tempel, wie sie Benares oder Tanjore in so unvergleichlicher Pracht und Größe aufzuweisen haben. Haidarabad ist ja im Vergleich zu diesen Stammsitzen der Hindukultur eine moderne Stadt, erst im Jahre 1589 durch Kulab Schah als Nachfolgerin des märchen-



Tschar Minar und die Hauptstraße von Haidarabad.

haften Golkonda gegründet. Der Reiz von Haidarabad liegt in seinem mittelalterlichen und noch dazu streng mohammedanischen Straßenverkehr; die Stadt ist eine Hochburg der mohammedanischen Herrschaft mitten in einem Hindulande; von mehr als zwölf Millionen Einwohnern sind nur eine Million Mohammedaner; ein Drittel davon bewohnen Haidarabad und haben alle Würden, alle einflußreichen Posten, Reichtum, Gewerbe, Industrie in ihren Händen, und der Naisam, deutsch „Statthalter", ist bestrebt, dieses mohammedanische Element in dem so exponierten Außenposten der Religion Mohammeds immer noch zu

verstärken. Die Zuwanderer stammen aus allen Ländern Asiens und Afrikas, über welche die Flagge mit dem Stern und Halbmond weht; Araber, Mauren, Afghanen, Sikhs, Radschputs, Bokharen, Perser, Sansibaren, Turkestanen, ja selbst europäische Türken sind hier durch ganze Kolonien vertreten, und die meisten haben ihre malerischen, farbenreichen Trachten, ebenso wie ihre Bewaffnung beibehalten. Der Rahmen dieses außerordentlich anziehenden Straßenlebens, die Stadt selbst, zeigt lange Reihen von bunt bemalten einstöckigen Häusern mit flachen Dächern und im persischen Spitzbogen gehaltene Türen, die Fenster der oberen Stockwerke durch Holzgitter (Muscharabis) verschlossen, hier und dort gewahrt man durch weitgeöffnete, von Soldaten bewachte Tore die schattigen Höfe der Paläste der Edelleute oder irgend einer Moschee, von denen die Dschama Meschid die größte ist. Das ganze, von einer starken krenelierten Ringmauer umschlossene Häusergewirr wird durch zwei sich kreuzende breite Hauptstraßen durchschnitten, und an dem Kreuzungspunkte erhebt sich die gewaltige Tschar Minar, eines der merkwürdigsten und imposantesten Gebäude des indischen Reiches, gleichzeitig der Mittelpunkt der Stadt und des lebhaftesten Verkehrs. Auf viele Meilen in der Runde sichtbar, ragt dieser einzige Monumentalbau von Haidarabad, sieben Stockwerke hoch, über das Häusermeer der Stadt empor, nach den vier Himmelsrichtungen mächtige vielfenstrige Fassaden zeigend, und an den vier Ecken von hundert Meter hohen, massigen Minaretts überhöht. Die Fassaden werden durch Erker und Kolonnaden und Galerien unterbrochen, unter ihnen öffnet sich aber nach jeder Seite ein weiter hoher persischer Torbogen, durch welchen sich der Stadtverkehr in unglaublicher Lebhaftigkeit wälzt. Stundenlang brachte ich hier auf meinem Elefanten sitzend zu, gefesselt von den fremdartigen Bildern, die sich mir darboten, und die an Großartigkeit im indischen Reiche wohl nur von den Gangesufern in Benares übertroffen werden. Männer in langwallenden weißen Kaftanen mit weißen Spitzkappen und mächtigen roten Turbanen, an den Füßen

gelbe Schaftstiefel; Soldaten in roten Uniformen mit zwei Meter langen alten Flinten; Araber aus dem Yemen mit sonnverbrannten Gesichtern, manche den grünen Turban des Hadschi auf dem Kopf; wilde, hünenhafte Sikhs mit sorgfältig gekräuselten Bärten, Türken in blauen gestickten Jacken und ebensolchen weiten Pluderhosen, den Tarbusch auf dem Kopfe; indische Moslims in Weiß, das rosa, gelbe, grüne, hellblaue oder rote Turbantuch mit seinen Enden auf den Rücken herabfallend, Araber in langwallende rote oder weiße Mäntel gehüllt; dazwischen huschen mitunter weibliche Gestalten vorbei, vom Scheitel bis zur Zehe in einen gespensterhaften weißen Domino gehüllt, mit zwei Öffnungen für die schwarzen glänzenden Augen; bei manchen guckt aus einem dritten größeren Schlitz das glattgeschorene Köpfchen eines Kindes hervor, das sie unter der weißen Hülle auf den Armen tragen; Bettler, ihre Lumpenhülle mit aufgenähten Muscheln bedeckt, schleppen sich mühsam durch das Getümmel; Wahnsinnige mit stierem Blick und zerzaustem Haar, alte Derwische, einen langen Stab in der einen Hand, mit der anderen eine Schelle läutend; dazwischen mohammedanische Stutzer mit blau bemalten Augenhöhlen und rotgefärbtem Haar, in kostbare Samt- und Seidenkleider gehüllt; halbnackte Neger aus dem Sudan, blonde, bärtige Turkestanen.... Auf den Straßen fahren in langen Reihen vorsintflutige Karren mit knarrenden Rädern, gezogen von grauen, geduldigen Zebus, oder elegante Equipagen, bespannt mit reich geschirrten feurigen Pferden; die bewaffneten Vorreiter, die zu den Seiten laufenden Sais besagen, daß der Insasse irgend ein Minister oder hoher Würdenträger sein muß. Alles weicht aus: die in langen Reihen umherstolzierenden, schwer beladenen Dromedare; die mit Staub bedeckten, von irgend einer Landarbeit zurückkehrenden Elefanten, den langen Rüssel lässig herabbaumelnd; die stolzen Reiter mit ihrem Spitzturban, lange Lanzen in der Faust; die dicht verhängten Karossen, in welchen vielleicht Haremsschöne ihre Ausfahrt machen.

Hie und da kommt eine Sänfte des Weges, auf deren bunten

Kissen irgend ein bebrillter Arzt oder ein Ulema sitzt; die unter der Last keuchenden Träger singen im Takt zu ihrem Laufschritt monotone fremdartige Weisen; dann mag irgend ein Hochzeitszug passieren, das Brautpaar in dem mit kostbaren Stoffen verhängten Palankin eines Reitelefanten verborgen, mit Fahnen, Trommlern, Pfeifern und im Festputz prangendem Volk; oder ein religiöser Aufzug mit langwallenden grünen Fahnen, einem Musikkorps und fanatischen Gesellen, die auf den verwunderten Europäer oben auf dem Rücken des Elefanten feindselige Blicke werfen. . . .

Dabei alles, vom Minister bis zum Bettler in Waffen starrend. In Haidarabad trägt man auf der Straße Waffen, wie man in Europa den Regenschirm oder den Spazierstock trägt; der Moslimstutzer streichelt sich seinen Bart mit der gezückten, goldeingelegten Schwertklinge; der Edelmann auf dem Elefanten hat seinen blinkenden krummen Tulwar vor sich liegen, ein paar Dolche im Gürtel. Der Bote hat den Brief seines Herrn in der Scheide seines kurzen Schwertes stecken. Der Afghane würde sich nackt fühlen, wenn er nicht seine lange Feuersteinflinte auf dem Rücken, das Schwert an seiner Seite baumeln hätte; der Turkestane trägt seine Lanze, der Araber ein paar Pistolen, jeder Soldat schleppt sein Arsenal mit sich herum, und die Wächter, die zu meinen Füßen auf den Stufen des Tschar Minar kauern, haben ihren Schießprügel vor sich auf den Knieen; in den Basars, zwischen deren langen Kaufläden mein Elefant mich spazieren führt, ist jeder fünfte oder sechste Stand gefüllt mit Waffen der seltsamsten Art; der Pantoffelhändler, der die eigenartigen bunten Lederpantoffel mit langen aufgebogenen Schnäbeln verkauft, hat neben sich ein paar schreckliche Dolche, und der Bankier, der seine Rupien und die würfelförmigen, von Silber- und Kupferbarren abgehackten Münzen von Haidarabad zählt, läßt dabei seine blinkenden Messer und großen Pistolen nicht aus dem Auge — als säße die ganze Bevölkerung der Riesenstadt auf einem schlummernden Vulkan, als könnte jeden Augenblick das Signal zu einem plötzlichen Aufstand,

zu einem blutigen Massakre gegeben werden, einem Massakre von wem? von den Weißen? den Engländern? Fast hat es den Anschein, denn die Kanonen des englischen Kantonements von Sikandarabad nahebei sind auf die Stadt und die Paläste des Naisam gerichtet, im Lager hat immer ein Teil der 3000 englischen und 5000 indischen Truppen Bereitschaft, der großartige Palast des englischen Residenten mit seinen langen Säulenhallen und seinem entzückenden Garten ist von einer starken Ringmauer umgeben, und in der Telegraphenstation, die er enthält, ist immer jemand im Dienst. Der Naisam versicherte wiederholt in von Loyalität triefenden Briefen an den Vizekönig, er stelle seine Truppen zur Bekämpfung der Feinde Englands zur Verfügung. Aber England bleibt vorsichtig, zumal der Naisam viele seiner wilden, fanatischen, europäerfeindlichen Soldaten selbst nicht im Zaume halten kann. John Bull tut unter diesen Umständen das Beste, was er tun kann, um sich die Gefügigkeit des Fürsten und den Frieden im Lande zu erhalten. Man erzählt sich ziemlich unverblümt, daß englisches Geld die Herrschaft ausübt. Engli=



Der Naisam.

schem Einfluß soll der leitende Staatsminister, Seine Exzellenz Sir Vikar-ul-Umara, der Nachfolger des berühmten Sir Salar Jung, ebenso zugetan sein wie seine Beamten und sein geschmeidiger, aalglatter Privatsekretär, ein Parse namens Furibondschi Dschamskoje, dessen Aufgabe es ist, alle Fremden zu empfangen, und die Empfehlungsbriefe, die sie an den Naisam oder die Minister mitbringen, möglichst unwirksam zu machen. Nur keinem Europäer den Zutritt zum Naisam gewähren, nur alle Interviews, alle Enthüllungen über den „real state of affairs" vermeiden und die Veilchen der englischen Machenschaften im Verborgenen weiter blühen lassen! In ähnlicher Weise sollte auch ich, dem man in Anbetracht schwerwiegender Empfehlungsbriefe gewisse Rücksichten schuldig war, abgespeist werden, und es kam bei den Winkelzügen des Herrn Privatsekretärs Furibondschi und des englischen Residenten zu den possierlichsten Szenen. Ich wurde von Pontius zu Pilatus gesandt, man gab mir alle möglichen Erlaubnisscheine zur Besichtigung von entlegenen Moscheetrümmern und ruinenhaften Forts, lud mich zu den reichhaltigsten Diners und Dejeuners ein, nur für alles, was ich in Haidarabad selbst sehen wollte, war immer eine Ausrede zur Hand. Der Naisam sei krank, wurde mir gesagt, und als ich ihn bald darauf in glanzvollem Zuge ausfahren sah, in europäischer Kleidung, eine hohe persische Topfkappe auf dem Kopf, da flüsterte man mir zu, er wäre von so kleiner Statur und die Natur hätte ihm so häßliche O-Beine mit in die Welt gegeben, daß er die Begegnung mit Europäern scheue, um die Majestät seiner Persönlichkeit, den Nimbus, der sie umgibt, nicht zu zerstören.

Gut denn, aber die Paläste des Naisam?

O, in diesen sei nichts zu sehen, sie wären ja einfach und schmucklos.

Ich möchte sie aber doch sehen, um sie zu beschreiben!

Beschreiben? Entsetzen malte sich auf dem Gesichte des Sekretärs, aber Furibondschi hatte auch dafür eine Ausrede. Sie würden gerade ausgebessert und wären ganz mit Gerüsten verkleidet.

Doch nicht alle? Es gibt doch mehrere hier?

Ja, aber die eigentliche Residenz des Naisam sei überhaupt nicht zu sehen und die übrigen wären nur an einem Tage des Monats zu besichtigen. Wenn ich einen Monat dabliebe? Inzwischen könnte ich ja den prachtvollen Palast des ersten Ministers in Augenschein nehmen. Seine Exzellenz würde sich sehr freuen, mich zu empfangen.

Richtig. Kaum war ich in mein Hotel in Sikandarabad, sieben Kilometer von Haidarabad, zurückgekehrt, da brachte mir ein weißbetur-



Partie im Schloß des Naisam von Haidarabad.

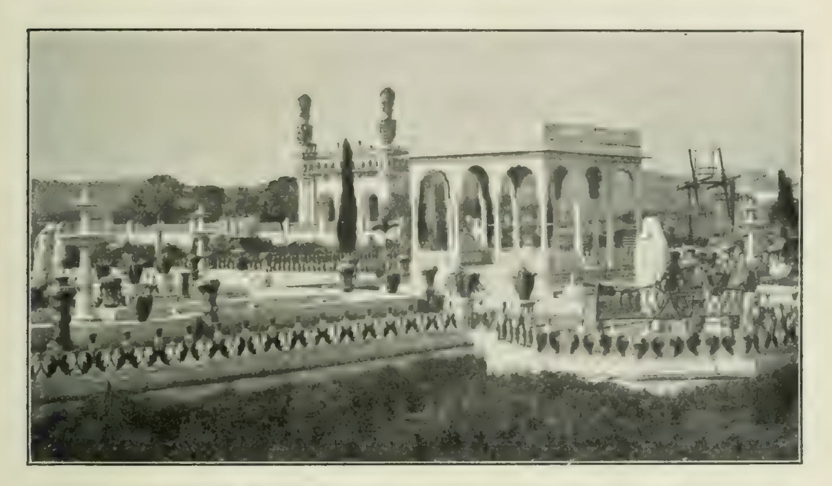
banter Bote auch schon eine Einladung zu einer Audienz, am folgenden Morgen um 6½ Uhr! Das hieß um vier Uhr Morgens das harte, von einem dichten Mückennetz umgebene Bett verlassen, um rechtzeitig zur Stelle zu sein. Nein. Ich dankte, fuhr am nächsten Morgen wie gewöhnlich um acht Uhr nach Haidarabad, und nicht erst zum Sekretär, sondern direkt zum Minister. Ein Europäer darf sich von diesem aalglatten dunkelhäutigen Orientalen nicht an der Nase herumführen lassen. Und richtig. In einer Stunde wollte er mir die Ehre eines Empfangs erweisen. Ich ließ ihm danken, da ich dadurch meinen

Vormittag verlöre, und gleichzeitig um die Erlaubnis zur Besichtigung des Stadtpalastes des Naisam bitten. Mit der größten Freude. Ein europäisch gekleideter, englisch sprechender Sekretär führte mich in zuvorkommendster Weise zu einer der ministeriellen Equipagen, setzte sich zu mir und geleitete mich durch die Straßen von Haidarabad, hierhin, dorthin, in Basare, Schulen, Fabriken, zu Malern und Waffenschmieden, nur nicht in den Naisampalast. Das wollten wir am nächsten Morgen tun.

Nun hatte ich genug und verabschiedete mich in der höflichsten Weise. Wenn englisches Geld Minister kirre macht, dann dürfte es auch wohl das Herz der Palastbeamten des Naisam erweichen, so dachte ich mir und schritt durch die breite Basarstraße, Chauk genannt, der Fürstenresidenz zu, über welcher die Flagge des Naisam, von gelber Farbe mit einer Scheibe in der Mitte, wehte. Ich hielt sie für die Sonnenscheibe, in Wirklichkeit stellt sie einen runden Brotlaib dar, von den Indiern Tschupatti genannt. Als der Stammvater der Naisamdynastie, Asaf Dschah, zu Beginn des 18. Jahrhunderts gegen die rechtmäßigen Herren von Haidarabad in aufrührerischer Weise zu Felde zog, gab ihm ein Fakir als Amulett einen Brotlaib mit auf den Weg. Statt ihn zu essen, behielt ihn der General unter seinem Wams, und als ihn das Kriegsglück tatsächlich zum Herrn von Haidarabad machte, setzte er diesen Brotlaib in seine neue Herrscherflagge.

Der goldene Schlüssel bewährte sich im Palast des Naisam vorzüglich. Ich trat in einen riesigen, von kleinen Gebäuden umschlossenen Vorhof, den Lagerplatz von Kamelen, reich geschirrten Reitpferden und Elefanten, die in Haidarabad wohl in größerer Zahl vorhanden sein dürften als in irgend einer anderen Fürstenresidenz von Indien. In der Südwestecke dieses Hofes führt ein Torweg zu einem zweiten Riesenhof, der mit einer Menge höchst malerischer Gestalten, Gardesoldaten, Eunuchen, Reitknechten, Dienern, Boten, Herolden u. s. w., wohl zweitausend an Zahl, gefüllt war. Sie sind tagtäglich im Dienst,

dem Befehle ihres Herren harrend. Die den Platz umgebenden Häuser dienen als Bureaus und Wohnungen. Von hier gelangte ich an einen dritten, ebenfalls mit einer buntgekleideten Menge von Hofangestellten gefüllten Platz. An den Seiten erheben sich anspruchsvolle langgestreckte Gebäude im persischen Stil, an jene des Kaiserpalastes in Teheran erinnernd. Der persische Hof scheint überhaupt den mohammedanischen Fürsten von Indien als Vorbild zu dienen, wie denn auch ihre Hofsprache die persische ist. Mir gegenüber erhob sich die

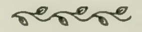


Partie des Palastes Baschir Bar des Naisam von Haidarabad.

äußere Empfangshalle des Naisampalastes. Auf den breiten weißen Marmortreppen, die zu dieser Säulenhalle emporführen, standen finster dreinblickende Leibwachen in malerischer Uniform, mit gezücktem Säbel. Die weiten Tore waren offen, und obschon die Wachen mir das Betreten der Halle verwehrten, konnte ich doch einen Blick ins Innere werfen. Im Hintergrunde steht auf den mit einem Riesenteppich bedeckten weißen Marmorfliesen der goldverzierte Thron des Naisam, mit Armstühlen in europäischem Stil zu beiden Seiten. Von der Decke hängen fünf riesige Kristallkandelaber. Zwischen den blendendweißen Kolonnaden hindurch sah ich herrliche, wohlgepflegte

Gärten, mit Fontänen geschmückt, dahinter andere Paläste und Säulenhallen, wohl das Versteck der Haremsdamen des vielverheirateten Fürsten.

In einer der Vorstädte, Dschehan Nemu genannt, befindet sich noch ein zweiter Fürstenpalast von ähnlicher Größe, während der Thronfolger in einem ganz in modernem Baustil errichteten Palast, Bala Krama, wohnt, der außerhalb der Stadtmauern an der Straße nach Sikandarabad liegt. Er sowohl wie viele Paläste der Prinzen, Minister und tributpflichtigen kleineren Fürsten enthalten wertvolle Sammlungen von Waffen, Silbergeschirr, indischen, persischen und arabischen Kunstschätzen, wie sie heute nur noch selten zu finden sind. Pracht, Verschwendung, Wohlleben, Jagden, Pferderennen, Vergnügungen aller Art haben in die früher unermeßlichen Reichtümer der Feudalherren von Haidarabad schon manche Bresche gelegt, und je mehr dies geschieht, desto mächtiger wird der englische Einfluß in diesem größten Eingeborenenstaate Indiens. Herrschend ist er freilich noch lange nicht.



9. Golkonda.

Wenn in Bezug auf Indien von den ungeheuren Reichtümern der Nabobs, von fabelhafter Pracht, von riesigen Diamanten und Edelsteinen die Rede ist, dann wird gewöhnlich Golkonda als das Non plus ultra genannt. Der Sage nach waren die Diamantenfelder von Golkonda weitaus die reichsten des Erdballs, der berühmte Kohinur, heute im Privatbesitz der englischen Königsfamilie, wurde hier gefunden; der „Stern des Dekkan", den ich später auf der Brust des Gaikaur von Baroda an einer langen Diamantenkette von unschätzbarem Wert baumeln sah, stammt von hier, und brauchten in früheren Jahrhunderten die Großmogulen von Indien, die in der Kaiserstadt

Delhi im Stromgebiete des heiligen Ganges auf dem weltberühmten Pfauenthron saßen, Mittel für ihre ewigen, blutigen Eroberungskriege, dann unternahmen sie einen Zug nach Golkonda, in das Herz von Indien, in das heutige Haidarabad. Der Ruhm von Golkonda war schon lange vor ihnen durch die zivilisierte Welt gedrungen, die anmutige Erzählerin Scheherezade macht Golkonda sogar zum Schauplatz eines ihrer entzückenden Märchen. Sinbad der Seefahrer sah hier, wie die Kaufleute große Fleischstücke in das „Tal der Edelsteine" warfen, damit die Edelsteine sich daranklebten. Hatten die Drachen und Adler ihre blutige Beute in ihre Nester getragen und das Fleisch aufgefressen, dann durchsuchten die Kaufleute die Nester nach den liegengebliebenen Edelsteinen. Sogar Marco Polo, der berühmte Venetianer, hatte sich durch den weitverbreiteten Ruf Golkondas verleiten lassen, im Jahre 1292 die mühevolle, langwierige Reise dorthin zu unternehmen, und er verweilte eine Zeitlang an dem glanzvollen Hofe der Königin Rudrama Devi. „Hier gibt es verschiedene hohe Berge," erzählt er, „und bei starkem Regenfall stürzt das Wasser schäumend und tosend ihre Abhänge herab. Ist der Regen vorüber und sind die Strombette wieder trocken geworden, dann suchen die Leute nach Diamanten und finden sehr viele. Auch im Sommer ist die Suche sehr einträglich, doch ist die Sonnenhitze so groß, daß es kaum möglich ist, dorthin zu gelangen." Auch Tavernier besuchte das Königreich Golkonda und fand in dem Diamantendistrikt sechzigtausend Menschen mit der Suche nach Edelsteinen beschäftigt. Noch in unserer Zeit wurde der berühmte „Naisam" hier gefunden, der auch nur das Bruchstück eines faustgroßen Diamanten war, den ein Bauer in Unkenntnis seines Wertes mit einem Beilhieb zerschlagen hatte!

Nun war ich selbst in dem altberühmten sagenhaften Königreich, nur einige zehn Kilometer von seiner gleichnamigen Hauptstadt, und der mächtige Fürst von Haidarabad, der Naisam, hatte mir einen Erlaubnisschein zur Besichtigung Golkondas bewilligt. Heiß brannte die Sonne hernieder, als ich in einem Wagen durch das Tor des um-

mauerten Haidarabad fuhr, hinaus in die öde, mit gewaltigen Steintrümmern besäte Ebene, aus welcher hier und dort zerklüftete, nackte Granithügel emporragten. In der ersten Viertelstunde kam ich an mehreren kleinen Moscheen von zierlicher Bauart vorüber, ihre schlanken Minaretts halb verfallen und mit einer dicken Staubschichte bedeckt, denn es hatte seit Monaten nicht mehr geregnet; auf sie folgte die Steinwüste, alles Lebens, aller Ansiedlung bar. Nach der einstündigen öden Fahrt in drückender Hitze gewahrte ich durch die von den Pferdehufen aufgewirbelten Staubwolken hindurch eine mächtige Festung mit Bastionen, Türmen und riesigen Mauern, eine über der anderen, bis auf Turmeshöhe aus der Ebene aufragen, grau in grau, aus demselben Granit, wie das unabsehbare Trümmerfeld selbst, als hätten sich diese Riesenwerke aus diesem herauskristallisiert. Das gespensterhafte Phantom einer ausgestorbenen Stadt der Titanen. Auf Meilen streckten sich die gewaltigen krenelierten Mauern in die verstaubte, vegetationslose Wüste, verstärkt durch Bollwerke, die wie aus dem Erdboden selbst emporgewachsen schienen, denn wo immer möglich, hatten die Schöpfer dieser Werke die in der Wüste verstreuten, haushohen Granittrümmer mit in die Mauerlinie einbezogen. Der tiefe Wallgraben vor ihnen war teilweise verschüttet, mit dürren Stachelgewächsen überwuchert und ausgetrocknet, wie der große Teich in ihrer Nähe.

Innerhalb dieser Ringmauern liegt Golkonda, drei Jahrhunderte lang das Wunder von Indien, die Residenz seiner reichsten und mächtigsten Fürsten, heute nicht viel mehr als ein Trümmerhaufen. Ein schönes Haremsmädchen trägt die Schuld daran. Zu Ende des 16. Jahrhunderts regierte über Golkonda Katab Schah Mohammed Kuli, der fünfte in der Reihe der berühmten Katabdynastie. Seine Lieblingssklavin, namens Bhagmati, fühlte sich innerhalb der ungeheuren Steinmauern der Festung nicht behaglich und veranlaßte ihren verliebten Herrn und Gebieter, eine Wegstunde weiter östlich, an den Ufern des Musiflusses, eine neue Residenz zu erbauen. Mohammed Kuli benannte

sie Bhagmati zuliebe Bhagnagar, „die glückliche Stadt“, seit ihrem Tode in Haidarabad, die Stadt des Haidar, umgetauft. Die ganze Bevölkerung des alten Golkonda folgte dem König hierher und Golkonda ist nun seit gerade dreihundert Jahren gänzlich verlassen.

Der Eindruck, den diese tote Stadt auf mich machte, war aber doch ganz überwältigend. Was mußten ihre Erbauer für Kämpfe und Angriffe zu bestehen gehabt haben, daß sie Festungswerke von so unglaublicher Mächtigkeit anzulegen gezwungen waren! Auf einzelnen der



Ruinen der Festung Gulbaga, Haidarabad.

siebenundachtzig äußeren Granitbastionen schlummern noch heute riesige Kanonenrohre aus der Zeit des Katab Schah, manche mit gewaltsam zertrümmerter Mündung, andere mit Eisenstangen in ihrem Lauf, um sie unbrauchbar zu machen. Der letzte Eroberer von Golkonda, der berühmte Großmogul Aurangzeb von Delhi, hatte im Jahre 1687 dazu den Befehl gegeben, und wenn ihm die Bezwingung dieser gewiß stärksten Festung Indiens der damaligen Zeit gelang, so war es nur durch Verrat möglich gewesen. Mein Wagen hielt an einem der vier Tore, von gewaltigen Türmen flankiert, mit doppelten, zehn Meter

hohen Ringmauern umgeben, und mit Torflügeln aus Teakholz verschließbar. Um sie in ihren riesigen Angeln zu bewegen, dürfte wohl die ganze Wachmannschaft erforderlich sein, denn sie sind von Mannesdicke und mit fingerdicken Eisenplatten beschlagen, aus welchen dolchlange Stahlspitzen hervorstehen. Sie wurden angebracht, um die Elefanten abzuhalten, welche in damaligen Zeiten zum Zerstören der Tore verwendet wurden.

Hier, zwischen Pyramiden von alten eisernen und Steingeschossen halten heute Soldaten des Naisam in malerischen Uniformen, die bärtigen schwarzen Köpfe mit Turbanen umwunden, Wache, und verweigern jedem, der nicht einen Erlaubnisschein des Naisam vorweisen kann, den Zutritt. Obschon mit Ausnahme einiger bettelhaften Hindus heute gänzlich verlassen, hat der Naisam hier doch noch seine unermeßlichen Schätze an Edelsteinen und Goldmohurs (Münzen) aufbewahrt, ja er besitzt innerhalb der Ringmauern noch eine Residenz, Nan Mahal, d. h. die neun Paläste, genannt, wohin er sich zeitweilig zurückzieht.

Sonst aber ist in Golkonda alles verlassen, verödet, verfallen, und durch die Straßen wandernd, deren Boden der nackte Granitfels bildet, begegnete ich nicht einem einzigen Menschen. Im nördlichen Teil, wo nach den Schilderungen aus früheren Zeiten die Wohnviertel und Basare lagen, sind nicht einmal mehr Ruinen vorhanden, dagegen enthalten die östlichen und südlichen Stadtteile noch verfallene Moscheen und Paläste der Großen des Reiches, mit reichen Skulpturen und einzelnen Inschriften, aus den Granitblöcken gehauen, welche bei allen das Baumaterial bilden. Der Berg, welcher Stadt und Festung Golkonda trägt, ist ja ein einziger Granitblock und war zudem noch mit so zahlreichen Trümmern bedeckt, daß sie nicht einmal alle für die Bauten Verwendung fanden und viel zu schwer, um fortgeschafft zu werden, einfach liegen blieben. Mein Führer zeigte mir verschiedene aus dem Felsen gehauene Zisternen, die zu unergründlichen Tiefen führen und den Belagerten Trinkwasser lieferten. Andere Schächte bilden den Zugang zu unterirdischen Gängen, durch welche die Be-

lagerten im Falle der äußersten Not unter den Ringmauern hinweg ins Freie gelangen konnten.

Mitten aus dieser doppelt und dreifach befestigten Ruinenstadt erhebt sich auf hundert Meter über die Ebene ein Granitfels, die Zitadelle, Bala Hissar genannt. Obschon so steil, daß der Anstieg über in den Granit gehauenen Stufen und durch Einschnitte erfolgen muß, ist der Felsen doch noch mit Mauern, Türmen, Bastionen und Terrassen vollständig verkleidet, und ich konnte mir gar nicht vorstellen, wozu die alten Könige von Golkonda in einer Zeit, als es noch keine Geschütze unserer Art und kein Dynamit gab, derartige titanische Bauten aufzuführen brauchten. Oder stammen sie wirklich aus einer vorgeschichtlichen Titanenzeit? Fast scheint es so, denn nur Titanen konnten diese Felsblöcke in geordnete Lagen bringen, nur Titanen einen erfolgreichen Angriff auf diese Festung unternehmen.

Wenigstens gewahrte ich nach dem Passieren des gewaltigen, von Bastionen flankierten Zitadellentors zwischen Moscheen und verfallenden Kasernen verschiedene Monumentalbauten, die selbst hier wie ein Rätsel aus vorgeschichtlicher Zeit erscheinen, und niemand kann über ihr Alter und ihren Erbauer Rechenschaft geben. Unter ihnen verborgen liegen Höhlen mit Steinbildern der alten Götzen, Ganescha mit seinem Elefantenrüssel an Stelle der Nase, Hanuman mit einem Affenkopf und ähnliche Fratzen. Trotz der mehrere hundert Jahre langen Mohammedanerherrschaft sind sie hier, mitten zwischen Moscheen, erhalten geblieben, ja die trüben Lämpchen, die vor ihnen brennen, besagen, daß sie heute noch geheimnisvolle Verehrer besitzen, welche der Wachsamkeit der Naisamgarde entgehen.

Ermüdet, in Schweiß gebadet, kam ich auf der obersten Zitadellenterrasse an. Hier erheben sich noch einzelne Bogengänge und Hallen des einstigen Königspalastes, ebenso wie eine Moschee. Ein Marmorblock auf dem Dache des Palastes soll den Königen der Katabdynastie als Thron bei ihren Empfängen gedient haben. Von hier aus übersahen sie einen großen Teil ihres Reiches und kein Feind konnte sich

der Hauptstadt Golkonda unbemerkt nähern. Nur erscheint es heute dem Beschauer unfaßlich, warum sich ein Feind überhaupt um Golkonda gekümmert haben soll, ausgenommen der Diamanten wegen. Die ganze weite Ebene ist grau in grau mit rundgewaschenen Granittrümmern von allen Größen bedeckt, als hätte es hier einmal Meteore geregnet. Nur stellenweise sieht man das Grün von Gärten, Pflanzungen, Parks, und diese sind künstlich angelegt und werden künstlich bewässert, sonst wären sie wohl ebenfalls längst verschwunden. Das Wasser dafür wird großen, künstlich angelegten Reservoirs entnommen, von denen eines, der Mir Alam-Teich, ganz nahe der äußeren Umfassungsmauer von Golkonda liegt. Weit im Osten sah ich das blendendweiße Häusermeer von Haidarabad mit seinen Moscheen und Minaretts aufragen, gegen Norden zeigte sich mir, von Grün umgeben, die Zwingburg der heutigen Herren von Golkonda, Sikandarabad mit seinen Kasernen für die englischen Truppen und Forts mit modernen Hinterladergeschützen armiert. Der mächtige Fürst dieses Landes, der Naisam, läßt merkwürdigerweise sein Augenmerk nicht von Golkonda, als ob es ihm doch noch einmal als Schutz gegen die englische Herrschaft dienen könnte. Auf seine Kosten werden die äußeren Ringmauern unterhalten und das untere Fort ist sogar neuerdings befestigt worden, unter dem Vorwande, daß im Innern ein Tierpark angelegt werden sollte. In der Tat befinden sich heute dort zahlreiche Rehe, Antilopen, Hirsche, und nahebei werden Jagdleoparden gefangen gehalten.

Gegen Nordost steigen aus den Granittrümmern, mit denen die Ebene bedeckt ist, eine Reihe großer Moscheen auf, von üppigem Grün umgeben. Sie sind die Grabdenkmäler aller Könige der Katabdynastie, die dreihundert Jahre über Golkonda geherrscht haben und deren letzter, Abu Hassan, nach der Eroberung Golkondas durch den Großmogul Aurangzeb 1687 von hier nach Daulatabad in die Verbannung geführt wurde. Seine unvollendet gebliebene Grabmoschee liegt heute vollständig in Trümmern. Auch die anderen Gräbermoscheen, darunter einige von ganz herrlicher Architektur, wären diesem

Schicksal nicht entgangen, wenn der frühere Reichskanzler von Haidarabad, der berühmte Sir Salar Jung, nicht die Restaurierung auf Regierungskosten veranlaßt hätte. Er ließ auch sieben der schönsten Moscheen mit einer gemeinschaftlichen Mauer umgeben und den Platz zwischen ihnen mit Gartenanlagen schmücken. Jeden Morgen und jeden Abend müssen die Pflanzen, Bäume, Blumen und Rasenflächen von Hinduweibern künstlich bewässert werden und mühsam schleppen sie das Wasser in irdenen Krügen von den Zisternen herbei.

Der frische Kalkanstrich der Grabmoscheen läßt ihre herrliche Architektur und ihre formvollendeten Kuppeln zwischen dem Grün der Laubbäume und dem, man möchte sagen, Schwarz von Zypressen noch kräftiger hervortreten, und erwartungsvoll betrat ich das schönste dieser Mausoleen, jenes von Mohammed Kuli Katab Schah, des Gründers von Haidarabad, der 1625 hier beigesetzt wurde. Indessen das Innere dieser wie aller anderen Moscheen ist vollständig kahl. Die schönen Marmorwände, die farbigen Glasurziegel und Skulpturen sind verschwunden und haben weißer Tünche Platz gemacht. Nur der marmorne Grabstein, der in der Mitte jeder Moschee über der Leiche eines Königs oder einer Königin liegt, ist unversehrt erhalten, ja in zwei Moscheen fand ich auf diesen Steinen Kränze aus frischen Blumen! Welch rührende Pietät für eine Dynastie, deren letzter Sproß vor drei



Grabdenkmal von Ben Ibrahim in Golkonda bei Haidarabad.

Jahrhunderten in der Verbannung starb! — Und die Diamanten von Golkonda? In der unmittelbaren Umgebung wurden niemals solche gefunden; die reichsten Diamantenfelder liegen bei Partial im Süd-osten, und die gefundenen Steine wurden nur in Golkonda geschliffen. Seit einigen Jahrzehnten scheint der Ertrag der Diamantenfelder nachgelassen zu haben, denn selbst in Haidarabad hörte ich nichts mehr von ihnen. Erst der zufällige Fund irgend eines neuen Riesensteines wird die Aufmerksamkeit der Welt wieder auf Golkonda lenken.

10. Wie man auf indischen Eisenbahnen reist.

Indien ist gewiß eines der interessantesten Länder des Erdballs, mit Sehenswürdigkeiten so zahlreich und eigenartig, wie sie kaum anderswo wiederzufinden sind, und doch wird es von Touristen nur selten besucht, viel seltener, als man es allgemein annimmt. Abgesehen von den Engländern, wird man in jedem Winter, der einzig möglichen Reisezeit in dem Lande der Hindus, kaum auf einige Hunderte kommen. Das ist weniger, als die so viel entfernteren Länder Ostasiens, als China und Japan und sogar Java aufzuweisen haben.

Warum? Indien steht doch unter der Herrschaft Englands, und wo die Engländer herrschen, ist doch gewöhnlich auch Zivilisation, Eisenbahnverkehr, Sicherheit, Hotelbequemlichkeit! In mancher Hinsicht ist das auch in Indien der Fall, aber doch wird gewiß jeder Reisende durch dieses große Land herzlich froh sein, wenn seine Rundfahrt beendet ist und wenn er sich wieder mit heiler Haut und heilem Geldbeutel auf einem der Prachtdampfer des Norddeutschen Lloyd befindet, der ihn sicher und bequem nach Hause bringt. Die Seefahrt, für so viele das einzige Hindernis für den Besuch ferner Länder, wird ihm als eine Erlösung erscheinen. Erst hier, auf dem ruhigen Verdeck,

in der reinen klaren Seeluft, umgeben von allem modernen Komfort, wird er sich wieder behaglich fühlen, und mit Interesse an all die geschauten Herrlichkeiten, aber mit Grauen an die Unbequemlichkeiten, Kosten und Qualen zurückdenken, mit denen er sich seine Erfahrungen erkauft hat.

Zunächst die Eisenbahnreisen. Indien besitzt ein ausgedehntes Schienennetz von nicht weniger als 45000 Kilometer Länge. Kalkutta ist mit Bombay und Madras, mit dem äußersten Norden und tropischen Süden des Landes durch Bahnen verbunden, aber Indien ist nicht das Salzkammergut. Wer im Atlas die Karte von Indien aufschlägt, täuscht sich gewöhnlich in Bezug auf die Entfernungen ganz gewaltig. Das Land, das auf der Karte so klein aussieht, umfaßt in Wirklichkeit gegen zwei Millionen Quadratkilometer, d. h. so viel, wie Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich, Italien, Belgien, Holland und Dänemark zusammengenommen, also mehr als ganz Mitteleuropa. Von der Südspitze Indiens nach Kalkutta fährt man drei Tage und drei Nächte auf der Eisenbahn, von Kalkutta nach Lahore zwei Tage und zwei Nächte, von dort nach Bombay zwei Tage und drei Nächte. Wer nur die gewöhnliche Rundreise durch das Land unternimmt, hat mindestens zehn Tage und zehn Nächte im Eisenbahnwagen zuzubringen und ungefähr achthundert Mark Fahr-



Hinduvolkstypen. (Kind in der Schlinge.)

gelder auszugeben. Selbst wer sich auf die „kleine" Tour Bombay—Agra—Delhi—Benares—Kalkutta u. s. w. beschränkt, macht keine Vergnügungsreise, denn von einer Stadt zur anderen ist es mindestens so weit, wie von Berlin nach Wien.

Wenn nur das Reisen so nett und bequem wäre wie in Europa! Freilich haben die indischen Eisenbahnen Waggons erster Klasse, welche dem Anschein nach allen Komfort darbieten, jede Abteilung ist so groß wie zwei europäische, so daß man sich wie in einem Wohnzimmer befindet. Den Fenstern entlang sind zu beiden Seiten breite Sofas angebracht und in dem anschließenden Raum befindet sich alles nötige für die Toilette. Waggondach und Fenster haben zum Schutz gegen die furchtbare Tropenhitze des Tages doppelte Wände, in den Fenstern sind Jalousien, zuweilen auch farbige Gläser und Drahtnetze eingefügt, um gegen Staub und das grelle Sonnenlicht zu schützen, und auf manchen Eisenbahnen werden in jedem dieser großen, anscheinend so bequemen Räume möglichst nur zwei Reisende untergebracht, so daß jeder zur Nachtzeit über ein Sofa verfügt. Wer sich mit seinem Reisegefährten zum ersten Male in einem solchen Waggon zurechtmacht, wird vielleicht ganz entzückt sein und mit Behagen der kommenden Fahrt entgegensehen. Aber schon die erste Nacht wird ihn eines besseren belehren. Zunächst gibt es in Indien keine Schlafwagen, und die Sofas sind so hart, daß die Engländer allgemein ihre eigenen Matratzen und Kopfkissen auf die Reise mit sich nehmen, dazu auch Betttücher und weiße Überzüge. Auch der europäische Tourist, der an die weichen Sitze in den heimischen Waggons gewöhnt ist und das Mitschleppen eines ganzen Bettes quer durch Indien verschmäht, wird sich wahrscheinlich schon nach der ersten Nacht ein Bett kaufen. Diese umfangreichen Gepäckstücke, das Auspacken und Einpacken, dazu die elende Bedienung in den Hotels, die Unkenntnis der fremden hindostanischen Sprache, die, ausgenommen auf den Stationen, im Lande allein gesprochen wird, all das zwingt ihn, einen hindostanischen Diener, der etwas Englisch spricht, anzuwerben. Sein Taglohn, etwa eine

Rupie, dazu die eben so hohen Hotelkosten für ihn und das Fahrbillett dritter Klasse erhöhen das Budget einer Indienreise um ein Bedeutendes.

Das Bett und die Bedienung wären nun vorhanden, aber damit ist nur ein winziger Teil der vielfachen Beschwerden des Reisens in Indien beseitigt. Den ganzen Tag, die ganze Nacht über ein Geschüttel und Gerüttel, wie man es zu Hause nur auf den Nebenbahnen erfährt. Dazu der furchtbare Staub, der trotz Drahtnetzen und Jalousien ins Innere dringt und binnen kurzer Zeit alles mit einer dicken Schichte Grau bedeckt, der Staub, der Augenschmerzen verursacht, Nase und Kehle belegt, das Atmen erschwert und zwischen den Zähnen unangenehm gefühlt wird. Schließt man die Fenster ganz, dann ist es bei der furchtbaren Sonnenhitze, die tagsüber herrscht, nach einem Viertelstündchen gar nicht auszuhalten. Man verlangt nach Luft und reißt die Fenster wieder auf, lechzt nach irgend einem Trunk, einer Erfrischung, verzehrt eine Orange nach der anderen, öffnet eine Sodawasserflasche nach der anderen. Um die Bequemlichkeit der Reisenden besorgt, lassen die Pächter der Restaurationen auf den verschiedenen Frühstücks- und Mittagsstationen wohl einen Mann mit den Zügen reisen, der Sodawasser und Limonade verkauft und auch ein Stück Eis zur Kühlung der Getränke mitnimmt. Aber ehe nur die Hälfte der Reise vorüber ist, sind die Getränke wieder so warm wie Suppe. Das Waschwasser in der Toilette, die Messinggriffe an den Türen, die Fensterscheiben und Sitze sind so warm, daß man bei der Berührung beinahe erschrickt. Draußen ist nicht viel zu sehen, denn die indische Landschaft ist einförmig und langweilig, im Süden Palmen und wieder Palmen, abwechselnd mit Reisfeldern oder steinigen Wüsten, im Norden Felder und armselige Dörfer, Baumgruppen und Gärten. Alles mit einer dicken Schichte Staub bedeckt. Alles grau in grau. Also lesen. Wenn man nur bequem sitzen könnte! Dazu sind aber keine Stühle, keine Fauteuils vorhanden, und die Sofas sind so breit, daß man

sich nirgends anlehnen kann und die vielen Stunden lang aufrecht sitzen muß.

Das wird auf die Dauer beschwerlich. Man legt sich also schlafen. Kaum ist man eingeschlummert, so ist eine Station erreicht. Die Türen werden lärmend aufgerissen, um die geöffneten Fenster sammelt sich eine Menge von hindostanischen neugierigen Gaffern, auf dem Bahnsteig drängen sich Hunderte von Indiern, schreiend, lärmend, eilen Verkäufer von allerhand Lebensmitteln und Süßigkeiten und Getränken umher, die ihre Waren mit Donnerstimmen anpreisen, der reine Höllenlärm, der besonders zur Nachtzeit bei der Häufigkeit des Anhaltens in den Stationen jeden längeren Schlaf in der ersten Zeit unmöglich macht. Aber der Mensch gewöhnt sich ja an alles, sogar an dieses Jericho auf Rädern, dem man auf Reisen in Indien nirgends entgeht, und man bringt es nach ein paar Nachtreisen, vielleicht schon durch die Müdigkeit allein, so weit, ein paar Stationen durchzuschlafen. Da wird plötzlich irgendwo die Waggontüre aufgerissen, eine Menge Ledertaschen, Körbe und Pakete werden von Kulis hereingeschoben und ein Reisender erscheint, vielleicht sogar noch ein zweiter. Nun heißt es Platz machen. Die oberen Sofas, die bis dahin gar nicht bemerkt worden waren, werden heruntergeklappt, und mit der Nachtruhe ist es vorbei. Die indischen Diener werfen die mitgebrachten Matratzen hinauf und müssen, um die Lagerstätte zurechtzumachen, auf das untere Sofa neben die dort ruhenden Reisenden steigen; dann werden die Gepäckstücke — und jeder Engländer in Indien hat deren gewiß ein halbes Dutzend, so groß, daß kein einziges in einem europäischen Waggon Aufnahme fände — neben den Betten aufgetürmt, übelriechende Ledertaschen den Ruhenden unter die Nase geschoben, Zigarrenkistchen, Whisky- und Sodaflaschen ausgepackt. Inzwischen betteln die Kulis vor den geöffneten Waggonfenstern um ihren Obolus. Der Aufenthalt in den Stationen dreht sich nicht um ein oder zwei Minuten — nein — eine Viertel-, eine halbe Stunde lang bleibt der Zug stehen, und während der ganzen Zeit wird gebettelt. Man mag

ihnen noch soviel geben, niemals sind sie zufrieden, und noch wenn sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt hat, laufen sie dem Waggon entlang und schreien um Bakschisch.

Endlich ist man wieder draußen im Freien, in finsterer Nacht und dreht sich gegen die Wand, um weiterzuschlafen. Da stecken sich die neuen Ankömmlinge noch ihre kurzen Tabakspfeifen an und schmauchen ihren Knaster, plaudern und leeren dazwischen ein Glas Whisky mit Soda um das andere. Dabei soll man ruhen! Diese Leute sind nicht Angloindier, sondern wahre Angloindianer!

Schlimmer geht es dem Reisenden, wenn beispielsweise ein Ehepaar eine Abteilung des Waggons innehat. Wohl sind in den Zügen auch Damencoupés vorhanden (For Ladies only), aber gewöhnlich werden sie nur von alleinreisenden Damen benützt, die Ehepaare bleiben beisammen in einem Coupé. Nun kommen mitten in der Nacht ein paar reisende Angloindier, vielleicht sogar schwarze Vollblutindier hinzu. Es ist keine andere Abteilung mehr frei, die Leute werden einfach zu dem Ehepaar in den Zug geschoben, und für die Dame heißt es dann, sich so rasch wie möglich anzukleiden und mit ihren Siebensachen in das Damencoupé überzusteigen.

Derartige Rücksichtslosigkeiten im Reiseverkehr sind gerade auf jener Eisenbahn häufig, welche von Touristen am meisten benützt wird, der Bombay-, Baroda- und Zentral-India-Eisenbahn. Zeitlebens werde ich an die elenden Reisetage und Reisenächte denken, zu denen ich auf dieser Bahn verurteilt war. Lieber ein nächtlicher Elefanten- oder Kamelritt, als eine Fahrt auf der Bombay-Barodabahn!

So vergeht die Nacht in der denkbar ungemütlichsten Weise. Gegen Morgen wird es endlich ruhiger, sogar die rauchenden Engländer sind in ihrem Knasterqualm eingeschlafen, da, um fünf Uhr, halb sechs Uhr, je nach den Stationen, werden die Waggontüren wieder aufgerissen, und Kulis bieten heißen Tee mit Toast an, das in ganz Indien übliche Chota hassari. Nun ist es mit dem Schlaf erst recht zu Ende. Ein Passagier nach dem anderen wickelt sich aus seinem Bett, ihre

schwarzen Diener treten ein, um die Matratzen und Gepäckstücke wieder in Ordnung zu bringen, und für den einzelnen wäre es ganz zwecklos, liegen zu bleiben. Es heißt also aufstehen und mit hungrigem Magen, nur die Tasse Tee und ein Stückchen Toast im Leibe, bis neun, zehn oder elf Uhr auf die Frühstücksstation warten. Auf keiner anderen Station ist etwas Genießbares zu haben. Den Eingeborenen geht es da besser. Sie können sich von den ambulanten Händlern die fetttriefenden Kuchen und Süßigkeiten kaufen und bekommen frisches Wasser gratis verabfolgt. Brunnen sind nur auf einzelnen Stationen vorhanden, in den anderen stehen Wasserkrüge bereit, die halbnackten schwarzen Reisenden stürzen haufenweise mit ihren runden glänzenden Messingschalen aus den Waggons darauf zu und lassen sich dieselben vollgießen. Zunächst eine Schale, um sich auf dem Perron zu waschen, dann eine Schale voll zum Trinken, und die dritte Schale voll wird in den Waggon zur Weiterfahrt mitgenommen. Auch andere Toiletteverrichtungen müssen auf der Mehrzahl der Stationen im Freien besorgt werden, denn in den Waggons dritter Klasse fehlen dazu die nötigen Räume. Dann geht es wieder weiter. Um zwei Uhr oder noch später ist Mittagstation, um sieben oder acht Uhr Diner. Inzwischen Gerüttel und Gepolter durch die einsamen, verstaubten Gegenden, an Dörfern oder Städten vorbei, die, zwischen dem Graugrün der Bäume verborgen, kaum sichtbar sind — ein ewiges Einerlei.

Zur Zeit der Beulenpest, die sich in Indien alljährlich wiederholt und zeitweilig in jeder Woche zwischen zwanzig- und dreißigtausend Opfer fordert, kommt zu diesen Annehmlichkeiten des Vergnügungsreisenden noch eine andere. Besonders Bombay, dieser Pestherd, ist verseucht, und alle aus Bombay kommenden Züge werden an gewissen Stationen ärztlicher Inspektion unterworfen. Mitten in der Nacht oder zu irgend einer Stunde am Tage werden von den Polizisten der Bahnpolizei, schwarzen Kerlen in Uniform, mit einem Spitzturban auf den bärtigen Köpfen, alle Waggontüren aufgerissen, Ärzte erscheinen, um die Passagiere zu untersuchen, und haben diese sich in Unkenntnis

der bestehenden Vorschriften vor der Abreise von Bombay nicht mit einem Gesundheitspaß versehen, so wird auf ihrem Fahrscheine die Bemerkung aufgezeichnet: „Unter ärztlicher Beobachtung zu behalten.“ Dann muß der Betreffende, ob Herr oder Dame, bei jedem Aufenthalte zunächst ins Hospital wandern, um sich untersuchen zu lassen und erst nach ein, zwei Wochen wird er von dieser Schikane befreit, welche besonders für Touristen ungemein lästig und zeitraubend ist. Die Insassen der zweiten und dritten Wagenklasse müssen für solche Inspektionen auf dem Bahnsteig unter polizeilicher Aufsicht antreten, Verdächtige oder Pestkranke werden in den Quarantänehospitälern, die an jeder Eisenbahnlinie vorhanden sind, zurückbehalten, dann erst darf der Zug weiter, um nach dem Passieren einer anderen Peststadt abermals von Ärzten inspiziert zu werden.

Endlich ist das Reiseziel erreicht, etwa Baroda oder Dschaipur, Ajmer oder Delhi. Staubbedeckt, müde, halb gerädert verläßt man den Marterzug. Kaum haben das die auf Beute lauernden Gepäckkulis auf dem Bahnsteig gemerkt, da stürzen sicher eine Anzahl dieser halbnackten, schweißtriefenden, schwarzen Kerle auf den Waggon zu und nehmen das Gepäck in Beschlag. Alles was im Waggon liegt wird herausspediert und die Weiterfahrenden müssen gehörig aufpassen, wenn nicht mit den Fäusten eingreifen, wollen sie ihr Eigentum gegen diesen Massenüberfall sichern. Endlich hat man seine Habe draußen, gewöhnlich mit Bettzeug und Decken zuunterst im fingerdicken Staub, und Koffer und Handtaschen obenauf. Sind vier Gepäckstücke vorhanden, so melden sich sicher acht Kulis, und keinem würde es einfallen, mehr als ein Stück zu tragen, wenn man ihn nicht dazu zwänge. Der erste sucht mit raschem Blick das leichteste Stück heraus, eine Schirmrolle oder ein Handtäschchen, und verschwindet damit in dem Gedränge von Reisenden. Der zweite nimmt die nächstschwere Tasche, jeder ergreift ein Stück, und fort geht's in dem Gewühle halbnackter Eingeborener mit Stoßen und Schieben und Drücken dem Ausgang zu. Eine Droschke ist gewonnen, eine zweite für das Gepäck. Nun

müssen in der Dunkelheit die Kulis gesucht werden, welche einzelne Stücke vielleicht schon bei einem Passagier in einer anderen Droschke abgelegt haben. Endlich ist alles beisammen; der Reisende entflieht den bettelnden Kulis und kehrt auf den Bahnsteig zurück, um nach dem großen Gepäck zu sehen, sonst könnte es bei den mangelhaften Einrichtungen vielleicht zur nächsten Stadt weitergehen. Gepäckzettel werden von den fast durchwegs indischen Bahnbeamten mit Bleistift flüchtig niedergeschrieben und von Kulis auf die Koffer geklebt. Jeder Reisende tut am besten, selbst zur Stelle zu sein und nachzusehen.

Die Koffer liegen endlich auf dem Perron, aber keiner der Kulis, welche das Handgepäck besorgt haben, ist zur Stelle. Sie warten bei der Droschke draußen, denn das Opfer, der Reisende, kann ihnen dort nicht entgehen. Andere Kulis springen herbei. Einer hilft dem anderen die Koffer auf ihre harten Schädel heben, und es ist erstaunlich, welche Lasten die Kerle auf diese Art tragen können. Koffer von zwei Zentner Schwere befördern sie mit Leichtigkeit.

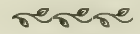
Nun ist auch das große Gepäck glücklich verladen, eins, zwei, drei ... die acht Stück sind beisammen, es kann zum Hotel gehen. Aber zunächst müssen die Kulis bezahlt werden, und das ist nicht so leicht abgetan wie in Europa, wo ein einziger Gepäckträger den ganzen Rummel besorgt. Beim Einsteigen in die Droschke sieht man sich von einem Dutzend Kerle umdrängt, die alle ihre schwarzen Hände entgegenstrecken. „Master, twelve Kulis, Master, Bakschisch!“ Jeder will etwas getragen oder doch mitgeholfen haben — wer in aller Welt führt denn genügend kleine Münze für eine solche Armee mit? Dazu ist die kleinste Silbermünze in Indien das Zweiannastück; Kupfergeld aber, das durch so viele schmierige Hände geht, will man in dem von Pest und Krankheit verseuchten Lande möglichst vermeiden. Man sucht also seine Annas zusammen — Anna ist der populärste Name in Indien — und hat fünf, sechs Kerle befriedigt, die sich davon machen. Desto lauter schreien die übrigen: „Master, Bakschisch, Master, twelve Kulis!“ Ein oder zwei stockfremde, bessergekleidete Kerle

mengen sich nun dazwischen, suchen sie zu vertreiben und machen sich auch sonst um den Reisenden geschäftig. „Please Master, I am a Guide, ich bin Fremdenführer," reden sie einen an, „zahlen Sie den Leuten nichts weiter. Hier sind meine Zeugnisse." Dabei halten sie einem ein Bündel schmieriger Papiere unter die Nase. Inzwischen geht es fort: „Master, Bakschisch, Master, twelve Kulis!" Um sie loszuwerden, wirft man ein Vierannastück (wieder die Anna!) unter die bettelnde Menge, schüttelt die Fremdenführer ab und ruft dem Kutscher zu, endlich loszufahren. Aber diese Kutscher halten fest und treu mit dem übrigen Gesindel zusammen und rühren sich nicht von der Stelle. Man muß ganz energisch auftreten, um sie zum Fahren zu bringen, da, wieder neue Gestalten mit ausgestreckten Händen. „Ja, was wollt ihr denn?" „Master, der Sweeper," d. h. der Mann, welcher auf dem Bahnsteig das Gepäck abgestaubt hat. „Und der andere?" „Ich habe das Gepäck bewacht, Mylord, daß nichts verloren geht. Bakschisch, Mylord!"

Dieser Bettel, so anhaltend und zudringlich wie sonst in keinem Lande der weiten Welt, wiederholt sich in jeder Station, wo man anhält, er wiederholt sich in den Hotels, auf der Straße, beim Besuch der Sehenswürdigkeiten, in Palästen, Tempeln und Moscheen.

Unter den geschilderten Beschwerden spielt sich das Eisenbahnreisen in Indien ab, auf manchen Bahnen weniger, auf anderen mehr. Das System ist nicht gerade schlecht, aber die Unzukömmlichkeiten, die sich im Laufe der Zeit und bei der sehr mangelhaften Aufsicht durch die Regierung eingeschlichen haben, verleiden dem Touristen das Reisen in Indien aufs gründlichste, nicht genug mit den Schwierigkeiten der Fahrt selbst. Es erfordert doppelt so viel Zeit wie in Europa, sein Billett zu kaufen und das Gepäck zu besorgen. Den Indiern gilt die Zeit nichts, und die Angestellten bis zum Stationsvorsteher sind mit Ausnahme der größeren Stationen und der Zugführer der Schnellzüge durchwegs Indier. Dafür befleißen sie sich der größten Höflichkeit und Dienstwilligkeit gegenüber dem Europäer. Wo könnte es

sonst beispielsweise vorkommen, daß man, um sein Billett zu lösen, den inneren Raum der Kasse betritt und neben dem Beamten dicht bei seinen Banknoten und Münzenhaufen Platz nimmt, während er, mit dem Ausstellen der Fahrscheine an die Eingeborenen am Schalter beschäftigt, einem den Rücken kehrt? Der Arme wird von allen Seiten belagert, aber der Europäer hinter ihm wird stets zuerst bedient, die Eingeborenen müssen warten. In großen Stationen ist die Scheidung zwischen diesen und ihren europäischen Herren streng durchgeführt. Es gibt Billettschalter für Weiße und Schwarze, ebensolche Warte- und Toiletteräume und auf manchen Bahnlinien werden die Eingeborenen nicht auf den Perron gelassen, bis nicht die Weißen ihre Plätze im Zuge eingenommen haben. Will ein Reisender auf einer der nächsten Stationen auch nur eine Tasse Tee haben, so braucht er es nur dem Zugführer zu melden und sie wird auf Bahnkosten telegraphisch bestellt. Man sieht, die Weißen sind die Herren im Lande der dreihundert Millionen Indier, aber sie sind dabei doch nicht von den Unbequemlichkeiten und Beschwerden der Eisenbahnreisen befreit. Die Touristen müssen sich das, was sie zu sehen wünschen, sehr teuer erkaufen, allein was sie sehen, und sei es auch nur eine einzige Stadt, etwa Delhi oder Dschaipur, oder auch nur ein einziges Gebäude, der wunderherrliche Taj Mahal in Agra, entschädigt sie vollauf für alle Kosten und Mühen.



11. Dschaggarnath.

Meine Wallfahrt zum brahmanischen Herrn des Weltalls.

An der flachen sandigen Ostküste der indischen Halbinsel, südlich der Mündung des heiligen Ganges hat Wischnu, der zweite Gott der brahmanischen Religion, seine Wohnstätte aufgeschlagen. Er thront dort, jedem wahren Hindu sichtbar und als Erlöser von allen Sündern

verehrt, unter dem Namen Dschaggarnath (Juggurnath) in einem Tempel, der neben Benares zu dem besuchtesten Wallfahrtsort des indischen Dreihundertmillionenvolkes geworden ist. In jedem Jahre kommen Hunderttausende aus den entferntesten Teilen von Indien hierher nach der Tempelstadt Puri, um Dschaggarnath Opfergaben darzubringen, ihn von Angesicht zu Angesicht zu schauen, und dadurch die Vergebung ihrer Sünden zu erlangen. Dschaggarnath, ein Sanskritwort, zu Deutsch der „Herr des Weltalls“, ist der beliebteste aller Hindugötter, besonders verehrt von den Armen, Kranken, Elenden, von Parias und anderen geächteten Kasten, denn in Puri, in der Gegenwart dieses Gottes, hören alle die scharfen Grenzen, welche die Kasten der Hindus voneinander trennen, auf, ja der Paria kann den unnahbaren Brahmanen berühren, der Brahmane darf sogar aus den Händen des Paria Reis und Wasser in Empfang nehmen! Hier an diesem Stück Sandufer des Golfes von Bengalen sind alle Menschen voreinander gleich, es gibt kein hoch und nieder, kein reich und arm, auch der Paria wird zu einem menschenwürdigen Geschöpf und nur die Mohammedaner und Christen sind von dieser Ausgleichung der Gegensätze für immer ausgeschlossen.



Fakir in Dschaggarnath.

Kein Wunder, daß die unteren Kasten der Hindus ihren göttlichen Befreier Dschaggarnath besonders verehren und alles daran setzen, wenigstens einmal in ihrem Leben sein Ebenbild zu sehen. Zu gewissen Jahreszeiten, besonders im Sommer, machen sich ganze Karawanen von Pilgern auf den Weg, darunter die Mehrzahl Frauen und Kinder, um unter Leitung eines Dschaggarnathführers die von der Sonne durchglühten Steppen Indiens zu durchwandern. Die Entfernung, welche diese armen Leute zu Fuß zurückzulegen haben, mag 1000, 2000 Kilometer betragen; für viele verschlingen die Kosten der Pilgerschaft und der Opfergaben ihre ganze Habe, ja ihren Erwerb auf Jahre hinaus, aber der Hinduglaube sitzt so fest, der Wunsch, die Sünden loszuwerden und sich ein besseres Plätzchen im Jenseits zu erobern, ist so lebhaft, daß sich diese Unglücklichen über alles hinwegsetzen. Unglückliche sind sie in der Tat, denn besonders die schwachen, vielleicht von Krankheiten heimgesuchten Frauen, die armen Kinder können die Strapazen und Entbehrungen einer solchen, mitunter Monate dauernden Wanderschaft nicht ertragen. Tausende gehen alljährlich an Erschöpfung zu Grunde, Tausende werden von Cholera, Pest und in manchen Jahren auch vom Hunger dahingerafft, und selbst die, welche die ersehnte Meeresküste von Bengalen erreichen, sind zu Tode erschöpft, mit blutenden Füßen, zerfetzten Kleidern. Vielleicht wären auch von ihnen weitere Tausende am Wege liegen geblieben, wenn nicht Glaube und Sehnsucht ihnen Kraft zum Ausharren verleihen würden. Sehen sie endlich über dem flachen sandigen Strande des uralten Königreichs Orissa die buntbemalten Kuppeln und Pagoden der Wohnstätte Dschaggarnaths aufragen, dann eilen sie mit Aufbieten ihrer letzten Kräfte zu den großen ummauerten Teichen von Puri, um sich in das von Hunderttausenden getrübte, schlammige Wasser zu stürzen, ihre Wunden zu waschen, und aus ihren Reisebündeln die sorgfältig gehüteten reinen Kleider zu nehmen, in denen allein sie sich ihrem Gott nahen wollen.

Zur Zeit der großen Festtage und Festwochen kann man auf den

durch Orissa nach Puri führenden Heerstraßen Pilgerzüge von vielen Tausenden wahrnehmen. In Abteilungen von mehreren Dutzenden oder Hunderten schwanken diese ausgehungerten, müden, halbnackten Schwarzen unter Leitung besonderer, von den Tempelbehörden bestellter Führer ihrem ersehnten Ziele zu; jedes Dorf an diesen Straßen besitzt eigene Pilgerhäuser, gewöhnlich offene Säulenhallen, und kaum werden sie von einer Gruppe verlassen, so trifft auch schon die nächste ein.

Die wohlhabenden Hinduklassen benutzen seit der Erbauung der Eisenbahnen diese, so weit es eben geht. Bis vor wenigen Jahren reichten die Schienenstränge der vorzüglichen Madraseisenbahngesellschaft, welche die Verbindung zwischen Madras und Kalkutta herstellt, nur bis Khurda. Wer von Kalkutta nach Puri wollte, mußte sich den kleinen Küstendampfern anvertrauen, welche den Verkehr auf der tückischen, hier zeitweise mit fürchterlicher Gewalt wütenden See mit dem Falsepointhafen herstellen. So mancher von ihnen scheiterte auf dieser Fahrt, ja im Jahre 1885 wurde die ganze Hafenstadt während eines Cyklons nebst einem guten Stück der Küste selbst weggerissen. So ist es erklärlich, daß Puri bis auf die jüngste Zeit von europäischen Reisenden nur sehr selten besucht wurde. Eine ganze Reihe von Indienbüchern tun dieser Stadt, einer der berühmtesten des Großmogulreiches, nicht einmal Erwähnung.

Nun hat aber die Madras Railway eine Zweiglinie von Khurda bis nach Puri selbst gebaut, und auf der Reise von Madras nach Kalkutta machte ich in Khurda halt, um diesen Wallfahrtsort der Hindus kennen zu lernen. Schon aus der Ferne konnte ich die in grellen Farben prangenden Pagoden von Puri erkennen, überhöht von einer gewaltigen turmartigen Steilpyramide. Unter dieser, Virnana genannt, so sagte mir der eurasische Schaffner, thront der „Herr des Weltalls", Dschaggarnath, in eigener Person.

Der Stationsvorsteher von Puri, im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Kollegen längs der Madrasbahn kein Hindu, sondern ein

Europäer, hatte die Freundlichkeit, mir auf dem Rundgang durch die Stadt als Führer zu dienen. Ganz Puri mit seinen 30000 Einwohnern lebt ausschließlich nur von den Pilgern, deren an großen Festtagen mitunter über 100000 gleichzeitig hier weilen. Gewerbe und Ackerbau gibt es nicht, und würde eines Tages einer der schrecklichen Cyklone, welche an diesen Küsten wüten, den „Herrn des Weltalls" mitsamt seinem Tempel in die tosenden Meeresfluten führen, dann würde wohl auch Puri als Stadt aufhören zu bestehen. Die niedrigen, bunten Häuser in den engen, schmutzigen, von Pilgern bevölkerten Straßen dienen größtenteils diesen als Unterkunft. In den Marktläden werden neben Lebensmitteln nur religiöse Amulette, Götzenfiguren und Götzenbilder feilgeboten; sonst besitzt Puri außer den Hindutempeln an größeren Gebäuden nur eins, den Palast des Nachkömmlings der von den Engländern entthronten Könige von Orissa, Seiner Hoheit des Raja (sprich Radscha) von Khurda. Er führt mit Stolz den Titel „Kehrichtfeger der Dschaggarnathtempel".

Sein heutiger Posten ist weniger würdevoll, aber vielleicht einträglicher als jener der Könige von Orissa, seiner Vorfahren, denn er erhält einen großen Teil der Tempeleinnahmen, die sich jährlich auf anderthalb bis zwei Millionen Mark belaufen. Als noch die mohammedanischen Großmogulen auf dem Pfauenthron zu Delhi saßen, trieben sie von den Hindupilgern von Dschaggarnath an Steuern allein jährlich über drei Millionen Mark ein! Ihre Nachfolger in der Herrschaft über Indien, die Engländer, zögerten nicht, aus der Götzenverehrung der Hindus ebenfalls Nutzen zu ziehen, wenn er sich auch nur auf viel geringere Summen beschränkte. Erst seit neuerer Zeit können die armen Hindus zu ihrem Dschaggarnathgötzen ohne Besteuerung wallfahrten, dafür haben sie desto mehr an die korrupte Tempelsippe zu zahlen.

Von den engen, von Hindupilgern aus allen Gegenden Indiens belebten Gassen, gelangten wir in eine ansehnliche Straße von der Länge und Breite der Linden in Berlin, Bara Danda genannt, mit

anspruchsvolleren Gebäuden. Über ihren flachen Dächern sah ich eine Reihe von Kuppeln und Pagoden in verschiedenen Größen, Formen und Farben aufragen, ähnlich wie ich sie später bei den weltberühmten Siwatempeln von Benares gesehen. Nur zeigte das aufrechte Rad und die Flagge auf der Spitze der höchsten Pagode, eines wahren Monumentalbaues, daß hier nicht Siwa, sondern Wischnu verehrt wird. Leider sind diese ehrwürdigen, aus dem Jahre 1198 stammenden Pagoden mit weißer Tünche überzogen und mit Blau, Gelb, Rot beklecksт worden.

Rings um die Tempelanlage erhebt sich eine zehn Meter hohe krenelierte Steinmauer, durch welche von der Straße ein hohes Tor nach dem Innern führt. Vor dem, von grotesken Steingötzen bewachten Eingang steht eine herrliche Säule von zehn Meter Höhe, ein Monolith aus Chlorit, eine Art schwarzer Schiefer, gekrönt von einer Statue.

Dieser Tempel ist neben dem Siwatempel von Benares wohl der berühmteste und besuchteste Indiens, doch ist allen Christen, selbst wenn sie Indier sein sollten, der Zutritt verboten. Mein Begleiter führte mich indessen auf das flache Dach eines Nachbarhauses, von wo ich einen Überblick über die ganze Tempelstadt genoß. Eine Stadt im wahren Sinne des Wortes, denn rings um die Haupttempel erheben sich wohl an die hundert kleinere Tempel, Kapellen und Säulenhallen. Innerhalb ihrer Umfassungsmauer gewahrte ich noch eine zweite, doppelte Mauer von ähnlicher Höhe wie die äußere, und auf dem etwa sechzig Meter breiten Platze zwischen äußerer und innerer Mauer liegen wieder verschiedene Gebäude, gedeckte Brunnen, Badebassins und eine große Säulenhalle, welche mein Führer mir als den Kochraum von Reis und anderer Lebensmittel zur Speisung der Pilger bezeichnete. Von dieser Stelle führt ein gedeckter Gang nach dem inneren Tempelplatz.

Der Haupttempel besteht aus vier mit Kuppeln und Pagoden überhöhten Gebäuden. Das erste, kleinste, Bogmandir genannt, dient zur

Speisung der Pilger und zur Darbringung ihrer Opfergaben. Durch ein Tor gelangen die Pilger in die nächste Tempelhalle, wo die vielen Hunderte von Tänzerinnen, welche zum Hofstaat des Herrn der Schöpfung gehören, und gelegentlich wohl auch den Tempelpriestern einigen Zeitvertreib darbieten, ihre langsamen, rhythmischen Tänze ausführen. Bis in die nächste dritte Halle dürfen die Pilger vordringen, und blicken von dort aus in den finsteren vierten, heiligsten Tempel, in welchem auf einem Altar der Herr der Schöpfung, Dschaggarnath thront. Haben sie ihn gesehen, dann ist der Zweck ihrer Reise erfüllt und zufrieden kehren sie in ihre Heimat zurück, denn ihre Sünden sind ihnen vergeben, das bessere Jenseits ist ihnen sicher.

Was ist nun dieser allmächtige, wundertätige Herr des Weltalls? Nach brahmanischer Überlieferung soll vor neunzehnhundert Jahren einem König von Malwa die Nachricht überbracht worden sein, Wischnu, der zweite Gott der Hindu-Dreieinigkeit, wäre zur Erde herabgestiegen, um unter den Menschen zu wohnen. Er sandte sofort Priester in alle Weltgegenden aus, um Wischnu zu suchen, und nach Ablauf einer Reihe von Jahren hörte er, Wischnu hielte sich im fernen Osten, im Königreich Orissa an der Küste des Golfs von Bengalen auf. Der König von Malwa zog sofort mit großem Gefolge dorthin, um Wischnu zu huldigen und ihm einen prächtigen Tempel zu bauen. Aber wieder verstrichen Jahre, ehe der Gott ein Zeichen von sich gab. Er erschien dem König zur Nachtzeit und sagte ihm: „Richte morgen deine Augen nach der Seeküste; du wirst aus den Fluten einen Holzklotz, viereinhalb Fuß lang, anderthalb Fuß breit, emporsteigen sehen. Darin bin ich verborgen. Bewahre ihn während einundzwanzig Tagen in einem verschlossenen Raume und in der Form, in der du mich nachher finden wirst, bringe mich in den Tempel, um mich zu verehren."

In der Tat fand der König den Holzklotz und ließ ihn in seinem Palast aufbewahren. Die Neugierde veranlaßte indessen die Königin, den geheimnisvollen Raum vor Ablauf der Frist zu betreten. An

Stelle des einen Klotzes fand sie deren drei, welche von der Mitte aufwärts zu menschlichen Formen geschnitzt waren, aber noch keine Arme besaßen. Die himmlischen Herrgottsschnitzer waren in ihrer Arbeit durch weibliche Neugierde gestört worden! Der König machte gute Miene zum bösen Spiel, und ließ die drei Holzklötze in dem Tempel aufstellen. Der mittlere ist Dschaggarnath, der Herr des Weltalls, und die beiden anderen sind sein Bruder und seine Schwester!

Das sind die Objekte der Verehrung der Hindus seit neunzehn Jahrhunderten! Seit ich die Geschichte ihrer Entstehung hörte, kann ich mich des Gedankens nicht enthalten, daß sie mit dem Ursprung der christlichen Religion in Zusammenhang steht. Vor neunzehn Jahrhunderten war Christus auf Erden erschienen; die Kunde des unter die Menschen gekommenen Gottes verbreitete sich in der Welt. Der Apostel Thomas war selbst nach Indien gewandert, um in der Gegend von Madras das Christentum zu predigen, und die Brahmanen, besorgt um ihre Religion, versuchten durch die Auffindung Dschaggarnaths der Verbreitung des Christentums entgegenzutreten. Ihr Dschaggarnath sollte für die Hindus dasselbe werden, was Jesus für die Christen, und dank dem finsteren Aberglauben der Hindus ist ihnen dies auch, wie die Brahmanen meinen, gelungen.

Im Laufe der Zeit müssen Hunderte von Millionen Hindus nach Puri gepilgert sein, alle haben den scheußlichen, mit Farben überschmierten Holzklötzen Opfer dargebracht, und die Tempelpriester haben daraus ungeheure Reichtümer gezogen. Die meisten Pilger opfern weit über ihre Mittel, ja sie geben oft alles hin, und müssen sich auf dem Rückweg nach ihrer Heimat in elender Weise durchbetteln. Missionare des Puritempels durchwandern nach Tausenden das indische Reich, um die Hindus zur Wallfahrt nach Puri zu veranlassen, und haben sie ein paar hundert Pilger, möglichst wohlhabende, zusammengebracht, dann führen sie selbst den Pilgerzug nach der Küste von Orissa. Dort legen die Hindus Gold, Silber und Edelsteine mitunter

von größtem Wert zu Füßen des Götzen nieder. Randschit Sing, der berühmte Maharaja von Lahore, opferte dem Dschaggarnath den größten Diamanten der Erde, den Kohinoor, er wurde aber auf dem Wege nach Puri von den Engländern abgefangen; Prinzen, Nabobs und andere Gäste des Hindureichs verleihen dem Holzklotz Paläste, Häuser, Grundstücke und ausgedehnte Ländereien, welche gegenwärtig den Tempelpriestern eine jährliche Rente von einer Million Mark abwerfen. Alles nur, um sich in die Gunst des Dschaggarnath zu setzen.

Die eintreffenden Pilgerscharen werden zuerst zum Baden geführt; am Eingang in den Tempelhof erhält jeder Pilger einen leichten Rutenschlag; in Scharen von mehreren Hunderten wandern sie dann unter Leitung eines Tempelpriesters zwei- oder dreimal rings um die innere Tempelumwallung, und hat das grelle, auf die weißen Wände fallende Sonnenlicht ihre Augen geblendet, so dürfen sie durch die zwei äußeren Hallen in die Dschaggarnath genannte Vorhalle des Götzentempels treten, in welchem die Holzklötze auf einem Altar stehen. Der Raum ist so finster, daß sich das Auge erst an die Dunkelheit gewöhnen muß, und dann gewahren die Pilger die unbestimmten Umrisse Dschaggarnaths. Die Priester verbreiten unter den Hindus den Glauben, daß ein sündhafter Mensch den Gott nicht erblicken kann. Der Aufenthalt in dem heiligen Tempel, das Opfern von Geschenken befreit ihn aber von den Sünden und damit hat auch sein Auge erst die Fähigkeit, den Dschaggarnath zu sehen. Bei großem Andrang müssen die Pilger zuweilen wieder aus dem Tempel heraus, ehe ihr Auge, an die Dunkelheit gewöhnt, den Gott unterscheiden konnte; in der Meinung, ihre Sünden seien ihnen noch nicht vergeben, und sie hätten die ganze wochen- oder monatelange Reise vergeblich unternommen, jammern, bitten, flehen sie, und opfern noch die letzten Reste ihrer Habe, um nochmals zugelassen zu werden. Man kann schon daraus entnehmen, welche Gewalt die Priester über diese armen Pilger besitzen!

Die größten Feiertage von Puri fallen in die Sommermonate; der unförmliche Holzklotz wird von den Priestern wie ein lebendes Wesen behandelt und erhält täglich seine Nahrung vorgesetzt; im Winter wird er in warme Decken gehüllt, die im Frühjahr durch leichtere ersetzt werden.

Zum Snana yatra, d. h. Badefest, werden die Götzen in großer Feierlichkeit nach dem äußeren Hof getragen, dort in einem Marmorbassin gebadet und in frische Kleider gehüllt, während Zehntausende von Pilgern in religiöser Verzückung dem Bade beiwohnen. Dann bleiben die Götzen vierzehn Tage in einem verschlossenen Raum nahebei, während welcher Zeit der Tempel, ihr gewöhnlicher Aufenthaltsort, gereinigt und frisch angestrichen wird. Nach Ablauf der vierzehn Tage werden die Götzen durch die breite Hauptstraße von Puri spazieren geführt, und dies ist das Hauptfest des Jahres, das die größte Zahl von Pilgern, durchschnittlich zweihunderttausend! herbeilockt. Auf dem Hauptplatz vor dem Tempeleingang erscheinen drei monumentale Pagoden auf Rädern, die berühmten Dschaggarnath Cars. Die Räder, bei jedem Wagen vierzehn an der Zahl, sind plumpe Holzscheiben von Mannsdicke und Mannshöhe; auf ihren Achsen ruht eine Plattform, welcher eine Holzpagode von fünfzehn Meter Höhe als Unterlage dient; die das mächtige Spitzdach tragenden Säulen sind mit reichen Holzschnitzereien und überlebensgroßen Figuren, Tiere, Götter u. s. w. darstellend, bedeckt und das Ganze überdies noch mit langen Stoffstreifen in den buntesten Farben behängt.

In den größten und schönsten dieser Wagenkolosse wird Dschaggarnath, von Priestern über eine Rampe emporgetragen, eingestellt, und während dieses Transportes haben die unglücklichen Pilger, denen im Tempel der Anblick des Gottes versagt blieb, Gelegenheit, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. „Bruder" und „Schwester" kommen in die beiden nächsten Karren, und so werden die drei Heiligtümer durch die Hauptstraße einen Kilometer weit nach dem sogenannten Gartenhause geführt. Dieser Transport bietet ein Bild dar, wie es

an barbarischer Wildheit, Farbenreichtum und Absonderlichkeit selbst in Indien selten übertroffen werden dürfte. Dschaggarnath ist ein viel zu einflußreicher Gnadengott, um von Elefanten oder anderen Tieren spazieren geführt zu werden; gläubige Hindus allein sind dieser Ehre würdig, und alle, alle drängen sich nach Tausenden dazu, hoch und niedrig, Greise wie Kinder, insbesondere viele Frauen. An die Achsen werden Seile von fünfzehn Zentimeter Dicke und mehreren hundert Metern Länge gebunden. Die Tausende im bunten Gewimmel, aufgeregt gestikulierend, schreiend, lärmend, außer Rand und Band vor Freude, fassen an, und die Karren setzen sich knarrend, krachend in Bewegung, umkreist von Tausenden tanzender, schreiender Hindus, die an den Seilen keinen Platz mehr finden konnten. Manche sind in solch religiöser Verzückung, daß sie sich unter die gewaltigen Räder dieser vielen Tonnen schweren Karren werfen, um von ihnen zu Brei zerdrückt zu werden! In früheren Zeiten kamen solche religiöse Selbstmorde so häufig vor, daß sich die englische Regierung veranlaßt sah, einzugreifen und die Leitung der Festlichkeiten, ebenso wie die ganze Stadtverwaltung einem englischen Beamten zu übertragen. Heute werden von Polizisten zu beiden Seiten der Riesenkarren lange Leitern getragen, welche den Fanatikern den Zutritt zu den Rädern verwehren. In dem schattigen Gartenhause, das neben sehr schönen und kunstvollen Reliefs auch scheußlich obszöne Darstellungen enthält, welche jedem Europäer die Schamröte ins Gesicht treiben, bleiben die Götzen vierzehn Tage und werden hierauf in der gleichen Weise nach dem Tempel zurückgebracht. Während der folgenden vier Monate pflegt der Holzklotz Dschaggarnath der Ruhe; die Priester bringen ihn zu Bett, bedecken ihn mit kostbaren Tüchern, und in der Zwischenzeit herrscht als sein Stellvertreter der Gott Mahanamohana. Jede fünfte Nacht wird er auf eine hohe Schaukel gesetzt und geschaukelt, während ihm die Nautschmädchen durch Gesang und Tanz die Zeit vertreiben. Ein großer Feiertag ist auch der Tag, an welchem Dschaggarnath, nachdem er zwei Monate auf seiner linken Seite geschlafen

hat, auf die rechte Seite umgewendet wird. So gibt es noch eine Menge anderer Festtage im Jahre und für jeden tritt eine bestimmte Klasse von Tempelpriestern in den Dienst, die sechsunddreißig verschiedenen religiösen Orden angehören. Im ganzen erreicht ihre Zahl sechstausend; dazu kommen aber noch Tausende junger, in Sittenlosigkeit aufgewachsener Tänzerinnen, Diener, Musiker, Führer, Köche u. s. w., kurz, die Gesamtzahl der Menschen, welche von dem Götzendienst von Puri leben, beträgt zwanzigtausend!

Die Zustände in Puri haben sogar die Aufmerksamkeit des House of Lords in London erweckt und einem Berichte, der dieser obersten Körperschaft des englischen Reiches vorgelegt wurde, entnehme ich folgende interessanten Einzelheiten: Dreihundert Tempelwächter sind Tag und Nacht über im Dienst, um für die Sicherheit der Götzen und ihrer Schätze zu sorgen; sechzig Brahmanen obliegt das Ankleiden und Schmücken der Götzen, während zwanzig deren Garderobe beaufsichtigen; für das Bemalen und Parfümieren stehen vierzig Priester im Dienst, von denen drei ausschließlich mit dem Übermalen der Augenbrauen betraut sind; dreihundert Köche besorgen die Zubereitung von Reis und süßen Speisen, zehn Priester leiten die Zufuhr des Wassers und zehn haben die Instandhaltung der Opfergefäße unter sich. Andere Priester wachen an den geschlossenen Tempeltüren während Dschaggarnath schläft, einer leitet das Öffnen der Türen beim Erwachen des Götzen. Im ganzen sind täglich sechshundertvierzig Menschen im Dienst des Götzen Dschaggarnath.

Östlich von der über eine weite Sandfläche ausgedehnten Stadt liegen an der gewöhnlich heftig umbrandeten Meeresküste die Badeplätze für die Pilger, wo sie nach dem Tempelbesuch ein Seebad zu nehmen haben. Als ich mit meinem Begleiter auf dem Wege dahin an dem Tempeltore vorbeischritt, bemerkte ich zwei Hindus, die an einer langen, auf ihren Schultern ruhenden Bambusstange eine anscheinend schwere Last, in ein weißes Tuch gehüllt, hineintrugen. Das Tuch enthielt die nackte Leiche eines Hindus. In einer Ecke der

Tempelanlage befindet sich ihr Verbrennungsplatz. Die Leichen der in Puri oder in der Umgebung verstorbenen Hindus werden dort auf die bereitstehenden Scheiterhaufen gelegt und unter freiem Himmel verbrannt, die Asche und Knochenreste werden in das Meer geworfen.

An der Küste badeten einige Dutzend Hindus, Männer, Frauen und Kinder. Bevor sie sich in das Wasser begaben, legten sie Reiskörner und andere Reste ihres Lebensmittelvorrats auf einen Säulenstumpf am Strande, umflattert von Hunderten von Raben, die sich sofort heißhungrig darauf stürzten.

Beim Verlassen des Wassers baute jeder Badende aus dem feuchten Sande einen kleinen Hügel, und steckte ein Holzstäbchen an die Spitze.



12. Kalkutta.

Kalkutta liegt nicht auf einer Route des Touristenverkehrs; was darüber bekannt geworden ist, stammt größtenteils aus englischen Quellen, und die Engländer sind begreiflicherweise für alles das, was sie in ihren leicht erworbenen Kolonien geschaffen haben, ein wenig parteiisch. Kalkutta ist nun eine solch englische Schöpfung, und sie wird in englischen Büchern als die Hauptstadt des indischen Kaiserreiches so sehr in den Himmel gehoben, daß man mit großen Erwartungen hinkommt. Kalkutta hat ja die Erbschaft der hochberühmten Residenzen der indischen Großmogule, die Erbschaft von Delhi und Agra übernommen; die Schilderungen des Lebens an diesen Höfen Akbar des Großen, von Schah Jehangir, Schah Jehan, Aurangzeb u. s. w., die uns aus früheren Jahrhunderten übergekommen sind, lesen sich wie Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ — niemals und nirgends hat es größere Pracht und Herrlichkeit, ein glänzenderes Hof- und bewegteres Kriegsleben gegeben, wie in diesen indischen Kaisersitzen, und in unseren Träumen von dieser Zeit der Großmogule

schweben uns noch die in Juwelen gepanzerten Fürsten, die mit den herrlichsten Edelsteinen geschmückten Haremsfrauen, der auf Hunderte von Millionen geschätzte, von den Persern geraubte Pfauenthron, der dem Grabe Akbars entnommene Kohinoor, der größte Diamant der Erde u. s. w. vor. Noch aus der Gegenwart stammen Nachrichten über die fabelhafte Pracht und Verschwendung indischer Nabobs, die nicht einmal Kaiser, sondern nur einfache Maharajas (Großfürsten) sind, Nachrichten von der Hochzeitsfeier eines — Taubenpaars, welche anderthalb Millionen Mark gekostet hat, über die Schaffung von Kanonenbatterien, ganz aus reinem Golde oder Silber hergestellt, über Teetassen, die aus einem einzigen Smaragd, einzigen Rubin herausgeschliffen wurden u. s. w. Und Kalkutta ist die Hauptstadt dieses ungeheuren indischen Reiches mit seinen achthundertundsechzig Maharajas und Rajas. Was muß am Hofe des Vizekönigs in Kalkutta, der an Stelle des englischen Kaisers von Indien über alle diese Fürstenhöfe gesetzt wurde, für Pracht herrschen! Und dazu wird dieses Kalkutta auch die „Stadt der Paläste" genannt — in einem Lande, das so von Palästen wimmelt, wie Indien! Wo gibt es feenhaftere, kostbarere Paläste als in Agra oder Delhi, deren Königsresidenzen wie aus Marmorspitzen gewebt erscheinen, mit silbernen Plafonds und goldenem Boden, und mit Edelsteinen besetzten Wänden — dann die Fürstenresidenzen von Gwalior, von Jeypur, Baroda, Alwar, Udaipur, alle noch heute bewohnt! Wenn in diesem Lande der Paläste eine Stadt „die Stadt der Paläste" genannt wird, was muß sie dann alles enthalten!

Man kommt also mit hochgespannten Erwartungen nach Kalkutta, aber in wenigen Städten des Erdballes wird man von der Wirklichkeit so sehr enttäuscht, wie hier, und am liebsten würde man dieses Kalkutta schon am ersten Tage verlassen, wenn man nicht erwarten würde, an den folgenden Tagen ein paar Sehenswürdigkeiten, wie jene der anderen Städte, hier zu finden. Aber ist Kalkutta wirklich eine indische Stadt? Sie ist es ebensowenig, wie Schanghai eine

chinesische, Batavia eine malaiische, Apia eine samoanische Stadt. Sie ist ein internationales Handelsemporium, von englischen Traders dem malerischen, farbenreichen, märchenhaften Indien aufgepfropft, die immer wachsend, sich immer erweiternd, mit ihren Polypenarmen eine Menge Indier, oder vielmehr Bengaler, an sich gezogen und sie ihres eigenartigen nationalen Charakters beraubt hat, nicht nur in ihrer Kleidung und ihrem Wesen, sondern großenteils auch in ihrer Rasse und Hautfarbe, denn nirgends gibt es eine größere Zahl von Eurasiern (Mischlingen), nicht Fisch nicht Fleisch, als hier.

Kalkutta ist ein großer Seehafen Asiens, aber es liegt nicht an der See, sondern hundert Kilometer weit davon an einem Flusse. Nicht an dem heiligen Ganges, wie es auf den kleinen, in den Atlanten enthaltenen Karten angegeben ist, sondern an einem großen, schmutzigen, schlammigen, übelriechenden Seitenarm des Ganges, einem der häßlichsten Wasserläufe der Erde. Kalkutta ist ein Mittelpunkt des großen indischen Eisenbahnnetzes, und doch liegen seine Schienenstränge, seine Bahnhöfe hauptsächlich jenseits des breiten Huglifluffes, in einer rauchigen, schmutzigen, armseligen Fabrikstadt, der Vorstadt Howrah.

Eine einzige Brücke verbindet diese beiden Orte, in der sich eine Bevölkerung von einer Million zusammendrängt, ausschließlich angezogen von Handel, Industrie, Erwerb. Nicht Fürsten und Edelleute, Brahmanen und Krieger um den Hof des Regenten, sondern die Jäger nach Geld, Händler, Parsies, und die Ärmsten der Armen, die in dieser Stadt der Geschäfte Arbeit und Nahrung finden wollen. Jeder Eisenbahnzug bringt neue Ankömmlinge aus den ausgesogenen, von Hungersnot heimgesuchten Distrikten, mit ihnen landet der Tourist auf dem rauchigen, unschönen Bahnhof von Howrah, wo ihn gebrechliche, von kleinen Pferden gezogene Rumpelkästen, die sogenannten Garries, erwarten. In einem dieser Holzkäfige fährt er über die dicht mit Menschen besetzte Brücke durch schmutzige, staubige, an Warenlagern und Magazinen reiche Straßen, dann durch das europäische Geschäftsviertel nach der schönsten Straße von Kalkutta, der Chowringhee, dort findet

er in einem der Hotels notdürftige Unterkunft. Ich betone das Wort „notdürftig“, denn ganz Indien ist seiner schlechten Herbergen wegen bekannt, und auch Kalkutta macht darin trotz der wohlklingenden Namen Grand Hotel, Continental Hotel u. s. w. keine Ausnahme.

Nur die Ostseite der Chowringhee ist mit Häusern besetzt; auf der Westseite dehnt sich auf mehrere Kilometer nach Nord und Süd eine von spärlichen Baumgruppen unterbrochene Prärie aus, in der trockenen Winterzeit mit dürrem Gras bedeckt, staubig, heiß, sonnverbrannt, und



Kalkutta.

doch der Stolz von Kalkutta, denn diese „Esplanade“ ist der Stadtpark, die Promenade, der Spielplatz, die Lunge der Stadt. Nur eine kleine Ecke der Esplanade, an den Ufern des Hugliſtromes, ist durch private Wohltäter in einen Park mit hübschen Anlagen verwandelt worden. Dort spielt an mehreren Abenden in der Woche eine Musikkapelle, dort versammelt sich dann die Halbblutgesellschaft der Stadt, dort spielen die Kinder der Weißen, begleitet von ihren indischen Ayahs, dorthin kommen auch die „zivilisierten“ jungen Indier in europäischer Kleidung und zuweilen ein paar Fremde, um sich die mehrstöckige Holzpagode anzusehen, welche die Engländer aus ihrer Heimat

Birma fortgenommen und hier wieder aufgerichtet haben. Aber die „Gesellschaft“ von Kalkutta meidet diesen Edenpark. Sie fährt viel lieber des Abends auf den staubigen Straßen, welche die Esplanade durchziehen, in modernen Equipagen mit beturbanten Kutschern und nach indischer Art aufgedonnerten Dienern spazieren, oder sieht den Polo-, Tennis- oder Fußballspielern zu, die alle auf der Esplanade ihre Tummelplätze haben. Am vollzähligsten erscheint die Gesellschaft aber auf dem Rennplatze im äußersten Süden der Esplanade, wenn während der Wintermonate die unfehlbaren Pferderennen stattfinden. Ich hatte gehofft, wenigstens dort ein bißchen indisches Leben zu finden mit ein paar Maharajas in prächtiger Kleidung und ihrem glanzvollen Stabe, denn an nichts haben diese Nabobs so rasch Gefallen gefunden, als am englischen Sport. Aber ich hätte ebensogut in Ascot oder Newmarket sein können; im Paddock und auf den Tribünen des „Grand Stand“ nichts als englische Damen in modernen Toiletten, englische Gentlemen ganz so gekleidet wie in Piccadilly, und unter ihnen zeigte man mir ein paar dunkelhäutige Persönlichkeiten in englischer Tracht, den Maharaja von Kutch-Behar, den Maharaja von Tagore u. s. w. Das sind die indischen Nabobs von Kalkutta!

Tagsüber bleibt die Esplanade den eingeborenen Bengali überlassen, arbeitslosen Zuwanderern in schmutzigen weißen Jacken und Hosen, die unter den spärlichen Tamarindenbäumen schlafen oder kochen, oder sich in den mit stagnierendem, übelriechendem Wasser gefüllten großen Bassins ganz nahe der Chowringhee baden.

Und doch schätzte ich mich, nachdem ich ein, zwei Tage lang durch die Stadt gewandert war, glücklich, an dieser Chowringhee zu wohnen, denn hier von allen Teilen Kalkuttas ist das Leben noch erträglich. Am glücklichsten fühlte ich mich aber, als ich diese Metropole Indiens nach zweiwöchentlichem Aufenthalte wieder verlassen konnte, um frische Luft zu atmen und die scheußlichen Gerüche los zu werden, die Kalkutta verpesten. Des Morgens ist die ganze Stadt in Dunst und Rauch gehüllt, vermengt mit den fieberschwangeren Miasmen der zahl-

reichen „Tanks“ oder Wassertümpel, die überall zu finden sind, gleichzeitig die Brutstätte ganzer Mückenarmeen. Tagsüber mengen sich darein die Gerüche aus der Eingeborenenstadt, wo eine Million Menschen eng zusammengepfercht wohnen, wie die Chinesen in Kanton, jener unbeschreibliche „Odeur indien“, der europäischen Nasen so widerlich ist, dazu der Staub von der vertrockneten Esplanade und von den Straßen, aufgewirbelt durch zahllose Vehikel; senkt sich die Sonne als glutrote Kugel hinter dem Rauch der Fabriken von Howrah, jenseits des schwarzen unheimlichen Hugliſtromes, dann steigen auch schon die Nebel düster wieder empor von dem Dschungel und den Sümpfen an den Stromniederungen. Vor den elenden Stroh- und Lehmhütten der Eingeborenen, die ihre Ansiedlungen rings um die Esplanade, aber auch mitten in der Stadt besitzen, senden die zur Speisenbereitung dienenden zahllosen Holzfeuer Rauchmassen empor, aber am widerlichsten wird diese schwere, drückende Atmosphäre, wenn Nordwind weht, und die Gerüche von den Verbrennungsplätzen der Hinduleichen nach der Esplanade getragen werden. In den Zeiten der Beulenpest, die besonders in Bombay wütet, und an der dann in Indien wöchentlich bis dreißigtausend Menschen sterben, ist die Zahl der Menschenopfer auch in Kalkutta eine große. Fünfzig, sechzig Leichen werden dann täglich im Herzen der Stadt an den Ufern des Hugli, nahe der Brücke, auf offenem Scheiterhaufen verbrannt. Die Einwohner der Stadt mögen an den Geruch dieser schmorenden Leichen gewöhnt sein und ihn vielleicht gar nicht bemerken, für den Fremden ist er unheimlich, entsetzlich, und das wiederholt sich Abend für Abend. Ich zog mich um diese Zeit gewöhnlich in mein Hotel zurück, aber schloß ich die Fenster, dann wurde die Hitze in dieser Stadt der Tropen unerträglich, öffnete ich sie wieder, dann hatte ich den Geruch und dazu das widerliche Gekreisch der Tausende und Abertausende von Raben oder vielmehr Krähen, die die eigentlichen Herren Kalkuttas sind. Die Indier betrachten das tierische Leben als heilig, niemand vergreift sich an den schwarzen Bestien, und sie haben sich dadurch so vermehrt und sind so

zudringlich geworden, daß man sich ihrer gar nicht erwehren kann. Jeden Morgen, lange vor Sonnenaufgang, wurde ich durch ihr Krächzen aus dem Schlafe geweckt; sie saßen auf meinen Fensterläden, auf dem Balkon vor meiner Türe, auf der Fensterbrüstung, und kamen selbst in mein Badezimmer, um zu trinken. Verscheuchte ich sie, dann flogen sie davon, um sofort wiederzukommen und ihr Gekrächze fortzusetzen, wenn ich mich hinter das Mückennetz meines Bettes zurückgezogen hatte. Sie sind in Kalkutta nach Millionen vorhanden, sitzen auf jedem Baume, jedem Hause, hüpfen frech in den Straßen, auf den Seitenwegen umher, und kein Mensch verscheucht sie, denn sie sind in der schmutzstarrenden Stadt eine wahre Wohltat. Aller Unrat, jede Bananenschale, jedes Aas wird von ihnen im Handumdrehen aufgefressen.

Mitten im Weichbilde von Kalkutta, auf der einen Seite die Esplanade, auf der anderen die Geschäftsviertel und die Eingeborenenstadt, erhebt sich, umgeben von einem prachtvollen, wohlgepflegten Tropengarten, mit seltenen hohen Palmen und dem üppigsten Krotongestrüpp, der Palast des Vizekönigs. Der stolze, von einem Dom überhöhte Bau erinnert in seinem Aussehen etwas an das Kapitol in Washington und ist in dieser sogenannten „Stadt der Paläste" das einzige Gebäude, das diesen Namen wirklich verdient. Vor den monumentalen Treppenaufgängen stehen große alte Bronzegeschütze aus den so leicht durchgeführten Kriegen gegen die indischen Fürsten, in den weiten Marmorhallen prangen lebensgroße Porträts früherer Vizekönige und englandtreuer Rajas; in dem großen, ein wenig nüchternen, keineswegs königlich möblierten Thronsaal stehen unter einem samtenen Baldachin die zwei Thronstühle für Seine Exzellenz und für die Vizekönigin; denn hier werden bei feierlichen Gelegenheiten all die großen Fürsten Indiens, von denen manche einen souveränen Stammbaum von Jahrtausenden haben, empfangen. An diese Durbarhalle stößt ein marmorner Speisesaal für die Familienmahlzeiten, dann kommen Korridore und eine weite Flucht von Amtsräumen für die Sekretäre und Schreiber Seiner Exzellenz. Im zweiten Stockwerk

befindet sich der große Ballsaal, und daran schließen sich die Privatgemächer des vizeköniglichen Paares, Fremdenzimmer u. s. w.

An den Parkeingängen halten indische Soldaten Wache mit ihren bunten hohen Turbanen, vor der Haupttreppe stehen Leibgarden des Vizekönigs, prächtige sechs Fuß lange Sikhs, in weißen Beinkleidern und Stulpstiefeln, scharlachroten, goldverbrämten Dragonerröcken, mächtige Spitzturbane auf den ernsten bärtigen Köpfen. An ihren Händen stecken lange weiße Reiterhandschuhe, und die armen Kerle, gewöhnt in ihrer Heimat halbnackt und barfuß umherzugehen, müssen in der glühenden Tropensonne Kalkuttas in dieser glänzenden Vermummung gehörig schwitzen. Was nützen die schweren Schwerter an ihrer Seite, die hohen bewimpelten Lanzen in ihrer Linken, die schönsten Sporen an ihren Stiefeln, sie könnten ihren Dienst gewiß ebensogut nur in ihre braune Haut gekleidet und barfuß ausüben. Ebenso schwer mit Gold überladen und ein paar Pfund Turban auf den Köpfen zeigten sich mir die Dutzende von Dienern, die an der Pforte meine Karte und Empfehlungsbriefe abnahmen, um sie dem ersten Adjutanten des Vizekönigs zu überbringen, denn der letztere ist ein zu hoher Herr, um selbst die besteingeführten Besucher ohne weiteres zu empfangen. Am Tage darauf hatte ich meine Einladungen zu Diners und Dejeuners, zu einem Privatball und einer Gardenparty, denn es war Januar, die „Season" von Kalkutta, in welcher der Vizekönig Hof hält, und zu welcher jeder Englishman und jede englische Lady von ganz Indien, wer immer nur kann, nach Kalkutta kommt, um sich am Hofe in vizeköniglicher Herrlichkeit zu sonnen. All diese Leute müssen je nach ihrer offiziellen Stellung und ihrem Range abgespeist und mit Einladungen zu Festlichkeiten bedacht werden. Dazu verfügt der Vizekönig über ein kleines Heer von Adjutanten und Sekretären, welche eine Art Hofmarschallamt bilden, aber nicht immer die Schulung und den richtigen Takt besonders gegenüber Ausländern von Rang besitzen. Davon erzählt man sich in Kalkutta verschiedene amüsante Geschichtchen, darunter auch solche von einem deutschen Prinzen aus souveränem Hause, welche

zeigen, wie nötig es wäre, an dem Hofe eines Regenten über dreihundert Millionen Menschen, der so viel von vornehmen Ausländern besucht wird, ein eigenes Zeremonienamt einzurichten. Auf die Kosten kann es ja gar nicht ankommen in Anbetracht des ungeheuren Hofstaates, von dem der Vizekönig umgeben ist. Im Government House sind nicht weniger als dreihundert Personen bedienstet, in den Stallungen stehen zweihundertundvierzig Pferde, in den Remisen fünfzig Wagen; dazu kommen die Leibgarden und ein eigenes, vorzüglich geschultes Musikkorps für Blas- und Streichinstrumente, das unter der Leitung eines Deutschen steht.

Während der zweimonatlichen Season finden beim Vizekönig täglich Festlichkeiten statt; täglich empfängt er eine Anzahl Personen zum Dejeuner, täglich, zuweilen bis sechzig und mehr Personen, zum Diner; dazu kommen in jeder Woche Bälle, Gardenparties, Empfänge. Man wird zugeben, daß das Leben des vizeköniglichen Paares kein leichtes ist, und begreifen, wenn dieses sich über den Sonntag ganz allein nach Barrackpur, einem reizenden Landsitz am Hugliſtrom, einige Meilen stromaufwärts, zurückzieht.

Auch auf den Soireen und Bällen im Government House suchte ich vergeblich nach Indiern. In den großen, glänzend mit elektrischen Lampen erleuchteten Sälen nichts als englische Offiziere in ihren hübschen Uniformen, Beamte mit Orden bedeckt, die fremdländischen Konsuln, darunter auch die deutschen Konsularbeamten, welche ihre Offiziersuniformen trugen; die Damen durchweg in Balltoiletten, wie man sie von Marlborough House oder Clarence House in London her gewöhnt ist, aber keine Indier, ein paar Fürsten ausgenommen, die in europäischem Gesellschaftsanzuge, das schwarze Großband des „Sterns von Indien" auf der Brust, mit den Damen wie Leutnants flirteten.

Rings um das Government House liegen einige recht hübsche Straßen von europäischem Charakter, mit großen anspruchsvollen Gebäuden, zumeist Regierungsämter enthaltend, in welchen Hunderte von Eurasiern in europäischer Kleidung tätig sind. Vollblutindier, haupt-

sächlich Bengaler, findet man nur in den untersten Stellungen, als Türhüter, Kanzleidiener, Boten u. s. w. Dafür tragen sie so schöne Uniformen wie Feldmarschälle, gewöhnlich einen langen scharlachroten, mit Gold reich verbrämten Rock, weiße Beinkleider und auf dem Kopf einen sehr eigenartigen Hut, einem umgestürzten Suppenteller gleich, der mit Goldschnüren und farbigen Bändern umwunden ist. Von der rechten Schulter zur linken Hüfte ist nach Art der Bänder unserer Ordensgroßkreuze eine buntfarbige, reich gallonierte Schärpe gelegt, mit einem großen Silber- oder Messingschild auf der Brust, welches das Amt bedeutet, in dem der betreffende „Feldmarschall" tätig ist.

Die Schreiber- und Kanzlistenstellen in den Ämtern werden fast durchweg von Halbblutleuten ausgefüllt, und die Amtsvorstände sind stets Engländer. Kein Wunder, daß die jungen aufgeklärten Indier, die ihre Erziehung in den indischen Hochschulen oder gar in England erhalten haben, durch Pamphlete und in ihren Zeitungen lebhaft im Sinne ihres Wahlspruchs „Indien für die Indier" agitieren. Diese Bewegung des Jungindien zieht immer weitere Kreise und kann den Engländern einmal recht gefährlich werden.

Anschließend an die Straßen mit den Regierungsämtern dehnt sich das Geschäftsviertel Kalkuttas aus mit dem schönen großen Dalhousie Square als Mittelpunkt, und hier haben auch viele deutsche Kaufleute ihre Kontore. Neben den englischen Firmen sind die deutschen sicher die angesehensten, einzelne gehören zu den größten von ganz Indien, mit Filialen in verschiedenen Inlandstädten, und auch in gesellschaftlicher Hinsicht nehmen sie entschieden eine hervorragende Stellung ein. Im deutschen Klub, dessen Gebäude sich in einer vornehmen Straße hinter der Chowringhee befindet, werden zeitweilig Empfänge, kleine Tänze, Diners und andere Festlichkeiten abgehalten, an denen auch die besten englischen Gesellschaftskreise teilnehmen, und bei denen die Österreicher und Schweizer mit unter der schwarz-weiß-roten Flagge segeln.

Die Geschäftsstraßen von Kalkutta verlieren sich in nördlicher Rich-

tung allmählich in den engen, schmutzigen, übelriechenden, stets dicht mit Menschen gefüllten Stadtteilen der Eingeborenen. Dort in den dumpfen, Licht und Luft entbehrenden Parterreräumen der mehrstöckigen, eng aneinander gebauten Wohnhäuser sind die Basare, dort findet der lebhafteste Geschäftsverkehr und Kleinhandel statt; enge Pforten, dunkle Korridore, steile Treppen führen in die oberen Stockwerke, wo auf sonnigen, mit Blumen geschmückten Terrassen oder in den kleinen, durch Gitterfenster verschlossenen Wohnräumen die Hindufrauen wohnen, abgesperrt vom Straßenleben und von der Außenwelt. Selten begegnet man in den feuchten, engen Gäßchen, die an jene von Kairo oder Konstantinopel erinnern, weiblichen Wesen, es seien denn solche der untersten Stände, Pariaweiber. In manchen Stadtteilen herrschen Mohammedaner, in anderen Perser oder Chinesen vor, aber überall ist Feuchtigkeit, Schmutz, Menschengewimmel, Armut. Nur die Gerüche sind verschieden. Nirgends ein freier Platz, ein Garten, ein Baum. Alles ist mit möglichster Enge an- und ineinander gebaut, ein Gewirr von Gäßchen, finsteren Durchgängen, Torbogen, Sackgassen, Winkeln und Ecken. Hier und dort stößt man zwischen elenden verfallenden Baracken versteckt auf ein schönes Haus mit Marmorbalkonen und kunstvollen Marmorgittern vor den Fenstern, die Residenz irgend eines reichen Parsee oder Dschain, denn diese beiden Völkchen stehen im Geschäftsleben obenan. Hier und dort sieht man auch die Kuppeln und Minarette einer Moschee oder die Spitzpyramiden eines Hindutempels; an den Straßenecken oder in Nischen erheben sich kleine Götzenschreine der Hindus, stets mit dem steinernen Standbilde einer kleinen Kuh davor, welche den Passanten regelmäßig die Kehrseite zuwendet; im Innern des Tempelchens irgend ein grotesker oder obszöner Götze, nirgends etwas von monumentaler Bedeutung.

Erst wenn man durch dieses ungesunde, Fieber und Pest brütende Gewirre von Gäßchen an den weiten Hugliſtrom gelangt, kann man aufatmen, denn hier ist Luft und Sonne. Auf dem breiten Strombett fahren unzählige Schiffe der verschiedensten Arten und Größen auf

und nieder, an den Ufern erheben sich Warenmagazine und liegen ganze Berge von Waren, und zwischen ihnen führen breite Treppen, die berühmten „Ghats“, nach dem Flusse, diesem Arm des von den Hindus als heilig verehrten Ganges hinab. Oben an der Straße erheben sich ganze Reihen luftiger offener Eisenpavillone, unter denen Hunderte von Kaufständen aufgeschlagen sind, in denen aber nichts anderes feilgeboten wird als Blumen, Öl und Farbstoffe. Unaufhörlich drängen sich Scharen frommer Hindus herbei, Greise, Männer,



Badeplatz am Huglifluß bei Kalkutta.

verhüllte Frauen und nackte Kinder, um in dem ebenso heiligen als schmutzigen Gewässer zu baden. Zunächst kaufen sie sich für eine Wenigkeit Öl, entkleiden sich und reiben den ganzen Körper damit ein. Dann steigen sie zu den Tausenden und aber Tausenden von Badenden hinab, bringen zuerst dem Wasser, dann der Sonne durch allerhand Zeremonien ihre Verehrung dar, und werfen sich endlich mit Wonne in die Fluten. Nach dem Bade steigen sie wieder zu den Pavillonen empor, lassen sich von einem Priester mit verschiedenen Wasserfarben das Abzeichen ihrer Kaste auf die Stirne schmieren, und begeben sich

dann zu dem Götzen, der vor jedem Pavillon auf einer kleinen Steinbank im Schatten eines Ficusbaumes steht und gewöhnlich die menschliche Zeugung, das Symbol des Gottes Siwa, darstellt. Vom Flusse haben sie in einem kleinen, hellpolierten Messinggefäß heiliges Gangeswasser, von den Händlern im Pavillon ein paar kleine Blumen mitgebracht. Sie ziehen an der am Baume befestigten Glocke, um den Gott auf sich aufmerksam zu machen, dann werfen sie sich vor der Steinbank nieder und beten, indem sie das Wasser über das kleine Götzenbild gießen und die Blumen davor niederlegen. Damit ist ihre tägliche Morgenandacht beendet.

Weiter stromaufwärts, nahe der Brücke über den Strom, erheben sich zwei Gebäude, die der Fremde, wenn überhaupt, so doch nur mit Grauen betritt. In der Pestzeit wird er häufig genug die einfachen Leichenzüge der Hindus darin verschwinden sehen. Vier Männer mit einer offenen Tragbahre auf den Schultern, auf welcher eine Leiche liegt. Die dünnen Baumwolltücher, in welche der tote Körper gehüllt ist, lassen die Umrisse nur allzu deutlich hervortreten. Ein paar Leute folgen. Im Innern des Gebäudes nimmt ein Hindubeamter die Anmeldung entgegen, Name, Alter, Geschlecht, Wohnung des Verstorbenen. Dann wird die Leiche weitergetragen in einen engen langen Säulenhof, auf dessen Boden vielleicht ein halbes Dutzend Scheiterhaufen brennen — der eine eben entzündet, ein anderer schon verglimmend, ein dritter nur mehr ein Häufchen Asche. Frische Scheiterhaufen, manneslang, meterbreit, kniehoch sind zur Aufnahme neuer Opfer aufgeschichtet. Die Leiche wird darauf gelegt, einer der Angehörigen holt vom Flusse unten ein Gefäß voll Wasser und gießt es der Leiche in den Mund und auf die Füße. Die Knechte legen frische Holzscheite darüber, das Ganze wird mit einem brennenden Span angesteckt, und im Nu ist der Körper in Flammen gehüllt. Durch die Hitze krümmen sich die Glieder, heben sich die Knie, bewegen sich die Arme, als lebte der Schmorende noch und wollte sich von dem schrecklichen Feuertode befreien; mitunter kollert er auch von dem brennenden Haufen herab. Mit langen

Stangen wird der Körper dann wieder in die Flammen geschoben. So verbrennen tagsüber sechzig, achtzig oder auch mehr Leichen, und ist nichts übrig, als ein Häuflein heiße Asche vielleicht mit ein paar verkohlten Knochen, dann nehmen sich die Angehörigen etwas davon mit und kehren nach Hause zurück. Die Aschenreste werden in den Fluß geworfen, in welchem sich die Lebenden täglich nach Tausenden und aber Tausenden baden, und dessen Wasser sie trinken.

Das Haus neben dieser gräßlichen Verbrennungsstätte führt den Namen Moribond House und hierher lassen sich die besonders religiös angelegten Sterbenden tragen, um an den Ufern des heiligen Ganges ihr Leben aushauchen zu können. In Reihen liegen sie hier in den langen Hallen, dem Tode entgegensehend. . . .

Doch wer von den in Kalkutta lebenden Europäern verirrt sich jemals bis hierher? Ihr Tagewerk spielt sich im Geschäftsviertel und in den hinter der Chowringhee gelegenen Vorstädten ab, wo sie ihre großen, geräumigen, von Gärten umgebenen Villen haben, wo sie das Leben genießen und sich gesellschaftlichen Vergnügungen hingeben. Freilich hat der frühere Glanz von Kalkutta, seit die schnellen Dampfer eine so vorzügliche Verbindung mit Europa herstellen, erheblich nachgelassen. Früher mußten die reichen Kaufherren sich in Kalkutta so behaglich wie möglich einrichten, denn Europa war nur nach monatelanger Reise erreichbar. Jetzt gestattet ihnen der rasche Post- und Telegraphenverkehr die Leitung ihrer Geschäfte von Europa aus, viele Chefs wohnen dort, und wer immer kann, vertauscht in jedem Jahre den Aufenthalt im heißen, ungesunden Indien für einige Zeit mit jenem in Europa. Die Kaufleute wissen fast selbst nicht mehr, ob sie in Indien oder in Europa wohnen. Sie betrachten Kalkutta nur noch als einen zeitweiligen, vorübergehenden Aufenthalt, um hinreichend Geld zu erwerben, damit sie sich alsdann nach Europa zurückziehen können. Das äußert sich auch in dem verwahrlosten Aussehen der meisten Gebäude, in den keineswegs glanzvoll möblierten Wohnungen. Die Zeiten haben sich geändert, und mit ihnen ist auch Kalkutta zu

einem nüchternen Handelsplatze geworden, dem nur noch die Residenz des Vizekönigs und der Sitz der Behörden einigen Glanz verleiht.

Das ist Kalkutta, die vielgerühmte „Stadt der Paläste"!

13. Kuriosa aus dem Kastenwesen der Hindus.

Wer in Indien von den gewöhnlichen Reiserouten europäischer Touristen abweicht und in die von eingeborenen Fürsten regierten Staaten eindringt, wer statt der Eisenbahn Elefanten oder Karren oder Pferde zu seiner Reise benützt, dem wird sich wenig so hinderlich in den Weg stellen als der indische Kastengeist. Er beherrscht nicht nur das ganze Leben von hoch und niedrig, arm und reich, er umspannt auch mit eisernen Klammern die Beziehungen aller Stände und Berufsarten untereinander und zum Europäer. All die Hunderte Millionen von Hindus sind in Kasten eingeteilt, die Fürsten und der Adel ebenso wie die Schlächter und Viehzüchter, ja die Diebe und Räuber; jede der einzelnen Kasten hat ihren genau abgegrenzten Wirkungskreis, ihre Vorrechte und Gesetze, die unter allen Umständen beachtet werden müssen. Ja, die Hindus haben sogar die Europäer zu einer großen Kaste zusammengetan und in keineswegs schmeichelhafter Weise steht diese Kaste auf derselben Stufe wie die Ausgestoßenen, die Aussätzigen, die Parias. In Bezug auf ihre Macht sind die Europäer die Herren, in Bezug auf ihr Ansehen die niedrigsten des Landes. Sie bilden die eigentliche Aristokratie des heutigen Indien, der vornehmste Maharaja schätzt es als Ehre, wenn englische Offiziere ihn besuchen oder seine Jagdzüge mitmachen; in den Salons des Vizekönigs von Indien traf ich neben der europäischen Gesellschaft an Indiern ausschließlich nur Fürsten; Reisende mit guten Empfehlungen werden an ihren Höfen mit großer Auszeichnung empfangen

und als Gäste behandelt, und doch sind sie in den Augen der Hindus nur Parias, Ausgestoßene.

In den Städten der unabhängigen Staaten dürfen sie nicht wohnen, es werden ihnen eigene Bezirke außerhalb der Ringmauern angewiesen, selbst in den englischen Provinzen hält es die Regierung für weise, in jenen Städten, wo es überhaupt europäische Einwohner gibt, nur außerhalb eigene Ansiedlungen für sie, sogenannte Kantonements, anzulegen. Der Europäer kennt eben die verzwickten, haarfeinen Kastenunterschiede, gesellschaftlichen Gesetze und Eigenheiten der Hindus nicht und würde sie im alltäglichen Verkehr unter den Hindus auf Schritt und Tritt verletzen. Was ihn zum Paria, zum Geächteten unter den strenggläubigen Hindus



Hindus, welche sich ihre Kastenzeichen aufmalen.

macht, ist in unseren Augen eine Kleinigkeit, in ihren Augen das größte Verbrechen: nichts weiter als der Genuß von Rindfleisch! Die Kuh wird von den Hindus als heiliges Tier verehrt, alles an der Kuh ist heilig, selbst ihre Exkremente, und der Europäer tötet sie, um ihr Fleisch zu verzehren! Er geht in Schuhen umher, die mit Kuhleder gesohlt sind, und diese Schuhe allein würden ihn schon „unrein" machen, selbst wenn er ein Vegetarianer wäre und nicht nur das Fleisch der Kuh, sondern alles Fleisch überhaupt verabscheuen würde.

Diese Schuhe versauern dem europäischen Reisenden selbst auf den

gewohnten Touristenrouten das Leben. Ebenso wie der Paria das Haus eines Hindus von Kaste nicht betreten darf, ebensowenig darf es ein Europäer, und von den Tempeln ist er ganz ausgeschlossen. Die einheimischen Fürsten gestatten ihm notgedrungen, aus Furcht vor den englischen Kanonen und um ihren lieben Thron zu erhalten, den Besuch der Schlösser und Sehenswürdigkeiten, manche setzen sich durch ihre eigene Machtvollkommenheit trotz des Einspruches der Brahmanen über diese Verunreinigung hinweg. Andere lassen nach jedem derartigen Besuch ihr Schloß wieder reinigen. Kam ich auf dem Lande irgendwo in die Nähe eines einsamen Tempelchens, dann warfen die Feldarbeiter ihre Werkzeuge fort und liefen schleunigst herbei, um mich an dem Betreten der heiligen Stätte zu hindern.

In Gwalior schritt ich bei meinen Wanderungen durch die Stadt an einem armen Brahmanen vorbei, der eben unter einem Baume seinen Reis kochte. Mein Schatten fiel dabei auf den Kochtopf. Stillschweigend hob er ihn mitsamt dem Inhalt vom Feuer und warf ihn in den nahen Bach. Mein Schatten hatte die Speisen „verunreinigt".

Wer also durch das Land reist, wo es keine Eisenbahnen und Hotels gibt, wird sein Zelt mitnehmen müssen, denn bei einem Hindu findet er schwer Unterkunft. Er wird seine Diener auch aus den Ausgestoßenen, den Parias, nehmen müssen, denn welcher anständige Hindu selbst der untersten Kaste würde ihm Rindfleisch kochen? Dazu würde sich doch nur das Gesindel dieser Kasten hergeben, Leute ohne Charakter und Religion, die ihn nach allen Seiten bestehlen und betrügen würden. Und nimmt er sie, dann kann er auch nur auf gewisse Dienste rechnen, zum Stiefelputzen oder Wassertragen würde sich keiner hergeben. Dazu muß ein Paria angeworben werden.

Das hat aber auch seine Schwierigkeiten. Ich hatte einen solchen Paria zeitweilig als Diener. Auf den Eisenbahnreisen bei der drückenden, trockenen, erstickenden Tageshitze lechzt man nach Wasser. Nur auf den Hauptstationen sind Brunnen. Auf vielen anderen sind für die Reisenden Reihen von Wasserkrügen aufgestellt, und ein Diener

der Eisenbahn verteilt das Wasser. Hunderte stürzen gewöhnlich aus den langen vollgestopften Zügen mit ihren Bronzegefäßen herbei, die sie mit sich führen, um sie füllen zu lassen. Jeder nach der Reihe. Die Hintersten müssen oft so lange warten, bis der Zug weiterfährt, und ohne Wasser rasch in ihren Wagen springen, um nicht zurückzubleiben. War mein Diener nicht unter den Ersten zur Stelle, so durfte er sich nicht etwa selbst aus einem der Krüge zu Wasser helfen, denn das hätte den Krug und seinen Inhalt „verunreinigt", und die Passagiere von „Kaste" hätten ihm übel mitgespielt. Selbst die Wahl des Reittieres ist dem Europäer nicht freigestellt. In Ajmer wollte ich zu einem Tempel, der auf einer steilen Anhöhe lag. Bei der herrschenden Tropenhitze hatte ich wenig Verlangen, zu Fuß hinaufzuklettern. Pferd oder Elefant waren nicht in der Nähe. Da bemerkte ich ein Eselchen, das, neue Decken über den Rücken geschnallt, mit gesenkten Ohren in der Sonne schlief. Rasch wollte ich es mieten, doch mein Dolmetscher und mein Diener waren darob vor Entsetzen starr. Sie baten und flehten, ich möge doch ihre Stellung, ihr Ansehen bei ihren Mitbürgern nicht zerstören, und ja nicht den Esel besteigen. Der Esel ist nämlich unter den Tieren, was der Paria unter den Menschen. Sollte ein Esel vor dem Hause eines Hindus getötet werden, so müssen alle Einwohner das Haus auf Nimmerwiedersehen verlassen, ehe das Blut erkaltet ist, sonst würden sie ihre Kaste verlieren und selbst Parias werden!

Was sind nun diese Kasten — diese Parias und Brahmanen? Wie sind sie entstanden? — In den heiligen Büchern der Hindus war ursprünglich nichts von ihnen erwähnt, und erst die späteren Schriftgelehrten — als der reine Gottesglaube der Arier bereits durch allerhand Götzendienst verunstaltet war — lehrten, daß aus dem Körper des Gottes Brahma vier große Kasten entsprangen: die Brahmanen oder die Priesterkaste seinem Kopfe, die Kschatriyas oder Krieger seinen Schultern, die Vaisyas oder Ackerbauer seinem Leibe und die Sudras oder die dienende Klasse seinen Füßen. Die ersten drei Kasten

gehörten den arischen Eroberern an und führten deshalb den Titel Dvi-jah, das heißt „zweimal geboren". Die Sudras aber waren die von den Ariern unterworfenen Volksstämme. Durch die Vermischung der Arier mit den Sudras entstanden die gar keiner Kaste angehörenden Parias.

Im Laufe der Jahrtausende bildete sich nun unter diesen vier großen Hauptkasten eine Menge anderer, so daß es heute davon in Indien weit über tausend gibt. In dem offiziellen Jahrbuch des englischen Parlaments über Indien werden nur jene aufgeführt, welche über dreiviertel Millionen Mitglieder zählen, und es sind deren vierundachtzig! Die stärkste Kaste bilden die Schechs mit neunundzwanzig Millionen, Brahmanen sind mit fünfzehn Millionen, Tschamars mit elf Millionen angeführt, und an Radschputs, d. h. Königssöhnen, gibt es zehn Millionen. Verschiedenheiten des religiösen Glaubens, der Rasse und Abstammung, der Beschäftigung u. s. w. bildeten den Anlaß. Immer mehr sank die Bedeutung dieser Anlässe, bis die letzten Spaltungen aus den lächerlichsten Geringfügigkeiten entstanden. So gibt es beispielsweise im Süden von Indien, im Königreiche Mysore, zwei Brahmanenkasten in demselben Bezirk, deren Mitglieder Ölmüller sind. Der einzige Unterschied der beiden Kasten besteht darin, daß die einen zum Betrieb ihrer Ölmühlen zwei Rinder verwenden, die anderen nur je ein Rind. Und doch ist die Trennung der beiden Kasten so scharf und schroff, daß ihre Mitglieder untereinander nicht heiraten, ja nicht einmal gemeinschaftliche Mahlzeiten einnehmen dürfen! Man kann sich daraus allein schon vorstellen, wie unübersteiglich die Scheidung der größeren Kasten in Indien sein muß. Eine Vermählung zwischen einem Sudra und einer Brahmanentochter ist ganz undenkbar. Würde der Versuch doch gemacht werden, so wären die blutigsten Kämpfe die Folge, die betreffenden Schuldtragenden mit ihren Familien aber würden aus ihren Kasten ausgeschlossen werden, keine andere Kaste, selbst nicht die unterste, würde sich dazu hergeben, sie aufzunehmen, und sie würden zu Parias herabsinken. Aber eine solche Vermählung ist der krasseste Fall der Kastenvermischung. Das Mitglied einer Kaste

darf mit jenem einer anderen Kaste, und selbst wenn sie von dem gleichen Range wäre, nicht einmal gemeinschaftliche Mahlzeiten einnehmen, ohne daß beide aus ihren Kasten ausgestoßen würden. Am strengsten sind die Kastengesetze bei den Brahmanen, die selbst wieder untereinander in Hunderte von Kasten gespalten sind; die meisten und angesehensten sind jene des Nordens von Indien, welche jene von Mittel- und Südindien nicht als gleichwertig, ja manche von ihnen gar nicht als Brahmanen anerkennen. Der Chef des Eingeborenenamtes in Kalkutta erzählte mir, in der Provinz Bengalen allein gäbe es unter den Brahmanen hundertachtundsechzig Unterabteilungen, die miteinander nicht essen, geschweige denn Ehen eingehen dürfen, und eine Brahmanenkaste, die Purbia, treibt diese Abschließung so weit, daß sie nicht einmal Feuer voneinander annehmen dürfen. Daher stammt auch das Sprichwort: „Zwölf Purbia und dreizehn Feuer.“ Speisen nämlich zwölf von ihnen miteinander, so muß zunächst ein allgemeines Feuer gemacht werden, und an diesem entzündet jeder Brahmane ein eigenes Feuer zur Bereitung seiner Mahlzeit! Und da soll ein Europäer, wenn er in Indien spazieren geht, von einem Indier Feuer für seine Zigarre verlangen!

Wie die Brahmanen, so sind auch die Kschatriyas und Vaisyas in unzählige Kasten gespalten, dabei aber bilden diese drei obersten Abteilungen zusammen nur ein Zehntel des indischen Volkes, neun Zehntel aber gehören den Sudras und Parias an!

Ihrer Zahl und ihren einzelnen Berufsklassen entsprechend, sind natürlich die Sudras in die meisten Kasten geteilt, jede mit bestimmtem Vorrang, bestimmten Vorrechten und Abzeichen. An der höchsten Stelle befinden sich die verschiedenen Kasten der Ackerbauer und Gärtner, und blicken mit Geringschätzung auf die gewerblichen Kasten herab, unter denen wieder die Pantschalas, d. h. „die fünf Handwerke“, Tischler, Goldschmiede, Gießer, Schlosser und Metallarbeiter, die bedeutendste Stellung einnehmen. Auch diese sind wieder in Kasten geteilt, streng abgeschlossen gegeneinander mit eigenen Gesetzen und gewissermaßen je eine Familie bildend, deren Mitglieder sich gegen-

seitig bei allen Gelegenheiten Schutz und Unterstützung leisten. Aber selbst diese so haarfein geschiedenen Kasten haben in verschiedenen Distrikten noch weitere Unterabteilungen, die weniger mit den Berufen als mit religiösen und gesellschaftlichen Unterschieden zusammenhängen. So gibt es beispielsweise an der Südwestküste von Indien die Kaste der Nairs, deren Frauen sich des freilich zweifelhaften Vorrechtes erfreuen, mehrere Gatten zu besitzen. An der Ostküste dagegen gibt es eine Kaste, die Totiyars, in welcher die Männer einer Familie, Brüder, Oheim, Neffen u. s. w., ihre Frauen in Gemeinschaft besitzen.

Ein Europäer wird lange mit dem Studium des Volkes zubringen müssen, um zu erkennen, welcher Hauptkaste bestimmte Leute angehören. Sie haben gewöhnlich gewisse Merkmale an der Kleidung, in der Art, wie sie sie tragen, in den Schmucksachen der Frauen u. s. w. Die eine Kaste faltet das Lendentuch nach links, die andere nach rechts, zieht es zwischen den Beinen durch oder auch nicht, trägt bestimmte Blumen im Turban, folgt bei Hochzeiten und Todesfällen bestimmten Zeremonien, hat eigene Flaggen und dergleichen. Die verschiedenen Kasten bewahren diese Einzelheiten mit eifersüchtigem Auge, und wehe! wenn besonders bei öffentlichen Feierlichkeiten eine Kaste von ihren Befugnissen oder Abzeichen abweichen sollte! Die anderen Kasten stürzen sich wütend auf sie und die blutige Schlägerei ist fertig aus den geringfügigsten Ursachen. Was hat es nicht schon für Kämpfe, Feindseligkeiten, Unglücksfälle in Südindien zwischen den Gruppen der rechten und der linken Hand gegeben! Je nachdem sich die guten Leutchen nämlich beim Bade mit der rechten oder linken Hand — waschen (!), haben sich die Sudrakasten dort in zwei bestimmte Gruppen abgesondert. — Der linken Hand gehören die meisten Handelsleute und Gewerbetreibenden an, einschließlich der niedrigsten Sudrakaste, der Bodenarbeiter. Zur rechten Hand zählen die höheren Sudrakasten, die viel weniger Mitglieder umfassen, dafür aber eine mächtige und kraftvolle Stütze in den Parias finden. Diese Gruppen der sonst

so unterwürfigen, ruhigen und friedlichen Hindus lassen sich häufig Kleinigkeiten halber zu langen blutigen Kämpfen hinreißen, und erst das Einschreiten des Militärs kann Ordnung schaffen. Die scharfe Scheidung der Kasten beschränkt sich nicht auf das Verbot, in andere Kasten zu heiraten oder mit Mitgliedern anderer Kasten Mahlzeiten einzunehmen, manche dürfen einander im Vorbeigehen nicht einmal berühren! Ein Paria darf sich, wie früher bemerkt, der Wohnung eines Brahmanen nur auf bestimmte Entfernung nähern, eine Straße, in welcher Brahmanen wohnen, darf er überhaupt nicht betreten, und täte er es, er würde auf Veranlassung des Brahmanen halb tot geprügelt werden, denn diese Annäherung würde allein schon das Haus oder die Straße der Brahmanen „verunreinigen"! Die ihn aber prügeln, tun es mit langen Stöcken, nicht mit den Fäusten, damit sie nicht selbst verunreinigt werden. In entsprechend geringeren Entfernungen von dem Brahmanen müssen sich die Mitglieder anderer Kasten halten. Parias und die Nomaden der wandernden Kasten dürfen in manchen Gebieten Städte und Dörfer nur in den Mittagsstunden betreten, wenn die hochstehende Sonne nur senkrechte Strahlen wirft. Am Morgen und Abend, wenn die Sonne sich zum Horizont neigt, könnte ja das schräg fallende Licht den Schatten des Paria auf das Haus eines Vornehmen oder gar auf einen Brahmanen werfen und ihn verunreinigen!



Indischer Student.

Man sieht, die Brahmanen haben es verstanden, sich bei den

anderen Kasten in hohem Ansehen zu erhalten, ja sogar durch keine anderen Mittel als ihre Geburt allein gewisse Dienstleistungen zu erzwingen. Beim Militär mußte früher der Offizier den ihm untergebenen brahmanischen Soldaten gegenüber gewisse Rücksichten beobachten, und dieses Verhältnis erschütterte die Disziplin derart, daß sich die englische Regierung gezwungen sah, eigene brahmanische Regimenter zu errichten, deren es in Indien zwei gibt, mit eigenen Uniformen und weißen Abzeichen.

Leute, die durch irgend ein Vergehen gegen die Kastengesetze verstoßen haben, werden mit aller Strenge von den Ältesten der Kasten bestraft. Sie müssen gewisse Geldbußen leisten, den Götzen Opfer darbringen, Tempel besuchen, vor allem aber, als unabweisbares und sicherstes Mittel zur Reinigung von ihren Vergehen, ein Gemisch trinken, das aus den Abgängen der Kuh hergestellt ist! Ich habe selbst in Benares Leute gesehen, welche diese Abgänge mit den Händen auffingen, sie einschlürften und sich damit Gesicht, Schultern und Arme abrieben! Dann gingen sie glückselig von dannen! Die schwersten Verbrechen sind das Einheiraten in eine andere Kaste und der Genuß von Kuhfleisch. Gegen diese gibt es nur ein Mittel, die Ausstoßung aus der Kaste. Bei den höheren Kasten wird diese Ausstoßung auch für geringere Vergehen verhängt. In Jeypur lernte ich unter anderen auch den Direktor des dortigen Museums kennen, einen hochgebildeten, vornehmen Indier, der Englisch wie seine Muttersprache beherrschte. Ich fragte ihn, in welchen Unterrichtsanstalten Europas er studiert hätte. „Europa!“ rief er aus, „ja wenn ich nach Europa dürfte! Es ist mein sehnlichster Wunsch — aber ich darf Indien nicht verlassen, und meine Studien habe ich in indischen Schulen gemacht.“ Auf meine weitere Frage, welches Hindernis ihm denn bei einer solchen Europareise im Wege stünde, antwortete er: „Ich bin Brahmane. Würde ich Indien auch nur zeitweise verlassen, meine Kaste würde mich ausstoßen, und denken Sie nur, welchem Schicksal dann meine Familie anheimfiele!“

Wer einmal aus einer Kaste ausgeschlossen und nicht wieder auf-

genommen wird, verfällt mit seiner Familie in der Tat einem traurigen Los! Keine andere Kaste nimmt ihn auf, seine Töchter fänden keinen Gatten, er selbst keine ehrenwerte Beschäftigung, er und seine Nachkommen werden zu Parias. Indessen, dank den langjährigen geordneten politischen Zuständen, den Eisenbahnen, dem Verkehre, dem Beispiele der Europäer, die unter ihnen wohnen, und vor allem den Schulen, macht sich auch bei den Hindus eine gewisse Lockerung des Kastenwesens bemerkbar, und allmählich kommen die alten Lehren Buddhas, die von den Brahmanen so lange niedergehalten worden sind, wieder zum Durchbruch, die Lehren von der brüderlichen Liebe unter den Menschen. In manchen Distrikten sind Gesellschaften entstanden, die gegen die Herrschaft der Brahmanen ankämpfen und die Gleichheit predigen. So sah ich in Dschaggarnath einen Tempel, der jährlich von Hunderttausenden von Pilgern besucht wird und wo innerhalb der Tempelhöfe des wundertätigen Götzen alle Kastenunterschiede aufgehoben sind. In Kalkutta sprachen sich aufgeklärte, europäisch gekleidete Hindus mir gegenüber verächtlich über die Kasten aus und zeigten mir Bücher und Zeitungen, in denen die Niederwerfung des Kastenwesens gepredigt wird. Mancher reiche Hindukaufmann klopft an seinen Geldschrank und sagt: „Hier ist meine Kaste!" In einer Menge von Geheimgesellschaften mit Mitgliedern verschiedener Kasten wird dagegen gearbeitet und auch die Armee, der niedere, fast ausschließlich aus Hindus und Eurasiern zusammengesetzte Beamtenstand der englischen Verwaltung wirken in diesem Sinn.

So lächerlich und unmöglich manche Kastengesetze nun auch erscheinen mögen, so schwer sie auf dem indischen Volk lasten und jeden Gemeinsinn, jedes patriotische Gefühl und Zusammenhalten gegenüber fremden Feinden unterdrücken, sie haben doch ihr Gutes gehabt. Ein so schlaffes, energieloses und träges Volk wie die Hindus, unter den Tropen lebend, und ursprünglich mit allen Lastern der Tropenvölker behaftet, bedurfte strenger gesellschaftlicher Regeln und strammer Zügel, um nicht auf derselben niedrigen Kulturstufe zu bleiben wie die meisten

anderen Tropenvölker, und die verschiedenen Eroberer Indiens taten wohl daran, das Kastenwesen beizubehalten, sollte dieses Hunderte von Millionen zählende Volk nicht ganz auf die Stufe der Parias herabsinken. Die Kasten gaben den Hindus einen festen Halt, sie förderten gute Sitten und das Familienleben, sie erhielten die alten Künste, Fertigkeiten und Gewerbe durch die Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag. Sie waren gewissermaßen Zünfte, die freilich im Laufe der Zeit durch Kriege, Invasionen und schlechte Regierungen in ihrem innersten Wesen erschüttert wurden und seit Jahrzehnten durch allerhand Formsachen eingeschränkt nur mehr eine hohle Schale ohne Kern bilden, aber sie waren eine Notwendigkeit, gerade so wie sie bei uns eine Notwendigkeit waren. Überblickt man die ganzen durch die Kasten geschaffenen gesellschaftlichen Zustände in Indien, so wird man unschwer viele Ähnlichkeiten mit jenen in Europa finden, und nicht nur aus früherer Zeit. Noch heute ist der Kastengeist in Europa herrschend, noch heute haben Mesalliancen ihre gesellschaftlichen schweren Folgen, noch heute werden gewisse Erwerbszweige und Berufe als „unrein" angesehen, deren Trägern man auch nicht die Tochter zur Frau geben und an deren Tafel man nicht speisen würde. Noch heute sind in manchen Ländern Europas gewisse Rassen und Religionen allen möglichen Angriffen ausgesetzt, und es ist gar nicht lange her, daß sie auch in eigenen Stadtvierteln abgesperrt worden sind. Wie der Durchschnittseuropäer von den Hindus mit Mißtrauen und Nichtachtung angesehen wird, so würde es gewiß auch der Durchschnittshindu in Europa. Man braucht, wie gesagt, nur ein bißchen nachzudenken, um zu finden, daß die Kastenzustände ein Spiegelbild des Kastengeistes im Abendlande sind, allerdings kraß, sehr verzerrt, aber immerhin ein Spiegelbild, und der Verständige sollte daraus seine Lehren ziehen. Am Ende kommt doch noch einmal ein schriftstellernder Brahmane nach Europa und schreibt etwas über die Kasten im Abendlande, und hält sie seinen Indiern vor. Er wird auch erzählen von den Zünften und Gewerkschaften, der Vereinsmeierei mit

ihren Abzeichen und gegenseitigen Eifersüchteleien und der Sucht, immer neue Abarten von Vereinen zu gründen. Schließlich scherzt gar noch jemand von den zwei Deutschen, die sich in Afrika trafen und sofort einen Gesangverein gründeten. Tout comme chez nous, wird er dann ausrufen können, denn im Distrikt von Madura befindet sich nach Nelson eine Sudrakaste mit nur zwei Individuen.



14. Vom Ganges zum Himalaya.

Gestern abend noch in der tropischen Tiefebene des unheimlichen Ganges, in dem dumpfen, fiebergeschwängerten, feuchten, drückend heißen Kalkutta in der leichtesten Tropenkleidung, die man am liebsten auch noch ablegen möchte. Heute in wollene Winterkleider und Pelze gehüllt und dabei doch noch frierend. Gestern abend noch inmitten der halbnackten, schwarzen, buntbeturbanten Hindubevölkerung, zwischen den Anbetern des mächtigen Siwa und der schrecklichen Höllengöttin Durga-Kali, blutigen Tieropfern, auf Scheiterhaufen schmorenden Menschenleichen, aussätzigen, mit Wunden bedeckten Fakiren; die untergehende Sonne, blutrot, riesengroß, beleuchtet noch einmal das absonderliche Häusergewirr der Riesenstadt mit ihren unheimlich üppigen Gärten, in denen alle Pflanzen der Tropen wuchern. Und heute mitten zwischen den höchsten Bergriesen des Himalaya auf einem Sporn, der aus den Hochebenen Zentralasiens hereinragt, bewohnt von gelben Halbmongolen mit breiten Gesichtern, Schlitzaugen, dicken schwarzen Chinesenzöpfen, Männer wie Frauen in warme Winterkleider gehüllt; die Gärten ringsum auf dieser Zweitausenddreihundertmeterhöhe gefüllt mit Obstbäumen unserer Klimate, mit Zierpflanzen, Himbeersträuchern, Rosen, die mitten im Januar in voller Blüte stehen! Die Luft scharf, dünn, von ungemeiner Klarheit und Frische; und statt der dunstigen, rauchigen Ebene von Bengalen hier die großartigste

aller Gebirgslandschaften des Erdballs, in deren Mitte das berühmte Dardschiling liegt, von den Tibetern mit Recht der heilige Ort geheißen. Als ich mit halberfrorenen Gliedern den Eisenbahnzug verließ, der mich durch die Vorberge des Himalaya hierher gebracht hatte, war mein erster Blick nach der Gegend, wo die acht- bis neuntausend Meter hohen Riesen dieses mächtigsten Gebirgszuges unseres Planeten stehen sollten, aber Nebel und Wolken hielten ihre umgletscherten, himmelragenden Spitzen umfangen. Das war schon so während der ganzen langen Fahrt gegangen. Bei jeder kühnen Wendung der in Schlangenlinien die Berge emporklimmenden Bahn, bei jeder Felsenecke, jedem Aussichtspunkt hatte ich den Horizont durchforscht, um irgend etwas von den sagenhaften Bergriesen, vom Gaurisankar oder vom Kintschindschinga oder doch wenigstens von einem ihrer kleineren fünf- oder sechstausend Meter hohen Trabanten zu entdecken. Vergeblich. Nur einmal, für einen Augenblick erschien mitten am hellen Tage am Himmelszelte zwischen den Wolken durch ein weißer Stern, oder war es ein Stückchen der Mondfläche? — so hoch, so fern, daß es unmöglich etwas anderes sein konnte, und doch sagte mir der englische Geometer, der im Eisenbahnwagen mein einziger Gefährte war, dies sei die Spitze des Kintschindschinga gewesen!

Nun war ich in Dardschiling, in dem bequemen englischen Woodland Hotel, von den Bergriesen des Himalaya in der Luftlinie nur mehr siebzig Kilometer entfernt. Ob sie wohl zum Vorschein kommen werden? Von einer Anhöhe in Dardschiling, vom Observatory Hill, sollen sie am besten zu sehen sein. So galt denn auch mein erster Gang durch die eigenartige Bergkolonie diesem Hügel. Als ich aber oben stand und rings um mich blickte, war der Kintschindschinga vergessen. Vergessen auch die Schönheit all der anderen Gebirgslandschaften, die ich auf meinen Reisen gesehen, denn nicht nur der eine Bergriese, die ganze Himalayakette war von den sie umlagernden Wolkenmassen freigegeben worden und erhob sich in unbeschreiblicher Majestät hoch in den Himmel. Den Anblick schildern? Ja wenn ich das könnte! Da gibt es keine

Worte, ebensowenig wie ich Worte fand, als ich dort oben stand und die Eindrücke in mich aufnahm, so groß, so reich, so verschieden, und dabei so überwältigend, daß mein Herz zu springen drohte und mir der Atem stockte! Wer hat nicht ähnliches empfunden, als er zum ersten Male die Jungfrau oder das Matterhorn erblickte und seine Augen emporgleiten ließ, den ungeheuren Felsmauern und blendenden Schneeflächen entlang zur Spitze? Es war mir ja selbst so ergangen. Und später immer wieder, wenn ich in anderen Erdteilen irgendwo noch



Der Himalaya.

höhere Spitzen erklomm, etwa den Fujiyama in Japan oder den Popocatepetl in Mexiko. Jetzt aber stand ich auf halber Jungfrauhöhe mit einer Welt von erhabenster Schönheit unter mir, und doch türmten sich über mir noch in unvergleichbarer Riesengröße die gewaltigsten Gebirge, die größten Gletschermassen, die dräuendsten Granitmauern auf eine Höhe empor, die mehr als achttausend Meter über die Tiefebene von Bengalen erhaben ist! Unvergleichbar sage ich, denn nirgends in den Anden, den Felsengebirgen, Kaukasus und Alpen ist ähnliches von einem Punkte aus zu sehen, nirgends gibt es ein Dardschiling.

Das ungeheure Gebirgsmassiv des Himalaya sendet von seiner südlichen Flanke einen gewaltigen Felssporn von dreitausend Meter Höhe und steilen, fast senkrechten Abstürzen, den Sintschul, weit in ein halbrundes Amphitheater vor, und nahe dem Ende dieses Sporns, fast in der Mitte des Amphitheaters, liegt Dardschiling mit der Erhebung, auf der ich stand. Die Wände dieses Amphitheaters, dieses Kolosseums will ich lieber sagen, denn das ist die richtigere Bezeichnung, werden von Felsmauern gebildet, welche so hoch sind, wie ein halbes Hundert Kölner Domtürme aufeinandergestellt! Von Westen ausgehend erheben sich hier in der ungemein klaren, scharfen, dünnen Luft in allen Einzelheiten erkennbar zunächst die umgletscherten Gipfel des Dschanu, 8390 Meter hoch; der Kabur 7880, Pandim 7300, Narsing 6050, Tschomiamo 7720, Yakscham 6380, Kamendschihan 7470. Dann folgt eine lange Reihe noch namenloser Schneegipfel von beinahe doppelter Matterhornhöhe, und ihren Abschluß bildet der majestätische Donkhia, 7740 Meter hoch. Zwischen diesen höchsten Gipfeln des Erdballs, in einer Länge von weit über dreihundert Kilometer dehnen sich auf dem Gebirgskamm ungeheure Schneefelder und Riesengletscher aus, kilometertief, viele Kilometer breit. Aus ihrer Mitte aber steigt der höchste Monarch der ganzen Kette, der von einem Eisdiadem gekrönte Kintschindschinga empor auf eine Höhe von nahe 9000 Meter! In seinem Aussehen, mit den kleineren Trabanten an seinen vereisten Flanken, erinnerte er mich an die Jungfrau mit ihrem Schnee- und Silberhorn, aber mehr als zweimal so hoch, zweimal so massig. Und dabei ist der allerhöchste dieser Giganten, der Gaurisankar, vom Observatory Hill gar nicht zu sehen!

Die meisten Gipfel sind mit Schnee und Eis bedeckt, aber stellenweise kommen doch Tausende Meter hohe Felswände von gelblicher Färbung zum Vorschein, und die dünne, klare Luft gestattet es, ganz wie beim Matterhorn von der Riffelalp, alle Risse, Kamine, Vorsprünge deutlich zu erkennen.

Besonders die gewaltigen Granitflanken des Kintschindschinga,

des nächsten all dieser Bergriesen, sind mit dem Glase leicht zu durchforschen; über ihnen, auf den Schultern, liegen ungeheure Gletscher und Eismassen, und aus diesen erst ragen die dunklen Bergspitzen in den tiefblauen Himmel empor. Die Gletscher, die von ihnen ausgehen, dürften zum mindesten eine Länge von fünfundzwanzig Kilometer besitzen, und jene an seiner dem Hochland von Tibet zugewendeten Nordseite sind noch mächtiger, die mächtigsten auf Erden.



Der Himalaya von Dardschiling aus.

Diese ganzen erhabenen Gebirgsmassen steigen aus der weiten indischen Tiefebene empor, nicht mit scharfen, kühnen Spitzen wie jene der Alpen, wie Schreck-, Wetter- und Finsteraarhorn, sondern wie ungeheure, im Aufsteigen erstarrte, weiße Meereswellen, die schließlich hoch oben am Firmamente durch unsichtbare Gewalten festgehalten wurden, wie um den Himmel mit der Erde zu verbinden, eine gigantische Treppe zu bilden für die Götter, wenn sie unter die armen Menschenkinder hinabsteigen wollten. So dachten auch schon die Hindus

in den Urzeiten ihrer Religion, indem sie der höchsten dieser Himalayastufen den Namen ihrer beiden höchsten Götter gaben, Sankara, d. h. Siwa, und seiner Gemahlin Gauri, vereinigt zu Gaurisankar.

Die Felswände des Himalaya-Amphitheaters umschließen einen weiten Talkessel von mehreren hundert Quadratkilometer Ausdehnung, in dessen Tiefe, zweitausend Meter unter meinem Standpunkt, sich ungeheure Urwälder befinden, von einer Höhe, Dichtigkeit und Verschiedenheit des Pflanzenwuchses, wie ich sie selbst nicht im tropischen Java oder auf Neu-Guinea getroffen habe. Die Nebelmassen, welche die glühende Tropensonne aus dem Indischen Ozean emporzieht, werden vom Monsun über die weiten Ebenen Hindostans nordwärts gejagt, bis sie die gewaltige Gebirgsmasse des Himalaya erreichen. Über diese können sie nicht hinaus. Hier wird die Gewalt der Stürme gebrochen, hier werden die Nebel und Wolken festgehalten und fallen als Regen wieder zur Erde nieder, in einer Menge, die an wenigen Stellen unseres Planeten erreicht wird. Viele Meter Wasser strömen jährlich auf den dicken, weichen Humusboden herab, gedüngt seit Äonen durch die gestorbenen und verfaulten Riesen des Urwalds; dazu kommt die tropische Hitze, und das hat als Ergebnis einen Pflanzenwuchs von solcher Üppigkeit, daß die Erde hier wie mit einem baumhohen grünen Teppich bedeckt erscheint, in weiter Ferne, tief unten, begrenzt durch die gelben sonnverbrannten Ebenen von Bengalen. In diesen feuchten, heißen, dämmerigen, undurchdringlichen Urwäldern ist die Heimat des Tigers, Panthers, Rhinozeros, des Bären, Wildschweins und Büffels, und häufig genug kommen Tiger und Panther auf ihren Streifzügen in die Teeplantagen an den Hängen des Dardschilingberges.

Aus diesen Tiefen des weiten Talkessels ragen hier und dort einzelne Höhen empor, anscheinend nur bewaldete Hügel, in Wirklichkeit Berge von der Höhe des Brocken, von Nebelmassen und Wolken umzogen, die zeitweise den ganzen Kessel füllen, und dann steigt der Sintschul, auf dem ich stand, wie eine Felseninsel aus einem weiten,

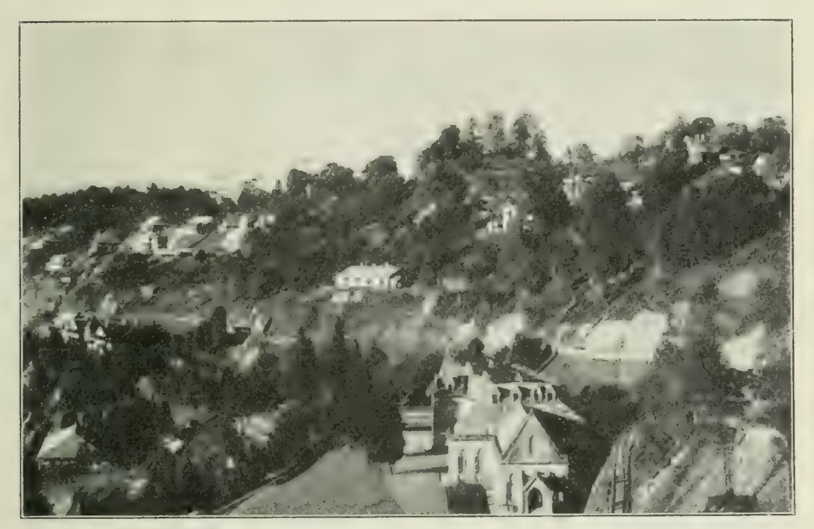
weißen Meere empor. Dort unten ist es immer düster und dämmerig. Es kam mir vor, als könnte ich die ewige feuchte Schwüle, die schwere Atmosphäre im Tale mit den Augen wahrnehmen, und mir bangte schon vor der Stunde, wo ich die frische, kühle Luft, in der ich mich befand, verlassen und dort hinunter zurückkehren mußte.

Das großartige Gebirgspanorama hatte mich so überwältigt und gefesselt, daß ich mich lange Zeit um die nähere Umgebung gar nicht gekümmert hatte. Erst als wieder die Wolken, weiße dichte Baumwollflocken von Kubikmeilen Größe, ihre Attacke auf die Himalayafelsen unternahmen und im schweren Fluge Stück für Stück von ihnen eroberten, bis sie ganz in ihre Massen gehüllt waren, erst dann, als nichts mehr von den Bergen zu sehen war, durchmusterte ich den schmalen Grat des Sintschul mit seinen Gärten, zwischen denen die Häuser von Dardschiling versteckt und verstreut liegen, so winzig und unscheinbar, als hätte irgend ein Titanenkind seine Spielzeugschachtel hier ausgebreitet. Bungalows und Kasernen, Hospitäler und Hotels, Basare und Kirchen und Schulen und Klubhäuser, alles über ein paar Meilen im Grün zerstreut, nicht zwei Gebäude aneinander, alle aber mit galvanisiertem Eisenblech gedeckt, das, von der Sonne beschienen, zwischen den Bäumen wie Silber glänzte. Dardschiling ist eine Schöpfung der unternehmenden, nüchternen Engländer, und jeden Sommer verlassen Tausende die glühend heißen Städte Bengalens und des Dekkan, um hier in den Bergen Kühle und Stärkung zu suchen. In dem ausgedehnten Sanatorium finden die fieberkranken Soldaten der indischen Armee ihre Heilung, jedes der Hunderte von Sommerhäusern und Bungalows, die jetzt, im Winter, leer stehen, ist dann von einer englischen Familie mit Kind und Kegel und einem Heer von indischen Dienern besetzt, und das Leben spielt sich dann genau so ab, wie etwa in Tunbridge Wells oder Harrogate. In diesen Engländern steckt doch eine merkwürdige Zähigkeit und Anhänglichkeit an ihre Heimat, an Old England. Es war mir wie eine Entwürdigung der hehren Natur, als ich auf dem Weg vom Bahn=

hof zum Woodland Hotel, dem majestätischen Kintschindschinga gegenüber, Colmans Mustard und Pears Soap und Ayers Sarsaparilla auf großen Plakaten angepriesen fand. Die Häuser sehen genau so aus, wie Cottages in Kent oder Sussex und sind genau so möbliert; am Ende des weitzerstreuten Ortes erhebt sich eine kleine Kirche im englischen Stil; in den Straßen treiben sich im Sommer bleichgesichtige, blondgelockte, blauäugige Jungen umher, englische Misses unternehmen auf kleinen tibetischen Ponies ihre Morgenritte oder spielen Cricket und Lawn Tennis. Englische Rotröcke, die Mützchen schief auf dem Ohre, ein Stöckchen in der Hand, trollen durch die gut gepflegten Straßen, hier sind Assembly Rooms, wo an den lauen Abenden getanzt und geflirtet wird, dort ist die Post Office, anderswo irgend ein Boarding House, wo die Gäste sich ganz so zum Dinner kleiden wie zu Hause. Durch die geöffneten Fenster sieht man in dem Drawing Room die gelangweilten Ladies auf dem Rocking Chair oder bei einer Bridge Party, und die jungen Misses sitzen am Klavier und spielen Sullivans Operettenarien oder singen Songs from home.

Ist das Dardschiling und nicht Tunbridge Wells? Ist das der Himalaya, Bengalen, Indien und nicht Old England? Die Entfernung von der Heimat, die Berührung mit anderen Völkerrassen, der Aufenthalt in anderen Ländern berührt sie gar nicht. Sie bleiben nicht nur überall Stockengländer mit ihren Sitten und Vorurteilen, sie bringen sogar gewissermaßen ihre Häuser, ihre Städte, ihre nationalen Einrichtungen mit in die Fremde, wo immer es sei, selbst nach dem Himalaya. Kein Volk der Erde ist in dieser Hinsicht so unnachgiebig, so zäh, und keines daher so zum Herrschen befähigt wie diese Söhne Albions. Die Völker, unter denen sie ihre neuen Wohnsitze aufschlagen und unter denen sie leben, mit denen sie geschäftlich verkehren, die ihnen zu ihren Einkünften verhelfen, werden gar nicht beachtet, und sie streben auch gar nicht danach, sie zu verstehen. Von der Höhe ihrer insularen Zivilisation blicken sie auf die „Savages“, auf die „Wilden“ mit Verachtung herab, wie der Himalaya auf das tiefliegende Land.

Die Eingeborenen, die rings um sie wohnen, sind für sie einfach Kulis; die eigenartigen Wohnungen der Eingeborenen, ihre Tempel, ihre Theater, die andere Europäer mit Interesse aufsuchen, sind für sie einfach unbesuchbare Schmutzlöcher. In ihren Zivilisations-bestrebungen geben diese steinharten Engländer nicht ein Jota der Eigenart fremder Völker nach, und so drücken sie auch ihr steinernes Siegel auf den weichen indischen Lehm. Sie zivilisieren, um die Indier kaufkräftig für englische Ware zu machen und ihren eigenen



Dardschiling.

Nutzen daraus zu ziehen. Sie bauen in Indien englische Eisenbahnen, englische Seehäfen, englische Schulen, Bibliotheken, Universitäten, Kirchen und bekehren die Eingeborenen zum englischen Christentum, zur englischen Kultur, mit Stiefeln, Beinkleidern, Hemden und Hüten. Etwas anderes gibt es für sie nicht. Da heißt es: biegen oder brechen.

Diese Gedanken kamen mir unwillkürlich in den Sinn, als ich durch die Straßen von Dardschiling spazierte. Auf einem Kriegszuge gegen die Nepalesen, welche gegen die englische Herrschaft revoltierten,

drangen die Engländer bis in die Berge von Dardschiling vor, und erkannten sofort die günstige Lage für einen Sommeraufenthalt, die günstigen Ländereien für Teepflanzungen. Deshalb wurde der Maharaja von Sikkim, dem das Land gehörte, mit dem Zaunpfahl veranlaßt, ihnen ein Gebiet so groß wie Mecklenburg-Strelitz für die jährliche Miete einer bescheidenen Berliner Wohnung zu vermieten, und heute ist Dardschiling der Sommersitz der Engländer in Indien par excellence, und ringsum sind an zweihundert Teeplantagen entstanden, die vierzigtausend Arbeiter beschäftigen!

Das hat natürlich Dardschiling, an der Hauptstraße von Indien nach Sikkim und Tibet gelegen, zu einem wichtigen Handelsplatz gemacht, und zu dem jeden Sonntag stattfindenden Markt kommen viele Tausende von Bhutias, Bengaler, Tibeter, Leptschas aus Sikkim und Nepalesen in den hochinteressanten Basaren zusammen, Sommer und Winter. Die Produkte Bengalens gehen nach Tibet und den Bergländern, jene von Tibet nach Indien, jene der Engländer natürlich überall hin. Der Lärm und das Geschrei in den Basaren war bis zu meinem Hotel hörbar. Zu einem Geschäfte gehören zwei, sagt ein Sprichwort, hier gehören zwanzig dazu, und alle fühlen sich verpflichtet, zu schreien, stoßen, drücken, gestikulieren, soviel sie nur können. Sie wandern viele Meilen weit durch unwegsame Gegenden, um dem Markt beizuwohnen, alle mit Messern bewaffnet, groß genug, um damit Elefanten zu töten, aber sie benützen sie nicht. Die Frauen tragen auf ihren Köpfen, Hälsen, Armen, Fingern und speckigen Kleidern reichen Gold-, Silber-, und Türkisenschmuck, ihre ganze Ersparniskasse, aber nichts wird ihnen gestohlen. Welche Rassen- und Völkerstudien kann man hier machen, an diesem von den Engländern geschaffenen Berührungspunkte der zwei größten nicht kaukasischen Rassen der Erde, der Indier und Mongolen!

An Expeditionen in die Berge des Himalaya ist wegen ihrer Kostspieligkeit, der Zeit, die sie erfordern, und der äußerst umständlichen Ausrüstung nicht zu denken. Selbst die so sportlich angelegten Eng-

länder unternehmen sie nur ganz ausnahmsweise. Den höchsten Gipfel zu besteigen, ist beinahe wie eine Expedition zum Nordpol, und Eisenbahnen, wie sie heute auf den Eiger oder Mönch führen, wird es im Himalaya wohl niemals geben. Die Touristen werden sich mit der Aussicht auf die Bergriesen begnügen müssen. Es reizte mich aber doch, auch noch den höchsten Berg des Himalaya und damit der Erde, den Gaurisankar zu sehen, dem die Engländer in ihrem



Dardschiling.

Bestreben, die Welt zu anglisieren, natürlich auch einen englischen Namen gegeben, und nach einem Vermessungsbeamten ihrer Nation in Mount Everest umgetauft haben. Als ich am Abend mit meiner Reisebekanntschaft, dem Geometer, von meiner Absicht sprach, riet er mir ab. „Mount Everest ist gewöhnlich umwölkt und hinter vorliegenden Bergen versteckt. Er ist gar kein schöner Berg. Da müssen Sie Peak XIII und Peak D^2 sehen, das sind schöne Berge!" Und dann erzählte er mir von seinen Expeditionen und Vermessungen an

der Grenze von Nepal, auf Höhen von sechs- bis siebentausend Meter, dort, wo der Paß über das Gebirge nach Tibet führt.

Ich saß aber am folgenden Morgen, es war noch Nacht, doch im Sattel, um bei schneidender Kälte auf den Tiger Hill zu reiten, etwa zehn Kilometer vom Hotel entfernt, und von dort den Sonnenaufgang zu beobachten. Ob die Berge sichtbar sein würden? Ich vertraute auf mein altes Reiseglück und kauerte mich, in warme Decken gehüllt, dort oben auf zweitausendsiebenhundert Meter Höhe zwischen beschneite Felsblöcke. Alles war in Dunkelheit gehüllt. Von unten drang aus der mit weißem Nebel erfüllten Tiefe das Rauschen des in Wasserfällen dem Randschitstrom zustürzenden Rangmo herauf. Neben mir lagerte eine kleine Gruppe von Sonnenanbetern. Es mochte fünf Uhr Morgens sein, da erschien hoch oben am Firmament ein schwachleuchtender, matter, rosenroter Stern. Mit Verwunderung nahm ich wahr, daß er immer größer wurde, und bald erschienen zu seiner Seite zwei andere ähnliche Sterne von rosenroter Färbung. Mein Boy flüsterte mir zu: „Gaurisankar". Ich wartete. Rechts und links von den drei wie Fingerhüte großen Schneespitzen erschienen andere, der Kintschindschinga wurde immer größer, immer heller, immer weißer, die aufsteigende Sonne erleuchtete endlich viele Meilen weite Schneeflächen, ohne daß sie selbst noch über dem Horizont erschienen war, aber die drei Fingerhüte des Gaurisankar vergrößerten sich nicht. Sie sind in der Tat alles, was von dieser Gegend aus, der vorliegenden Höhen wegen, gesehen werden kann. Ich war der Schöpfung aber dennoch wenigstens für diese Fingerhüte dankbar, denn sie sind die höchsten Spitzen unseres Erdballs.

Endlich lag der ganze Himalaya vor und hoch über mir in helles Sonnenlicht gebadet, leider nur für kurze Zeit, denn bald kam wieder der Wolkenschleier und verhüllte ihn — für mich für immer. Die Sonnenanbeter hatten inzwischen, den Bergen den Rücken zuwendend, ihrem göttlichen Himmelskörper die gewohnte Anbetung dargebracht. Weiter abwärts, nahe dem Lager, wo mein Boy den Pony hielt,

kauerten zwei tibetische Jungen und suchten in ihrem schwarzen, üppigen Haar nach Parasiten. So hatte jeder von uns Menschen, die hier oben versammelt waren, sein Vergnügen.

15. Zauberkünste der indischen Fakire.

... und vergessen Sie ja nicht, ein wenig den Fakiren nachzuforschen! Wir hören so unglaubliche Dinge über ihre Zauberkünste, daß es uns alle sehr interessieren wird, einmal die Wahrheit über sie zu erfahren ...

So schrieb mir eine Dame vor meiner Abreise nach Indien. Sie hatte damit mir selbst aus der Seele gesprochen, und während meiner Fahrten durch das Reich der Großmoguln ließ ich keine Gelegenheit vorübergehen, die mich der Erfüllung meiner Aufgabe näher bringen konnte. Obschon ich aber in den verschiedensten Städten den Vorführungen von zusammen einigen hundert Fakiren beigewohnt und ihnen nach Kräften auf die Finger gesehen habe, sind mir eine ganze Menge ihrer Zauberstückchen noch heute ungelöste Rätsel. Man wäre wahrhaftig geneigt zu glauben, daß es diesen seltsamen Menschen gelungen ist, in Geheimnisse der Natur einzudringen, welche den Bewohnern des Abendlandes noch unbekannt oder unverständlich geblieben sind. Manche Vorführungen lassen sich, wenn überhaupt, nur dadurch erklären, daß die Fakire dabei Naturkräfte à la mode, wie Mesmerismus (tierischen Magnetismus), Hypnotismus u. s. w. mitspielen lassen. Fragt man sie darüber, dann geben sie vor, selbst keine Erklärung dafür zu haben. Sie wären nur Medien, mit welchen die Geister ihr Spiel trieben. Also ganz ähnlich wie unsere Spiritisten. Von wem sie ihre Künste und ihre geheimnisvolle Kraft lernten? Von ihrem Guru, d. h. von einem alten Adepten in der schwarzen Kunst, der sie wieder von einem Guru gelernt hat, und so weiter, zurück in die Jahrhunderte, Jahrtausende. Es gibt auch eine

Menge gedruckter Bücher darüber, nur ist es ungemein schwierig, ihrer habhaft zu werden. In Indien besteht ein eigenes, dem Vizekönig direkt unterstelltes Amt: „Office for the Suppression of Thagi and Dakoiti“, d. h. das „Bureau zur Unterdrückung der geheimen Halsabschneider und Straßenräuber“, dem auch die Überwachung der Magier obliegt. Ich erkundigte mich bei dem obersten Chef desselben über diese Bücher, ebenso bei dem Bibliothekar der indischen Staatsbibliothek, allein sie wußten nichts Bestimmtes darüber. Der letztere, ein hochstehender Brahmane, ließ durch seine Angestellten die Bibliothek tagelang durchforschen, um in den Werken über Indien Kapitel über die Magier zu finden. Vergeblich. Tatsächlich enthalten aber die heiligen Bücher der Veddas eine Menge Einzelheiten von der schwarzen Kunst; Abbé Dubois, der wohl am tiefsten in die Geheimnisse der Brahmanen eingedrungen ist, behauptet sogar, daß neben den drei Büchern der Veddas noch ein viertes besteht, Atharva-Vedda geheißen, das sich ausschließlich damit beschäftigt. Da aber die Schwarzkünstler überall gefürchtet und gehaßt werden, so haben die Brahmanen Grund genug, das Bestehen dieses Buches, wie überhaupt alle Verbindung mit den indischen Magiern abzuleugnen. Wie die ganze Religion der Hindus allmählich durch die Brahmanenwirtschaft zu reinem Götzen- und Fetischdienst herabgesunken ist, so ist es auch mit den Lehren des vierten Veddabuches geschehen. Heute glauben die Magier durch ihre „Mantram“, d. h. Zauberformeln, sogar die Götter beschwören und sich gefügig machen zu können. Bei dem finsteren Aberglauben und der Geisterfurcht, in welche die großen Massen der Hindus versunken sind, bietet sich den Magiern nirgends ein so großes Feld für ihre unlautere Tätigkeit, wie gerade in Indien. Gilt es für einen Hindu, seinem Feinde irgend einen Streich zu spielen, will er die Zuneigung eines Weibes erlangen, will ein Weib einen Mann an sich fesseln, so werden insgeheim die Magier zu Hilfe gerufen. Sogar indische Fürsten haben dies in ihren Kriegen untereinander und gegen die Engländer getan. Als der berühmte Tippu Sultan, der fanatische

Herrscher über Mysore, in seinen letzten Krieg gegen die Engländer verwickelt war, ließ er alle Magier seines Reiches wie der benachbarten Gebiete herbeirufen, um durch ihre Künste den Vormarsch der Rotröcke aufzuhalten! Natürlich kümmerten sich die letzteren nicht um diese Armee von Zauberern und nahmen die Hauptstadt Tippu Sultans ein. Die Zauberer aber entschuldigten sich bei dem Volke, dessen Glaube an ihre Künste dadurch stark erschüttert wurde, damit, daß sie nur gegen einzelne Individuen, nicht aber gegen Regierungen, besonders gegen europäische, ihre Macht ausüben könnten!



Indischer Fakir.

Die Zauberkünstler sind im ganzen indischen Reiche verbreitet, unter den Hindus sowohl wie unter den Mohammedanern. Die Hindus nennen sie Yogis, die Mohammedaner Fakire, obschon lange nicht jeder Fakir auch ein Zauberkünstler ist. Einundeinviertel Million an Zahl, sind sie am Hofe jedes Fürsten, in jeder heiligen Stadt, in jedem Wallfahrtsort, jedem Fremdenmittelpunkt, auf Eisenbahnen, Dampfern, in Hotels zu finden, überall dort, wo sie Geld verdienen können, und darauf kommt es ihnen natürlich vor allem an. Sie produzieren ihre Künste bei jeder Gelegenheit, an jedem irgendwie geeigneten Ort. Versammeln sich in Bombay nach den Mahlzeiten in Watsons Hotel die fremden Gäste auf der breiten Veranda im ersten Stock, so sind

gewiß unten auf der belebten Straße schon ein paar Magier bereit, mit ihren Künsten aufzuwarten. In Kalkutta, in Madras und Kolombo lauern sie vor den Hoteleingängen, in Jeypur, Agra, Delhi produzieren sie sich in den weiten Hallen der Hotels, und war ich irgendwo Gast eines indischen Fürsten, so standen für den Abend gewiß Vorführungen der Fakire auf dem Programm.

Ob indessen am Hofe eines Maharaja oder an einer Straßenecke in den elendesten Stadtvierteln von Benares, Kleidung und Aussehen der Fakire sind nur wenig verschieden. Zumeist lange, hagere, ausgehungerte Gestalten, denen die dunkle Haut faltig auf den Knochen liegt, mit finsteren Gesichtern und schwarzen großen Augen, die in unheimlichem Feuer glänzen. In den von Fremden besuchten Städten tragen sie den Polizeivorschriften gemäß etwas Kleidung, faltige weiße Hosen und ein weißes Jäckchen, sonst aber sind sie einfach in — Sonnenschein gekleidet, d. h. mit Ausnahme eines schmalen Lendentuches nackt. Immer aber sitzt auf ihren schwarzen Köpfen ein mächtiger weißer Turban. Man sollte glauben, daß sie für ihren Beruf einer Menge Apparate bedürfen, aber das Um und Auf ihres Gepäcks besteht gewöhnlich in einem Korb mit einigen Schlangen und einem Schnappsack, der, über die mageren Schultern geworfen, ein paar einfache Gerätschaften enthält. Und damit vollführen sie Kunststückchen, die einen Bosco oder Bellachini in Erstaunen setzen müßten! In der Regel lassen sie sich von zwei Gefährten begleiten, möglichst häßlich, möglichst abstoßend, um schon durch ihr Aussehen die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, immer aber gehört zu der Gesellschaft ein kleiner bildhübscher Knabe oder ein Mädchen von etwa zehn Jahren. So wandern sie umher, von Ort zu Ort, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, ohne ständigen Aufenthalt. Selbst in den Großstädten ist ihres Bleibens nicht lange.

Meine ersten Erfahrungen mit ihnen machte ich in Madura, im äußersten Süden der indischen Halbinsel. Während wir, auf der Veranda des dortigen Dak-Bungalow ruhend, die Herstellung unserer Abendmahlzeit erwarteten, kam ein Fakir, begleitet von seinen Leuten,

hockte sich vor die Veranda in den Sand und begann seine Kunststückchen. Die ersten vermochten uns nicht zu fesseln; Verschwindenlassen kleiner Kugeln aus seinen Händen, Mischen derselben in einem Becher, aus dem beim Umstürzen statt der Kugeln lebende Skorpione herausfielen u. dergl. Dann nahm er sein langes Turbantuch vom Kopf, ließ es von einem von uns entzweischneiden, und als er es nachher durch seine Hände zog, war es wieder ganz — ein Kunststück, das im Abendlande jeder Zauberkünstler mit derselben Gewandtheit ausführt. Ebenso bekannt war mir das Zerschneiden eines zwei Meter langen Fadens in kleine Stücke, Entzünden und Verschlingen des brennenden Knäuels, an dessen Statt er dann einen fünfzig Meter langen Faden, dazu Papierstreifen, Ketten von Glasperlen u. dergl. aus dem Munde zog. — Interessanter war es schon, als er sich ein Schwert von einem halben Meter Länge, freilich mit stumpfer Spitze, bis an den Griff in den Schlund schob, und mit dem Schwert im Leibe seine Kobraschlangen nach dem Takt einer Handtrommel tanzen ließ. — Dann folgte ein Kunststückchen, dessen Ausführung mir unerklärlich blieb. Er ließ sich von mir eine Rupie (Münze) geben, und legte sie einem meiner Gefährten auf die offene Hand, so daß sie jeder sehen konnte. Nun gebot er ihm, die Hand zu schließen, die zweite Hand darüber zu legen, und wieder zu öffnen. Die Silbermünze war verschwunden und an ihrer Stelle lag eine Kupfermünze in der Hand.



Schlangenbändiger.

Nun legte der Fakir meinem Gefährten einen von mir entlehnten

Ring in die Hand, ließ sie von ihm schließen und nach einigen Sekunden wieder öffnen. Die Hand war leer. Darauf ließ er das kleine ihn begleitende Mädchen, das bis dahin ein paar Schritte weit bei den anderen Zusehern gestanden war, vortreten und den Mund öffnen — Münze und Ring fielen heraus!

Der Fakir beschloß seine Vorstellung damit, daß er verschieden gefärbte Pulver, rot, weiß, gelb, blau und grün in eine Trinkschale Wasser warf, das letztere mit einem Stäbchen umrührte, daß es eine graugrüne Färbung zeigte und dann austrank. Nach allerhand Hokuspokus und vor sich hingemurmelten Zauberformeln blies er zwischen den Lippen der Reihe nach die trockenen staubförmigen Pulver unvermischt wieder hervor, so daß sie auf dem Boden fünf kleine Häufchen von derselben Farbe bildeten wie die ersten Pülverchen.

Dieses Kunststückchen mochte der Fakir für das geschickteste halten, denn nun begann er seinen Bakschisch einzusammeln. Auf uns aber hatte das Verschwindenlassen von Münze und Ring größeren Eindruck gemacht. Bei der Vorbereitung der Farbenmischung mochte er sich geschickt eine Patrone mit trockenen Pulvern in den Mund geschoben haben, die er nach dem Austrinken des Wassers leicht mit den Zähnen öffnen und ausblasen konnte. Ohne Zuhilfenahme des Hypnotismus aber läßt sich das Halten von Münze und Ring in der Hand, wo sie doch unmöglich vorhanden sein konnten, nicht erklären.

In Kalkutta bat ich den obersten Polizeichef, die geschicktesten aller Fakire für eine Vorstellung aufsuchen zu lassen. In zuvorkommendster Weise beauftragte er den Direktor seiner Detektivtruppe dazu, und zwei Tage später konnte ich einige in der Tat höchst merkwürdige Kunststückchen bewundern, wobei mir der Direktor, Mr. Ellis, soweit er es konnte, die Aufklärungen gab. Aber einzelne Sachen gingen ihm, der seit vielen Jahren täglich mit diesen Leuten zu tun hat und sie vom Grunde aus kennt, doch über den Verstand.

Die erste Nummer war der übrigens auch schon in Europa von den Weltausstellungen her bekannte „Mango-Trick“. Mein Fakir ließ

eine Schale mit frischer Erde füllen und setzte den Kern einer Mangofrucht in dieselbe. Dann begoß er sie mit Wasser und stellte sie in ein kleines Zelt, aus drei Stäben mit darüber gebreiteter Leinwand gebildet. Auf der uns abgewendeten Seite war das Zelt offen, und von dort aus unternahm er seine Manipulationen. Nachdem er uns einige Minuten mit geschickten Kunststückchen unterhalten hatte, hob er die Zeltdecke an unserer Seite auf, und siehe da, aus dem Mangokern war ein spannenlanges Pflänzlein mit frischen grünen Blättern hervorgesprossen! Wieder machte er uns einige Kunststückchen vor, nicht ohne zeitweilig von der hinteren, uns unsichtbaren Seite des Zeltes aus das Pflänzlein mit Wasser zu begießen. Als er nach einigen Minuten die Decke wieder aufhob, war aus dem Sproß eine Staude von einem halben Meter Höhe geworden! Und wieder nach einigen auf die gleiche Art verbrachten Minuten riß er die Zeltdecke ganz fort, ein meterhohes Bäumchen stand da, mit goldigen, reifen Früchten, die er ablöste und uns zur Erfrischung lächelnd darreichte!



Religiöser Fakir.

So reizend und anscheinend staunenswert dieses Kunststückchen sich

auch zeigte, es ist erklärlich und mit der den Fakiren durch jahrelange Übung erworbenen Gewandtheit auch leicht auszuführen. Die drei verschieden großen Pflanzen hat er in der Zeltleinwand verborgen, die reifen Früchte aber in einer kleinen hohlen Puppe, die jeder Fakir als nötigen Bestandteil seiner Ausrüstung mit sich führt.

Der Fakir mochte Zeichen des Erstaunens oder Beifalls von mir erwartet haben, denn nur mißmutig machte er sich daran, sein zweites Kunststückchen zu produzieren, bei den Engländern unter dem Namen Basket-Trick bekannt. Seine Helfer reichten ihm einen Korb, der sich nach unten verbreiterte und oben einen Deckel besaß, nicht ganz so groß wie der Umfang des Korbes. Wie wir uns persönlich überzeugten, hatte der Korb keinen doppelten Boden, keine verborgene Öffnung; ebenso war es ausgeschlossen, daß sich im Boden des sandbedeckten Hofraumes, in welchem wir uns befanden, irgend welches geheime Verlies befand. Mürrisch rief nun der Fakir ein kleines, bildhübsches Mädchen mit rabenschwarzen großen Augen und ebensolchem dicht über die Schultern herabfallenden Haar herbei. Als einziges Kleidungsstück hatte es ein Stück Leinwand um die Hüften gebunden, das bis an seine Kniee herabfiel. Schreiend zerrte der Fakir die arme Kleine umher und schalt sie in bengalischer Sprache aus. Dann gab er den Befehl, sie in ein Fischnetz mit festem Maschengefüge einzubinden. Man fesselte ihre Händchen auf den Rücken, sie mußte auf dem Netz niederkauern, und dieses wurde fest über sie zusammengezogen und so dicht geschnürt, daß das Mädchen sich nicht rühren konnte. Der Fakir hob nun das Bündel vom Boden und mußte es durch die Öffnung des Korbes durchzwängen, um es in dem Innern zu verbergen, so klein war diese Öffnung. Nun schloß er den Deckel und breitete eine Decke darüber. Seine fortwährenden Scheltworte mochten der armen, in dem engen Korb eingepferchten Kleinen zu Herzen gehen, denn sie wimmerte und schluchzte zum Erbarmen. Nun nahm der Wüterich ein langes dünnes Schwert mit scharfer Spitze, riß das Tuch vom Korb und begann diesen unausgesetzt so heftig zu

durchstechen, daß die blutbesudelte Spitze auf der entgegengesetzten Seite fingerlang hervordrang. Einige markerschütternde Schreie, der Korb bewegte sich mehrere Male, dann wurde es im Innern still. Aber immer noch stieß der Fakir sein Schwert hinein, von der Seite, von oben, und endlich rieselte auch das Blut zwischen den Korbmaschen heraus. Die indischen Zuschauer, die im weiten Kreise die Szene umgaben, verhielten sich ruhig. Auf den ernsten Gesichtern war keine Spur von Teilnahme. Ich wäre beim ersten Schwertstich aufgesprungen, um dem Fakir in die Arme zu fallen, hätte ich nicht gewußt, daß es sich um ein harmloses Kunststückchen handelte; dennoch schien mir die Sache diesmal recht ernst, denn die Stiche durchdrangen jeden Teil des Korbes, und der Fakir schien so erregt, als handelte es sich ihm um irgend eine persönliche, blutige Rache. Endlich hielt er ein, wischte das Blut von dem Mordstahl und warf ihn weit von sich. Er schien zur Besinnung seiner Tat gekommen zu sein, denn er murmelte, wie betend, einige Beschwörungsformeln, hob dann zögernd, furchtsam den Deckel ab und blickte hinein. Anscheinend aufs höchste überrascht, fuhr er aber zurück, denn der Korb war leer! Er hob ihn vom Boden, drehte ihn nach allen Richtungen, nur das Fischnetz fiel heraus, das Mädchen war verschwunden. Und während er verzweifelt: „Leila! Leila!“ rief, trat das Mädchen lächelnd, unversehrt aus der Menge,



Fakirtypus.

durchschritt den freien Raum bis zu dem Fakir und fiel ihm in die Arme!

Sogar der Detektivinspektor hatte dieses Kunststück noch niemals so packend und wahr zur Aufführung kommen sehen, und ein paar Rupien belohnten den Fakir. Daß das Mädchen sich im Korbe von ihren Handfesseln und den Maschen des Netzes befreite, war erklärlich, auch daß es sich im Kreise dicht an die Umfassung des Korbes nahe am Boden anschmiegen, und daß der Fakir seine Stiche so geschickt ausführen konnte, um den kleinen Körper nicht zu treffen. Das Blut konnte sich in einem Gefäß des Schwertgriffes befinden und durch einen Federdruck herausgelassen werden — alles das erforderte nur Geschicklichkeit, Geistesgegenwart und Übung. Wie aber das Mädchen aus dem Korbe herauskommen und unter den Augen so vieler Zuschauer ungesehen den freien Raum zwischen dem Korbe und der Menge zurücklegen konnte, blieb uns ein Rätsel. Die einzige Möglichkeit, dies zu tun, bot sich in dem kurzen Augenblick, in welchem der Fakir das große Tuch ausbreitete, um es über den Korb zu werfen. Auch das erscheint fast unglaublich, allein irgend eine Erklärung muß doch dafür vorhanden sein, und eine andere dürfte es kaum geben.

Ich sah dasselbe Kunststück später von den „Hofkünstlern" des Maharaja von Benares, dann von umherziehenden Fakiren in Jeypur u. s. w. ausgeführt, aber niemals mehr mit solch verblüffender Fertigkeit. In Jeypur blieb das Kind, diesmal ein reizender Knabe von etwa zehn Jahren, im Korbe, und als das Tuch nach dem Durchstechen des Korbes weggerissen wurde, stand er lächelnd und sich seines Lebens freuend da, ein Beweis, daß er während des scheinbaren Massakers im Korbe geblieben war, während das Mädchen in Kalkutta schon vorher den Korb verlassen haben mußte. Das Wimmern und Schreien konnte durch Bauchrednerkunst nachgeahmt worden sein.

Was ich vor allem sehen wollte, war ein Kunststück, von dem mir der Chef des Polizeiwesens erzählt hatte und dessen Augenzeuge er wiederholt gewesen war, nämlich das Schweben eines Fakirs in der

Luft, nur auf einen dünnen Bambusstock gestützt. Der betreffende Fakir war von der Geheimpolizei gesucht worden, er war aber, wie sie in Erfahrung brachte, nach der heiligen Stadt Hardwar gepilgert, einer der Gründe, warum ich später diese Stadt selbst aufsuchte.

Ein anderer Fakir trat nun vor, bis an die Hüften nackt, und produzierte ein Kunststück, für das uns jede Erklärung fehlte. Er trug ein irdenes Gefäß, das ein Liter fassen mochte, bis an den Rand mit Wasser gefüllt, hockte sich vor uns in den Sand und drehte es um. Natürlich floß alles Wasser heraus. Als er es jedoch wieder mit der Mündung nach oben drehte, sahen wir es unzweifelhaft wieder ganz gefüllt, der Sand auf dem Boden aber zeigte keine Spur von Näſſe. Nun goß er den Inhalt wieder aus und trat zu uns, um das Gefäß zur Untersuchung unsere Hände passieren zu lassen. Es war ein ganz gewöhnlicher Topf, ohne irgend welche verborgene Einrichtung. Auf sein Geheiß füllte Ellis den Topf von neuem. Der Fakir drehte ihn um — kein Tropfen Wasser lief heraus und der Topf war leer! Die Sache schien mir so unmöglich, daß ich das Kunststück wiederholen ließ und den Topf selbst mit Wasser füllte. Es gelang ihm abermals. War es Sinnestäuschung unserseits? Hatte der Fakir uns die Sache suggeriert? Eine andere Erklärung war unmöglich, denn der Fakir stand allein vor uns, Arme und Oberkörper waren nackt, irgendwelche geschickte Handgriffe schienen also ausgeschlossen.

Ebenso bewundernswert war sein nächstes, höchst einfaches Kunststückchen. Er nahm einen gewöhnlichen Fingerring, rieb ihn zwischen seinen flachen Händen, klopfte dann mit seinem „Zauberstäbchen" auf seine verschlossene, den Ring haltende Rechte und öffnete sie. Der Ring war fort. Nachdem er einige unverständliche „Zauberformeln" gemurmelt hatte, hieß er mich in meine Westentasche greifen, und ich holte den verschwundenen Ring heraus! Während der ganzen Sitzung war er mir nicht ein einziges Mal auf Armlänge nahe gekommen, ich war gewiß, daß er den Ring vorher nicht in meine Tasche gesteckt haben konnte, auch ein anderer konnte es nicht getan haben, denn wir

saßen rückenfrei. Ich weiß heute noch nicht, wie der Ring in meine Tasche gekommen war. Ich versprach den Fakiren einen ganz erheblichen Bakschisch für die Erklärung ihrer Kunststückchen, Ellis bot seinen ganzen Einfluß auf, sie waren aber nicht dazu zu bringen. Daß es sich in der Tat mit dieser Hexerei so verhält, können wohl die meisten Indienreisenden bestätigen; ich fand sie nachher auch in manchen Büchern geschildert, darunter von Gordon Cumming in seinem ausgezeichneten „In the Himalayas“, aber ohne jede Erklärung.

In Benares hatte der Maharaja die Freundlichkeit, uns einen Abend durch seine Zauberkünstler unterhalten zu lassen. Eine Menge erstaunlicher Stückchen wurden zur Vorführung gebracht, von denen mich eins besonders fesselte. Einer der Fakire brachte ein etwa vier Meter langes, zusammengerolltes Hanfseil, das er zur Untersuchung durch die Reihe der Gäste passieren ließ. Als er die Rolle wieder in seinen Händen hatte, murmelte er ein paar „Zauberformeln“, in welchen die Worte „Ram Samum“ anscheinend eine besondere Bedeutung hatten, berührte das Seil mit seinem „Zauberstäbchen“ und warf es, ein Ende festhaltend, plötzlich mit blitzartigem Schwung in die Luft. Das Seil blieb vertikal wie eine Stange auf der Hand des Fakirs balancierend stehen! Nach etwa vier oder fünf Sekunden zog er die Hand fort, faßte das fallende, immer noch gestreckte Seil in der Mitte und drehte es, ähnlich wie die Regimentstamboure unserer Militärmusikkapellen ihre Stäbe, im Kreise, warf es, während es sich um sich selbst drehte, hoch empor, fing es geschickt auf, balancierte es von neuem auf seiner Hand und spielte damit, als wäre es in der Tat ein festes langes Bambusrohr. Dann warf er es uns zu. Es war biegsam wie jedes andere Seil. Bei diesem Kunststückchen handelt es sich wohl ausschließlich darum, während der ganzen Zeit das Seil in möglichst fester Spannung zu erhalten. Die Sache ist klar, die Erklärung leicht, aber das Kunststück möge einmal von unseren „abendländischen Fakiren“ versucht werden!

Wir saßen auf der Veranda des fürstlichen Palastes. Auf der sie umfassenden Steinbalustrade standen als Schmuck einige meterhohe

chinesische Vasen mit Blumen und Tropenpflanzen. Einer der Fakire lenkte unsere Aufmerksamkeit auf die letzte Vase der Veranda, etwa zehn Meter von uns entfernt, trat dann bis auf einige Schritte an sie heran und durchbohrte sie mit seinen großen schwarzen, starren Augen während einer halben Minute, indem er seine nackten Arme ausgestreckt gegen sie hielt. Plötzlich schien es uns, als ob die Vase sich bewegte; die Pflanzen zitterten, wie durch eine Erschütterung, endlich neigte sich die Vase ganz deutlich gegen den Fakir, bis sie einen Winkel von etwa fünfzig Grad erreicht hatte, und so blieb sie auf der Kante ihres Bodens stehen, ohne daß indessen die Pflanzen zur Ruhe gekommen wären. Trat der Fakir um einen Schritt weiter zurück oder legte er auch nur seinen Oberkörper nach rückwärts, so folgte der obere Teil der Vase in derselben Richtung, trat er vorwärts, so wich die Vase zurück; das wiederholte er mehrere Male. Dann fuhr er mit seinen Armen durch die Luft, wie um ein unsichtbares Band zu zerreißen, das ihn mit der Vase verband, und diese stellte sich wieder aufrecht auf ihren gewohnten Platz.

Obschon wir uns überzeugt hatten, daß niemand sich in der Nähe der Vase befand, und die Veranda einige Meter tief abfiel, mußte ich doch naturgemäß annehmen, daß der Fakir über verborgene Helfer verfügte oder auf irgend eine Art mit der Vase verbunden war. Ich fragte ihn deshalb, ob er dasselbe Kunststück mit einer ähnlichen Vase auf der entgegengesetzten Seite der Veranda vornehmen könnte. Sofort schritt er auf diese zu und ließ auch sie die unerklärlichen Bewegungen ausführen! Hatte der Fakir, auf eine solche Frage gefaßt, auch für die anderen Vasen die entsprechenden Vorbereitungen getroffen? Jedenfalls war das Kunststück verblüffend.

Etwa einen Monat nach meinem Besuch von Kalkutta befand ich mich in der heiligen Gangesstadt Hardwar am Fuße des Himalaya. Es war gerade Pilgerzeit, und Hunderte von Fakiren hatten sich wie in jedem Frühjahr auch diesmal hier eingefunden. Ich forschte nach dem berühmten Manne, der sich, wie man mir erzählt hatte, nur auf

einen Bambusstab gestützt, frei in der Luft erhalten konnte, fand ihn aber nicht. Dagegen hatte mein Dolmetscher einen anderen Fakir aufgetrieben, der vorgab, ein ähnliches Kunststück mit einem Mädchen seiner Begleitung vornehmen zu können, wenn ich ihm zwanzig Rupien dafür bezahlte. Nach langem Feilschen einigten wir uns auf die Hälfte dieser Summe. Nachmittags führte uns mein Dolmetscher auf einen großen, mit zahllosen Zelten bedeckten Platz nahe dem Bahnhofe, und dort, unter einem großen Bodhabaume, fand ich die Fakire, umgeben von einer dichten Menge von Pilgern, allerhand Kunststücke produzierend. Als ich unter die Menge trat, unterbrachen sie sofort ihre Vorstellung, holten ein Bündel Bambusstäbe herbei und bauten ein Gerüst von etwa anderthalb Meter Höhe. Nun trat eine junge Hindufrau vor, mit riesigen Ohr- und Nasenringen, Arm- und Fußreifen geschmückt. Von den Fakiren auf das Gerüst gehoben, nahm sie darauf mit untergeschlagenen Beinen Platz. Der Hauptmacher, ein alter, ausgetrockneter Hindu mit langem Bart, richtete ihren Sitz zurecht und gab ihr selbst die von ihm gewünschte Haltung. Dann streckte er ihren rechten Arm wagrecht aus, mit der Handfläche nach unten, und suchte nun unter einem Bündel Bambusstäbe einen Stab hervor, der genau so lang war, wie die Entfernung ihrer Hand vom Boden. Diesen Stab stellte er unter ihre Hand aufrecht, so daß nur die leichte Berührung der letzteren ihn vor dem Umfallen schützte.

Nun trat er etwas zurück und machte mit seinen Händen Bewegungen, wie um die Frau in hypnotischen Schlaf zu versenken, ihr dabei unverwandt in die Augen blickend. Allmählich wurde der Ausdruck derselben immer starrer, abwesender, endlich fielen ihr die Lider zu, und steif, unbeweglich wie eine hölzerne Buddhafigur saß sie nun da. Der Fakir murmelte verschiedene Mantras, blieb noch einige Minuten, sie mit seinen Blicken durchbohrend, stehen, und, ohne diese von ihr abzuwenden, begann er nun, einen Stab des leichten Bambusgerüstes nach dem anderen unter ihr fortzunehmen. Wir erwarteten, die weibliche Gestalt alle Augenblicke auf das inzwischen rasch unter-

geschobene Strohkissen zu Boden fallen zu sehen. Aber zu unserem lebhaften Erstaunen blieb sie unbeweglich, mit der Hand nur auf den darunter stehenden Stock leicht gestützt, als sogar der letzte Stab des Gerüstes fortgenommen worden war! Sie hing demnach gewissermaßen in der Luft! Wo waren die Newtonschen Gesetze der Schwere bei diesem Wesen? Wie war es möglich, bei aller Suggestion, gegen alle Naturgesetze in dieser Stellung zu verharren? Wir blickten uns gegenseitig an, wie um uns zu vergewissern, daß wir wachten und nicht träumten! Wie lange dieses Zauberspiel dauerte, konnten wir nicht beurteilen, denn die Aufregung hatte unsere kühle Selbstbeherrschung verdrängt. Natürlich handelte es sich nur um einige Sekunden. Da plötzlich stürzte die Frau wie ein Stück Holz auf das Kissen herab und erwachte!

Ich hatte dieses Stückchen nicht für möglich gehalten, obschon mir in Kalkutta und anderwärts verschiedene Persönlichkeiten, darunter zwei der höchsten englischen Regierungsbeamten von Indien, bestimmt versichert hatten, es selbst und mit noch unglaublicheren Einzelheiten gesehen zu haben. Marco Polo, der Oberrichter Jacolliot, Bischof Heber, Edwin Arnold, Rousselet und andere erzählen in ihren weit verbreiteten und unwidersprochen gebliebenen Büchern über Indien von noch erstaunlicheren Zaubereien, denen sie beigewohnt haben, das Emporschweben von Fakiren oder leblosen Dingen auf einen bis zwei Meter in die Luft, das schmerzlose Überschreiten von glühenden Kohlen, das Hypnotisieren einer Anzahl Offiziere derart, daß sie sich eine Zeitlang nicht rühren konnten, das Auslöschen und Wiederanzünden sämtlicher Kerzen in einem Saale, ohne ihnen nahezukommen, Kunststücke von Hindujungen auf einer frei in die Luft geworfenen und durch die Fakirkunst starr gewordenen Eisenkette, ja das Hypnotisieren von Tigern u. dergl. Ich beschränke mich hier darauf, nur das zu erzählen, was ich selbst gesehen habe.



16. Benares.

Wenn ich im Geiste all die Kontinente und die vielen Länder durchfliege, die ich im Laufe dreier Jahrzehnte gesehen habe, finde ich nur wenige Orte, die einen tieferen Eindruck auf mich gemacht haben als Benares. Immer und immer wieder drängt sich aus diesem umfassenden Kaleidoskop von Erinnerungen die heilige Gangesstadt in die erste Reihe, immer sehe ich dann die Paläste und Türme, Pyramiden und Tempel dieser merkwürdigen Stadt vor mir und das malerische Gewoge, das absonderliche Leben und Treiben seiner Hunderttausende von Pilgern und Bewohnern.

Wie in dem kurzen Reiseleben des einzelnen Menschen auf dieser Erde, so spielt Benares auch in der Geschichte der ganzen Erdenmenschheit eine herrschende Rolle, denn schon zur Zeit Ninives und Babylons, und als die Pyramiden Ägyptens gebaut wurden, war es bereits eine große Stadt und ist es durch all die Jahrtausende geblieben, glänzend, volkreich und viel besucht. Welche Stürme sind über Benares seit den ersten Zeiten der arischen Einwanderung hinweggezogen! Welche Völker, welche Religionen haben es erobert und zeitweilig unterjocht! Und doch sind sie vergangen, vergessen. Immer wieder ist es den Brahmanen gelungen, Benares für Brahma, Vischnu und Siwa zurückzugewinnen als Sitz dieses hindostanischen Göttertrios, als heiligsten Ort einer Religion, welche zweihundertundzehn Millionen Menschen in abergläubischen Banden hält!

Was diese Religion ist, wie sehr sie die Sitten und Gebräuche des indischen Volkes von der Geburt bis zum Tod beeinflußt und sein innerstes Seelen- und Geistesleben umfangen hält, kann man nirgends in solchem Maße erkennen wie in Benares. Die heilige Stadt am Ganges ist das Um und Auf aller Wünsche eines gläubigen Hindus, das Baden in dem Wasser des Flusses zu Füßen von Benares der Inbegriff aller Seligkeit. Ginge es an, dann würden am liebsten alle

Hindus hier unter den Augen ihrer Götter leben und aus Benares eine Zweihundertmillionenstadt machen. In ihrer ganzen Religion ist den Hindus nichts so teuer wie der mysteriöse Ganges. Das Eisfeld hoch oben im Himalaya, in welchem der Strom geboren wird, ist der fünfte Kopf ihres Hauptgottes Siwa, und der zweieinhalbtausend Kilometer lange Stromlauf wird durch den Aufenthalt zahlreicher anderer Götter und Heroen geheiligt. Das den Göttern gefälligste Werk ist die sechs Jahre währende Wallfahrt von der Quelle des Ganges bis zu seiner Mündung und wieder zurück zur Quelle. Da dieses Opfer aber nur einzelnen möglich ist, so unternehmen sie wenigstens in ihrem Leben einmal eine Pilgerreise an die Ufer des Ganges, und wo Städte zu entfernt sind, um allen Bewohnern diese Reise zu gestatten, haben die Götter es nach dem Glauben des Volkes so eingerichtet, daß die Fluten des Ganges auf Tausende Kilometer langen, unterirdischen Wegen nach diesen Städten gezaubert werden und in großartigen Tempelanlagen wieder zum Vorschein kommen. Nichts verleiht sicherer die ewige Seligkeit, als an den Ufern des Flusses in der Nähe von Benares zu sterben, und viele tausend gebrechliche Greise beiderlei Geschlechts verlassen ihre Heimat, ihre Familien, um ihr letztes Stündlein dort zu erwarten.

Dieser Glaube hat Benares zu dem gemacht, was es heute ist. Wiederholt bis auf den Grund zerstört, wurde es immer wieder neu erbaut, und obschon, wie gesagt, zu den ältesten Kulturstätten der Menschheit zählend, ist es doch eine moderne Stadt, deren ältestes Gebäude kaum ein Alter von dreihundert Jahren hat. Dennoch ist es malerischer wie keine zweite Stadt Indiens. Niemals werde ich den Anblick vergessen, der sich mir darbot, als ich, von Kalkutta kommend, im Eisenbahnzuge über die milchig-grünen Fluten des Ganges rollte, und vom Fenster aus Benares zum ersten Male erblickte. Wie ein indisches Konstantinopel oder Moskau baut es sich an den steil aufsteigenden Ufern des Flusses auf, in einem weiten, dem Flusse zugewandten Halbkreis. Palast reiht sich an Palast, Tempel an Tempel,

amphitheatralisch übereinander und auf eine Strecke von fünf Kilometer nebeneinander, unterbrochen von Tausenden von Terrassen, Gärten, Treppenflüchten, die bis an den Fluß hinabreichen, von Pyramiden und Türmen, Minaretten und Pavillonen in allen Größen und Arten und phantastischen Formen — das ganze unbeschreiblich herrliche, in Sonne gebadete Städtebild überragt von zwei mächtigen, himmelanstrebenden Minaretten mit einer Kuppel dazwischen. Sie gehören zur Moschee, welche Aurangzeb, der herrische Großmogul mohammedanischen Glaubens, wie zum Trutz auf dem höchsten Punkte der Stadt gerade an der heiligsten Stätte der Hindus, an dem Sitz und Wohnort ihres Gottes Siwa, errichten ließ. Ich hätte aus dem Wagenfenster springen mögen, um den Anblick dieses höchst eigenartigen und anziehenden Bildes länger festzuhalten und zu genießen, denn unvermittelt, wie es plötzlich in den Sehkreis trat, erschien es mir wie eine Fata Morgana, die ebenso plötzlich wieder verschwinden könnte, oder wie die Sonne, die zwischen dahinziehenden Wolken ein paar Augenblicke zum Vorschein kommt. Aber ich sollte es noch oft betrachten, jedesmal mit gesteigertem Interesse und beim endlichen Abschied mit dem lebhaftesten Wunsche, es wiederzusehen!

Ein paar Minuten später rollte der Zug in den Bahnhof. Unter Tausenden von Pilgern jeden Standes und Alters drängte ich mich zu der Hoteldroschke und fand in dem einzigen europäischen Ansprüchen halbwegs genügenden Gasthof Unterkunft. Er liegt außerhalb der Stadt, in dem sogenannten Kantonement, wo sich auf einer staubigen Ebene einige Kilometer von Benares entfernt die Bungalows der wenigen europäischen Regierungsbeamten, die Kasernen der englischen Garnison und ein paar Missionsgebäude erheben, ein trauriger, langweiliger Ort, mit einsamen, knöcheltief bestaubten Straßen, verstaubten Gärten und einigen europäischen Kaufläden, in der Mitte der Ansiedlung die Residenz des englischen Kollektors, des höchsten Beamten des Bezirkes. Von dem großen, glänzenden, malerischen Benares ist hier nichts zu sehen, selbst Indier sieht man mit Aus-

nahme der Diener und Hotelangestellten nur wenige, und diese sind großenteils Mohammedaner oder Christen. Auch eine katholische Mission befindet sich in dem Kantonement mit einem bescheidenen Kirchlein und einem kahlen, der Restaurierung sehr bedürftigen Bungalow, in welchem ein einziger Priester, ein Italiener, seines Amtes waltet. Es war mir hier, in diesem heiligsten Ort Indiens, doppelt interessant, zu erfahren, welche Erfolge die Missionstätigkeit aufzuweisen hat, ich besuchte daher den Priester, der in seiner Einsamkeit glücklich war, wieder einmal nach langen Jahren seine italienische Mutter-



Gangesufer in Benares mit Aurangzebs Moschee.

sprache reden zu können. Wie nicht anders zu erwarten, ist die Zahl seiner Schäflein nur gering, und die Mission lebt fast ausschließlich von der kleinen Unterstützung der Regierung. Für jeden katholischen Soldaten, welcher die Kirche an Sonn- und Festtagen regelmäßig besucht, werden der Kirche drei Rupien, d. h. etwa vier Mark, im Jahre bezahlt. Zur Bemessung der Besucherzahl findet zeitweilig eine Inspektion seitens des Zahlmeisters statt. Besteht die Garnison aus irländischen Soldaten, die ja hauptsächlich Katholiken sind, dann decken die Einkünfte wohl die Ausgaben. Nun waren in den letzten Jahren nur englische Truppen in Benares, unter denen es kaum ein Dutzend

Katholiken gab. Dadurch sanken die Bezüge auf ein Minimum. Kirche und Missionsgebäude gingen in dem halbtropischen Klima rasch dem Verfall entgegen, und der Pater klagte dem Obersten eines Tages sein Leid, ohne auf Hilfe zu rechnen, denn das Regiment bestand aus Anglikanern. Es war gerade Weihnachtszeit. Als der Priester am Weihnachtsfest zur Abhaltung des Gottesdienstes die Kirche betrat, fand er sie zu seinem freudigen Erstaunen ganz voll von Soldaten, die Offiziere in der ersten Reihe! Der „Zufall" wollte es, daß gerade an diesem Tag der Zahlmeister eintrat, um nach der Anzahl der Kirchenbesucher die Jahreseinkünfte der Mission zu bemessen, und am Neujahrstage bekam der Priester für jeden Soldaten drei Rupien ausbezahlt. Nun konnten die Schäden ausgebessert werden, und es blieb noch genug für den Unterhalt der Mission während des ganzen Jahres übrig!

Zwischen dem Kantonement und Benares breitet sich eine Unzahl von Gärten aus, in denen die Paläste und Sommerwohnungen der Rajas und wohlhabenden Einwohner der heiligen Stadt liegen, mit Pavillonen und Balkonen, Erkern, Götzenschreinen und kleinen Tempelchen, denn jeder Hindu hat seinen Hausgötzen, dem er täglich Opfer darbringt. Wer immer die Mittel dazu besitzt, baut sich sogar einen eigenen Tempel für seinen Lieblingsgott, gewöhnlich Siwa oder Vischnu. Daneben besitzt Benares an öffentlichen Hindutempeln nicht weniger als fünfzehnhundert und dreihundert mohammedanische Moscheen! Das macht zusammen achtzehnhundert Tempel, also mehr, als manche größere europäische Stadt überhaupt an Häusern besitzt.

Je mehr man sich dem Ganges nähert, desto dichter werden die Ansiedlungen; der Wagen rollt endlich auf staubigen Straßen einher, die mit kleinen Lehmhütten und langen Reihen ärmlicher Kaufläden besetzt sind. Hier und dort erscheinen schon anspruchsvollere Gebäude, größere Tempel, das Getriebe wird lebhafter, Pilger lagern unter den großen Bäumen, die an Straßenecken und auf den Plätzen stehen, andere kommen und gehen in Gruppen von zwanzig und dreißig, jeder

einzelne erkennbar an den Körben, die an Schulterstangen herabhängen und seine geringen Habseligkeiten enthalten, und an den langen Pfauenfedern, die er trägt, um damit die bösen Geister zu verscheuchen, die in der Luft umherfliegen. Auf jedem Tragkorb steht ein blankgescheuertes Messinggefäß, gefüllt mit heiligem Gangeswasser, eine schwere Last, die er als besonderen Schatz nach seiner Heimat zurückträgt, vielleicht auf Hunderte von Meilen! Endlich ist die Stadt selbst erreicht mit einzelnen breiten Straßen und weiten Plätzen, umrahmt von mehrstöckigen Gebäuden mit vergitterten und verschlossenen Fenstern und den zahlreichen Herbergen für die Pilger, die in jedem Jahre nach Hunderttausenden hierher kommen. Straße auf und ab drängen sich die Basare mit den denkbar verschiedensten Produkten Indiens, hauptsächlich Seidenstoffen, Geweben und Bronzewaren, deren Herstellung in Benares selbst viele Tausende beschäftigt. In den weitgeöffneten Läden liegen vorne die fertigen Produkte ausgebreitet, dahinter wird geschustert und geschneidert, gefeilt und gehämmert den ganzen lieben langen Tag und bis spät in die Nacht hinein, jahraus, jahrein. Es ist köstlich, in diesen kleinen Werkstätten schon putzige Kinderchen, vier, fünf Jahre alt, mit Ernst und Eifer arbeiten zu sehen. Neben ihnen sitzen möglicherweise Vater und Großvater bei der nämlichen Arbeit, denn in Indien vererben sich die durch den Kastengeist und das Zunftwesen streng eingeengten Gewerbe in den verschiedenen Familien durch Jahrhunderte.

Die Seiden- und Goldstoffweberei, ebenso wie die Stickerei, wie sie in Benares betrieben werden, gehören zu den vornehmsten Industrien Indiens. Die Nachfrage nach diesen Erzeugnissen ist auch von seiten Europas und Amerikas derart gestiegen, daß der Bedarf lange nicht gedeckt werden kann, und doch gibt es weder in Benares noch sonst irgendwo in Indien einen größeren Betrieb. Im Laufe meiner indischen Fahrten hatte ich Gelegenheit, auch die anderen Hauptsitze dieser Industrien, Ahmadabad, Allahabad, Po̊ona, Agra, Delhi, Haidarabad u. s. w. kennen zu lernen, aber selbst die größten und angesehensten

Firmen besitzen dort nur bescheidene Etablissements. Nirgends stehen Frauen in Verwendung. Alles liegt in den Händen von Männern und Knaben, ja Kindern, und ihre Webstühle, ihre Werkzeuge sind dieselben, wie sie vor Jahrhunderten waren. In Bezug auf die Zeichnung der Stickereien haben sie wohl in der Zeit der Großmoguln, als so viele Italiener an den glänzenden Kaiserhof von Delhi zogen, so manches angenommen, ihre ganzen sonstigen Arbeitsmethoden sind aber unbeeinflußt geblieben. Die Maschine ist aus ihren Werkstätten verbannt. Alles wird mit ihren weiblich zarten, ungemein geschickten Händen und mit Zuhilfenahme der — Fußzehen gemacht. Gehen in einem europäischen Etablissement dieser Art die Geschäfte gut, so wird der Besitzer dasselbe vergrößern, mehr Maschinen und Arbeitskräfte in den Dienst stellen. Nicht so der Indier. Er mag Aufträge für Jahre hinaus bekommen, sein Betrieb bleibt der gleiche. Der Besteller muß eben warten, oder der Weber wird die Bestellung überhaupt nicht annehmen. In den Basaren von Benares wanderte ich durch so manches dunkle Winkellabyrinth, so manche halsbrecherische Treppe auf und ab, um in die Verkaufslokale der ersten Sticker, der berühmtesten Seidenweber zu gelangen. Jeder hatte wohl ein paar kleinere Arbeiten, sorgfältig in Schränken oder Truhen verpackt, aber kein einziger besaß einen fertigen Kleiderstoff jener Art, welcher den Traum, die Sehnsucht jeder Grande Dame der europäischen Hauptstädte bildet — Gaze, so leicht und duftig wie Spinngewebe, durchwirkt und bordiert mit Gold oder Silber in den entzückendsten Mustern. Will jemand ein derartiges Kleid haben, so muß er Tausende dafür zahlen und ein halbes Jahr darauf warten.

Da gilt es zunächst, die Seide zu kaufen. Die beste Rohseide, die für diese duftigen Kunstwerke in Indien verwendet wird, kommt nicht von China, sondern von Bokhara. Die feinste Qualität wird von den Indiern „Hathee Singal“ genannt, das heißt „stark genug für einen Elefanten“. Sie wird hauptsächlich in Lahore, der Hauptstadt des Pandschab, verarbeitet, aber auch nicht in größeren Fabriken, sondern

in Privathäusern mit engen, dumpfen, finsteren Räumen. Die besten Webereien sind in Benares und Ahmadabad. Die Gold- und Silberfäden werden ebenfalls mit der Hand aus englischen Sovereigns und indischen Rupienmünzen gezogen, entweder als runder Draht oder als winzig schmale, dünne Bänder. Auch die Goldflitter, Blättchen, Rosetten und dergleichen, die bei diesen Stickereien zur Verwendung kommen, sind Handarbeit, und man kann sich unter diesen Umständen vorstellen, daß der Preis der Kleidungsstoffe indischer Damen kein geringer sein kann. Der wohlfeilste dieser Kincobstoffe kostet immer noch achthundert bis tausend Mark, der durchschnittliche Preis besserer Stoffe für ein Kleid beläuft sich auf zehn- bis fünfzehntausend Mark. Der kostbarste Stoff wird in Benares angefertigt und führt den Namen Schikargah, das heißt „die glücklichen Jagdgründe", von den in den Stoff auf Handwebstühlen eingewebten farbigen Landschaften und goldenen Tieren so genannt. Der Preis eines Stückes Schikargah, groß genug für ein Kleid, schwankt zwischen zwanzig- und fünfundzwanzigtausend Mark. Natürlich können sich nur die souveränen Maharajas und reichsten Nabobs mit ihren Damen diesen Luxus gönnen. Dennoch sind in den letzten Jahren, wie ich erfuhr, Dutzende solcher Kleider auch für Europa und Amerika angefertigt worden. Eine weitere Spezialität von Benares sind die Soneri, das heißt Goldstoffe ohne



Pilger von Benares.

Ornamentierung, und die Ruperi, ebensolche Silberstoffe. Nach Josephus trug Herodes ein derartiges Ruperikleid aus Benares, als er, auf seinem Thron sitzend, seine letzte Ansprache an die Kaufleute von Sidon und Tyrus hielt. Andere Brokate führen je nach den eingewebten Mustern die Namen Mazchar, das heißt „Silbergeriesel", Dabtschan, das heißt „Sonnenschein und Schatten", dann „Taubenaugen", „Pfauenschwanz", „Mond und Sterne" u. s. w.

Nachweislich bezogen schon Ulysses, die trojanische Helena, König Salomon der Weise, Königin Esther und Herodes ihre Seidengewänder, Gold- und Silberbrokate von Indien! Nicht genug damit. Wie die Eigenart dieser kostbaren Gewebe, so hat sich auch der Schnitt der Kleidungsstücke in Indien durch Jahrtausende erhalten. Prinzessin Mode ist in dem großen Hindureiche ein unbekanntes Geschöpf, und wäre es möglich, irgend eine der Haremsdamen aus der Zeit Babylons oder Ninives aus ihrem jahrtausendelangen Schlafe zum Leben zu zaubern, sie würde die Gattinnen der heutigen Maharajas ebenso gekleidet finden, wie sie es war. Im neunzehnten Buch der Odyssee ist die Kleidung des Ulysses mit allen Einzelheiten geschildert. Diese Beschreibung paßt genau auf den Schikargah Kincob und den Soneri, wie sie heute noch in Benares und Ahmadabad hergestellt werden und das Entzücken aller Evatöchter bilden.

Der einzige Kaufmann, bei dem ich wenigstens Muster all dieser gewebten Herrlichkeiten, auch einzelne Stoffstücke und Jäckchen vorfand, war Debi Parschad in der Purana Chauk-Straße in Benares. Als ich ihn nach dem Preis verschiedener Stücke fragte, holte er eine Wage herbei, legte ein Stück nach dem anderen darauf und wog sie mit englischen Goldstücken ab. Dann zählte er sie. Die Summe war der Preis.

Die Industrien werden in Benares natürlich viel weniger beachtet als das Leben und Treiben in den Straßen und die zahllosen Götzentempel, Pagoden und Schreine. An jeder einzelnen Straßenecke ohne Ausnahme, unter jedem größeren Baume, auf jedem sonst unbenutz-

baren Plätzchen stehen steinerne Götzenschreine mit häßlichen Steinfiguren und Idolen, manche obszönster Natur, überschmiert mit Butter oder roter Farbe, übergossen mit Wasser, bestreut mit gelben und weißen Blüten oder Reiskörnern. Dazwischen erheben sich, eingebaut zwischen die Häuser, Tempel mit steinernen pyramidenartigen Türmen, die Fassade über und über mit grotesken Skulpturen bedeckt. Durch die enge Türe wandert ein unaufhörlicher Strom von Pilgern, denn es gehört zu den Regeln, nach dem Bad im Ganges in allen Tempeln der Stadt der Reihe nach zu beten und zu opfern. Den Europäern ist das Betreten der Hindutempel nicht gestattet, und ich konnte nur von der Türe aus in das finstere Innere blicken, das, durch Lämpchen erleuchtet, auf Altären Stein- oder Holzfiguren zeigt, manche in Seidenstoffe gekleidet und mit glitzernden Juwelen bedeckt, andere scheußliche Fratzen in ihrer Nacktheit darstellend. In einem Tempel stellt das Götzenbild, vor welchem die Hindus auf dem feuchtschmutzigen Boden in Verehrung liegen, einen langschwänzigen Affen dar, den Gott Hanuman; in einem anderen ist es eine steinerne Kuh, in einem dritten eine plumpe Gestalt mit Elefantenkopf, einer der beliebtesten indischen Götter, Ganescha, der Sohn Siwas und Gott der Klugheit.

Viel interessanter als diese zahllosen Tempel und schauerlichen Götzen sind die Menschen, die ihnen Opfer darbringen, Menschen aus allen Teilen des ungeheuren indischen Reiches, aus den Tälern des eisgepanzerten Himalaya, von den Stromufern des Indus und Brahmaputra, aus Nepal und Batthan und Sikkim bis herab zu dem fernen Travancore an der Südspitze; Menschen von allen indischen Rassen, jedem Alter, jedem Stand, in den verschiedensten Trachten. Wer könnte es unternehmen, dieses Gewirre und Gewoge im einzelnen zu schildern, das hier ununterbrochen von Tagesanbruch bis in die Nacht hinein herrscht, durch Zeitalter hindurch, seit Jahrtausenden, seit der Zeit der Babylonier und Assyrier mit geringer Abwechslung in derselben Art wie damals! Alles glänzt und strahlt in den lebhaftesten Farben, nirgends zeigen sich Schwarz oder Braun oder Grau, aus-

genommen bei den Fakiren, dieser scheußlichsten aller Ausgeburten der Hindureligion. Sonst zeigt jeder einzelne Passant in diesem Gedränge von Zehntausenden eine andere Farbe des Regenbogens, und wer die ineinandergekeilten Menschenmassen aus der Ferne beobachtet, könnte wahrhaftig meinen, ein Regenbogen hätte feste Formen und Leben angenommen und schlängelte sich, seine glänzenden Farbenstreifen bunt durcheinandergemengt, durch die Straßen, hinunter zum Flusse, zum heiligen Ganges!

Um aber das Leben und Treiben dort unten kennen zu lernen, darf man nicht dem Menschenstrome folgen und selbst ein Stück desselben werden, sondern muß eine Flußfahrt auf einem Boote unternehmen. Der Maharaja von Benares, der auf dem jenseitigen Gangesufer einen prächtigen Palast besitzt, war so liebenswürdig, mir eines seiner Boote zur Verfügung zu stellen, in Form und Größe den Dahabijen auf dem Nil nicht unähnlich. Der vordere Teil dient für die Ruderer, der hintere besitzt eine geräumige Kabine, deren Dach ein bequemes Deck bildet. Auf diesem nahm ich Platz und ließ mich von einem Ende der Stadt den Ufern entlang bis zum anderen rudern und dann wieder zurück und wieder stromauf, nicht nur an einem Morgen, sondern an jedem einzelnen Tage meines Aufenthaltes, denn ein fremdartigeres, interessanteres, erschütternderes Bild als jenes der Gangesufer von Benares ist auf dem weiten Erdenkreis nicht wiederzufinden, und jede Schilderung, selbst die farbenreichste und phantasievollste, erblaßt gegenüber einer solchen Wirklichkeit. Es wird mir schwer, diese Schilderung zu versuchen, ich weiß nicht, wie anfangen, wo anfassen, und würde viel lieber Pinsel und Palette zur Hand nehmen oder noch besser die Sache ganz aufgeben und meinen Lesern zurufen: Kommt doch selber hierher, dergleichen werdet ihr in eurem Leben sonst nicht zu sehen bekommen. Kommt selbst und gönnt euren Augen, eurem Herzen, eurem Fühlen dieselben Genüsse, dieselbe packende Aufregung, die ich empfand und die sich meiner immer wieder bemächtigt, wenn ich an die Sensationen der

Gangesfahrt zurückdenke — die höchsten und erhabensten wie die denkbar scheußlichsten, bei deren Erinnerung ich entzückt aufjauchzen möchte oder mein Herz sich entsetzt zusammenzieht, und zwischendurch alle anderen Akkorde menschlichen Empfindens!

Graugrün wälzen sich die Fluten des Ganges in der Breite des Rheines bei Bingen an Benares vorbei. Kaum war mein Boot, ge-



Palast des Maharaja von Jeypur am Ganges in Benares.

lenkt von den in Rot gekleideten Ruderern des Maharaja, von dem flachen, sandigen, unbewohnten Südufer abgestoßen, als ich ein paar Ruderlängen von mir einige Aasgeier wahrnahm, die einen herabschwimmenden Gegenstand kreischend umflatterten. Eines der scheußlichen Tiere setzte sich darauf und riß mit dem Schnabel Stücke davon, unbekümmert um den Krokodilsrachen, der zeitweilig mit derselben Absicht aus den Fluten auftauchte. Ebenso unbekümmert blieben meine Schiffsleute, als der Gegenstand unter ihre Ruder kam und der Aas-

geier sich mit mächtigen Schwingen darüber erhob. Zu meinem Grausen sah ich nun, daß der im Wellenspiel auf- und niedertauchende Gegenstand eine verwesende, halb zerfleischte Menschenleiche war. Gleich darauf schwamm eine zweite, zum Teil verkohlte, unter den Rudern meines Bootes vorbei — und darüber hinweg fuhr ich Benares zu, dem großen herrlichen, das sich glänzend im Sonnenlicht am jenseitigen Ufer im Halbkreis ausbreitete, so schön und freundlich, als wäre es ein irdisches Paradies, in dem nur Glück und Zufriedenheit wohnen! Die entsetzlichen Eindrücke der vorhergehenden Sekunde wurden von diesem Anblick hinweggewischt, und so ging es mir auf meinen Stromfahrten in einem fort, Entsetzen wechselte mit freudiger Bewunderung im Handumdrehen.

Man denke sich Ostende mit seinen dem Meer zugewendeten Palastfronten und seinen Tausenden von Badegästen, bei Flutzeit badend, aber die Paläste größer, imposanter, im fremdartigen indisch-maurischen Baustil, nicht nur auf zweieinhalb Kilometer wie dort, sondern in doppelter Ausdehnung; nicht nur auf einem Plane am Ufer, sondern hintereinander in drei- und vierfachen Reihen aufsteigend, jeder Palast mehrere Stockwerke hoch, jeder Palast mit Terrassen und Balkonen, auf den flachen Dächern Gärten und kleine Pavillone, Säulengalerien, Glorietten in bunter Abwechslung. Eine ganze Reihe mächtiger Hindufürsten haben sie mit ungeheuren Kosten erbauen lassen, denn die Könige Indiens betrachten es gewissermaßen als ihre Pflicht, im heiligen Benares einen Palast zu besitzen, wohin sie sich einmal, wenn die Last ihrer Sünden zu groß geworden ist, zurückziehen können, und wo die Greise, die Kranken und Sterbenden aus ihren Familien in der unmittelbaren Nähe des heiligen Ganges Unterkunft finden. Welch prächtige Paläste besitzen beispielsweise der Maharaja von Jeypur, der König von Nepal, die Maharajas von Udaipur, Nagpur und Benares! Auch der mächtige Maharaja von Gwalior, aus der berühmten Familie der Scindia, hat sich hier an den Ufern einen Palast erbaut, der an Pracht alle übertreffen sollte. Millionen wurden dafür

verausgabt, aber die weichen Sand- und Lehmufer gaben unter dem ungeheuren Druck der Steinmassen nach, und langsam sinkt der Palast in die Fluten. Die gewaltigen Mauern haben sich, vielfach geborsten, zur Seite gelegt, die Steintreppen sind in ihre Quadern zerfallen, aber darüber hinweg wogt das bunte, farbenprächtige Gedränge der Pilger in ununterbrochenem Strom. Die unterste Reihe von Palästen steigt wohl direkt vom Flußufer auf, allein bis auf drei Stockwerke



Nagpurpalast in Benares.

Höhe ohne Fenster und Tore, nur durch schwere Steinmauern und Bollwerke gebildet, denn die Schmelzwasser aus den Gletschern des fernen Himalaya, welche der Ganges dem Golf von Bengalen zuführt, erhalten in der Regenzeit des Sommers so starke Zuflüsse, daß er um die Höhe mehrerer Stockwerke anschwillt und das jenseitige Ufer auf viele Meilen in einen See verwandelt. Erst hoch oben auf der Terrasse dieser Stützmauern erheben sich die Paläste selbst, und von ihren Toren führen breite steinerne Treppenfluchten herab zum Ganges, die so-

genannten Ghats. Zwischen diesen Treppen, deren jede Hunderte von Stufen zählen mag, erheben sich offene Terrassen, auf jeder Terrasse steht irgend ein Tempel, eine Säulenhalle, ein steinernes Götzenbild. Zwischen den Palästen und hinter oder über ihnen stehen Dutzende von fremdartigen, steilen Pyramiden, bis an ihre Spitzen mit Skulpturen bedeckt, und von der Spitze jeder Pyramide leuchtet ein Dreizack oder ein Rad aus vergoldetem Metall, je nachdem der Bau dem Dienste Siwas oder Vischnus geweiht ist. Diese turmartigen Pyramiden werden von Flaggenstangen überhöht, auf welchen bunte kleine Fähnchen flattern. Paläste, Pyramiden, Tempel und Terrassen sind so angeordnet, wie sie die kühnste Phantasie eines Theatermalers nicht malerischer entwerfen könnte. Alles strahlt in lebhaften Farben.

Während sich nun in Ostende zu Füßen der Strandpromenade im seichten Uferwasser nur Hunderte zu baden pflegen und das auch nur zu bestimmten Zeiten, ist hier der Strom tagsüber, besonders aber in den Morgenstunden mit Zehntausenden von Badenden gefüllt. Auf all den weiten Treppenfluchten, welche in einer Ausdehnung von fünf Kilometer aus der oberen Stadt die steilen Ufer herabführen, sind buntgekleidete Menschen in unaufhörlichem Strom, wahre Menschenkaskaden, glitzernd und funkelnd, wie Wassertropfen in der Sonne, denn jede dieser malerischen Gestalten trägt ein oder zwei oder noch mehr spiegelblank gescheuerte Messinggefäße in das Bad hinab. Frauen tragen dergleichen Töpfe auf den Köpfen und unter den Armen, Männer tragen sie in den Händen, und bei jeder Bewegung, jedem Schritt tanzen die Lichtfunken, welche die Sonne diesen glänzenden Gefäßen aufsetzt. Unten angekommen, legen die Pilger ihre Oberkleider ab und begrüßen zunächst Wasser und Sonne, als gelte ihnen die ganze Verehrung. Jeder einzelne beobachtet dabei das umständlichste Zeremoniell. Zunächst wirft er die mitgebrachten gelben oder weißen Blüten als Opfergabe in die heiligen Fluten und schöpft mit einem Löffelchen oder der hohlen Hand etwas Wasser, um sich den Mund auszuspülen, ohne zu beachten, daß sich in diesem Wasser Zehn-

tausende baden, darunter Kranke und Aussätzige, und daß vielleicht nur eine Armlänge von ihm entfernt, mitten zwischen den Badenden, die verwesenden Überreste einer menschlichen Leiche in den Fluten auf und ab tanzend vorbeischwimmen. Dann erhebt sich der Pilger und sagt, auf einem Fuße stehend, mit gefalteten Händen ein Gebet her. Ist es zu Ende, so wirft er sich auf den Boden und küßt den Staub, steht wieder auf, verbeugt sich tief nach den vier Himmelsrichtungen und erhebt, zum Himmel emporblickend, seine Hände. Dann schöpft er in sein Messinggefäß etwas Gangeswasser und gießt es gegen die Sonne gerichtet, gewissermaßen als Opfer für dieselbe, in den Fluß zurück. Vielleicht schmiert er nun seinen Körper mit Sand und Uferschlamm ein und steigt endlich langsam in das Wasser, lendentief, brusttief, je nachdem. Hier wäscht er seine Kleider und den Turban, putzt sich sorgfältig die Zähne und kehrt dann ans Land zurück. Auf einer der steinernen Treppenstufen Platz nehmend, wäscht er nun die Füße, reibt die harte Haut der Fersen an der Oberfläche der Treppe ab, ringt das Wasser aus den Kleidern, schöpft seine Gefäße voll und kehrt dann befriedigt nach der Stadt zurück.

Bei den Mitgliedern der höchsten Kaste, den Brahmanen, ist das Zeremoniell ihres täglichen Bades noch viel umständlicher. Sie bleiben stundenlang auf einer der Hunderte von kleinen Plattformen hocken, die auf Pfählen vom Ufer in den Fluß hinaus gebaut sind, und in Gebet versunken, haben sie kein Auge für das, was um sie vorgeht. Um ihre Gedanken besser zu sammeln, halten sie sich abwechselnd mit jedem Finger bald das rechte, bald das linke Nasenloch zu oder lassen die Perlen ihrer Rosenkränze langsam durch die Hände gleiten, spielen verehrungsvoll mit dem Wasser, das sie in kleinen Teekännchen schöpfen und wieder zurückgießen oder durch die Finger rieseln lassen, mit so viel Andacht, als wären die dünnen Wasserfäden kostbare Perlenschnüre. Mitten unter den Zehntausenden sitzen im Schatten großer Strohschirme Brahmanen, umgeben von Andächtigen, die ihren Predigten lauschen. Hier werden Kinderchen von ihren Müttern in dem heiligen

Wasser gebadet, daneben werden todkranke Greise, zu Skeletten abgemagert, langsam herabgetragen in die Fluten, die nach ihrem Glauben ihnen die Pforten des Himmelreichs öffnen. Jeder Badende ist so sehr von der Heiligkeit dieser Zeremonie eingenommen, daß er für das, was rings um ihn vorgeht, keine Blicke hat. Diese Zehntausende in den Gangesfluten betrachten das Bad als ein Gebet, nicht ein Vergnügen, als eine Reinigung von ihren Sünden, nicht ihres Körpers. Deshalb ist es ihnen auch gleich, daß die Fluten, in denen sie sich baden, die entseelten Körper anderer Hindus hinabführen in das Meer, daß die Asche und die verbrannten Körperteile der den Scheiterhaufen übergebenen Toten in den Fluß geworfen werden und mitten zwischen den Badenden, Trinkenden, Betenden umherschwimmen.

Hier werden auch die Toten dem Feuer übergeben. Mitten in dem großen glänzenden, dem Flusse zugewendeten Benares steigen tagsüber unaufhörlich die finsteren Rauchsäulen der brennenden Scheiterhaufen empor, und der schreckliche Geruch der verbrennenden Körper verpestet die Luft, daß man kaum aufzuatmen wagt. Er herrscht nicht nur hier zwischen den Badenden, die nur aufzublicken brauchen, um in der schrecklichsten Weise an die Vergänglichkeit des Erdenlebens erinnert zu werden, er dringt auch, besonders des Abends, weit und breit durch die Ebene, und ich brauche im Hotel nur aus der Türe meines Zimmers zu treten, um ihn wahrzunehmen. Umgeben von den großen Palästen der Fürsten von Indien liegen an den Ufern zwei kahle Plätze, auf denen die Scheiterhaufen errichtet werden. Längs der Palastmauern sind ganze Berge von Holz aufgeschichtet; unten in dem seichten Uferwasser liegen die nur in dünne weiße oder bunte Laken gehüllten Leichen, um noch vor dem Verbrennen von den heiligen Fluten benetzt zu werden, eine nach der anderen wird auf die Scheiterhaufen gelegt, und die Flammen schlagen bald über ihnen zusammen. Die toten Körper krümmen sich in der Hitze, die Arme und Hände und Finger bewegen sich, mit lautem Knall berstet der Schädel — doch genug. Die Bilder, die man hier tagsüber zu

sehen bekommt, sind zu schrecklich, um geschildert zu werden. Und fortwährend werden neue Leichen herbeigetragen, fortwährend dringt zu dem Beschauer das Klagen und Schluchzen der Hinterbliebenen.

Und zwischen durch, Treppe auf und ab, und dem Fluß entlang ewiges Gedränge von Menschen und Tieren: Fürsten, gefolgt von ihren Dienern, werden auf Tragstühlen herbeigetragen, ihre Frauen



Tempel am Gangesufer in Benares.

und Konkubinen sitzen in Sänften; Greise, Todkranke schleppen sich mühsam, vielleicht mit Händen und Füßen, zum Flusse hinab; Fakire mit ekelhaftem Schmutz beschmiert, nackt, mit lang herabfallendem wirren Haar, stehen oder kauern unbeweglich an den Mauern oder sitzen auf einem Bett spitzer Eisennägel, andere stehen auf einem Beine mit ausgestreckten Armen so starr, daß sie alle Beweglichkeit verloren haben, wieder andere sind nichts als Gerippe mit Haut bedeckt, und hungern freiwillig dem Tod entgegen; sündhafte Hindus „reinigen“

sich von ihren Missetaten, indem sie ihre Körper mit frischem Kuhdünger beschmieren oder das Wasser der Kühe mit den Händen auffangen, um es zu trinken! Dazwischen wandeln weiße Stiere umher, wilde Affen springen von einem Tempel zum anderen und treiben ihren Schabernack; Millionen von Tauben schwärmen umher, Papageien in bunten Farben bevölkern die Gärten der Terrassen, räudige Hunde suchen sich mitten unter den Passanten ihre Nahrung, und Aasgeier schweben über dem Fluß und rings um die Verbrennungsplätze herum, auf menschliche Beute lauernd! — Und wie an den Ufern des heiligen Ganges, so herrscht dasselbe Leben in all seiner Großartigkeit, seiner Erhabenheit wie Abscheulichkeit auch oben in dem Gewirre der engen, finstern, feuchten, schmutzigen Gäßchen, die sich zwischen den stolzen, vornehmen, luftigen Palästen und dem sonnigen modernen Stadtteil zusammendrängen. Dort liegen die vielen Hunderte heiliger Tempel, die Sitze Siwas und Vischnus und all der anderen Götzen, welche die Hindus verehren, und denen sie Almosen und Opfer darbringen. In diesen finstern engen Tempeln drängen sich die Menschen in dichtem Knäuel zusammen — Kühe, Hunde, Affen zwischen ihnen, denn das Tierleben ist dem Hindu heilig. Dort, neben den scheußlichen Götzenbildern sitzen auch die Brahmanen, die Priester, welche nicht die Macht oder den Willen hatten, die alten Lehren der Veddas in ihrer Reinheit zu bewahren, und zwei Drittel des indischen Volkes in diese schreckliche Umnachtung, in Aberglauben, Götzendienerei und Fetischanbetung versinken ließen, welche es duldeten, daß bis vor einigen Jahrzehnten an den Ufern des Ganges die Witwen der Verstorbenen den brennenden Scheiterhaufen übergeben wurden und bei lebendigem Leibe verbrennen mußten; Priester, welche bis vor wenigen Jahrzehnten auch Menschenopfer für die Götzen vorschrieben, und täglich Menschen zu diesem Zwecke tatsächlich opferten.

Die den Hindus heiligste Stätte von Benares, ja von ganz Indien, ist aber der berühmte Goldene Tempel, nach seinem mit Goldplatten belegten Turme und der ebenso geschmückten Kuppel benannt. In

seinem dunklen Innern thront das Standbild des vornehmsten Hindugottes, Siwa, auf einer Nachbildung des Kailasa, des sagenhaften Berges des Nordens. Kein Andersgläubiger darf diese geweihte Stätte betreten; aber schon ein Blick durch das Tor in das übelriechende, mit Priestern, Pilgern und heiligen Rindern dicht gedrängte Innere verleidet dem Europäer den Wunsch dazu. Vor dem Tempel in einem kleinen Hofe ist der Sammelplatz der Fakire, den Körper



Badende im Gangesstrom bei Benares.

eingerieben mit Asche und Kuhdünger. Sie bilden eigene Sekten mit verschiedenen widerlichen Gebräuchen von Blut, Wollust, Völlerei, Trunkenheit und Orgien. Derlei Bestien in Menschengestalt — ein anderer Name kann diesen schauderhaften Geschöpfen wohl nicht gegeben werden — sind in Benares überall, in den Gäßchen, in Nischen, auf freien Plätzen, an den Hausmauern zu finden. Niemand vertreibt sie, denn sie werden als heilig angesehen. Für jene unter ihnen, welche sich nur als Erwerbszweig einem solch widerlichen Leben hingeben, ist der Vorhof zum Goldenen Tempel der beliebteste Standort, denn dort

sind die Almosen der gläubigen Pilger am reichlichsten. Befindet sich doch hier unter einer Säulenhalle die Gyan Kup, d. h. die Quelle der Weisheit. In den tiefen Brunnen wurde vorzeiten einmal ein besonders heiliges Standbild Siwas versenkt, und seither wird der Brunnen als die beliebteste Residenz dieses Gottes angesehen. Er war bei meinem Besuche so von Pilgern umdrängt, daß ich gar nicht an den Rand des Brunnens gelangen konnte. Ein Brahmane löffelte unausgesetzt das faule, stinkende Wasser aus dem Brunnen in die dargereichten Pilgergefäße, das die Pilger mit Gier in ihre Kehlen gossen.

Von den Hunderten anderer Tempel, welche diesen Wohnort Siwas umgeben, ist keiner sehenswert, den Tempel der Anapura, der Göttin des Reichtums, ausgenommen, der mit den zartesten Steinskulpturen buchstäblich bedeckt ist. Aber die Annäherung wird durch zahllose Bettler unmöglich gemacht, welche Anapura als ihre Schutzgöttin verehren. Nahebei steht der Schun-Kareschwar-Schrein, gewöhnlich von dichten Scharen von Frauen umgeben, welche den Götzen um männliche Nachkommenschaft anflehen. — Bei dem von Dschay Sing, dem berühmtesten der Jeypur-Maharajas, erbauten Palast befindet sich ein Schrein des Regengottes. Zuzeiten der Dürre wird er von den Pilgern mit Wasser begossen, um ihn an seine Pflicht zu erinnern, oder von Brahmanen kopfüber in einen Wassertempel gestürzt. Auch Vischnu, neben Siwa der volkstümlichste Hindugott, hat in Benares seine Tempel, und sein Hauptsitz ist der Manikarnika, „Brunnen der Heilung", den er mit eigenen Händen gegraben und mit Schweißtropfen von seinem Körper gefüllt haben soll. Er ist nur ein kleiner Tümpel, etwa meterhoch mit Wasser gefüllt, in welchem Kranke baden und ihre Wunden waschen. Das Wasser wird aber auch von Tausenden gesunder Pilger zum Baden benutzt, und das auf das Bad folgende Trinken der verpesteten, von Schmutz dickflüssigen Jauche genügt, um sie für Lebenszeit von allen Sünden zu reinigen!

Benares ist mit vielen Hunderten derartiger Tempel gefüllt, die

alle von den Pilgern zu bestimmten Zwecken besucht werden, sogar die schreckliche Durga, die blutdürstige Göttin der Zerstörung, hat ihren eigenen Tempel. Als ich die weiten Marmorhallen betrat, sprangen unzählige wilde Affen, welche den Tempel bevölkern, davon. In der Vorhalle machte sich ein Brahmane bereit, einem armen Ziegenbock den Kopf abzuschlagen, das tägliche Opfer für die Schreckensgöttin, die im Innern des Tempels, ein Halsband von Totenschädeln tragend, auf einem Altar thront. Hier unter ihren Augen ist die Stelle, wo ihr noch vor gar nicht langer Zeit statt Ziegen- Menschenopfer dargebracht worden sind!

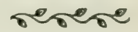
Um diese Tempel des Hinduglaubens zu sehen, um den scheußlichen, obszönen Götzen zu opfern, kommen jährlich Hunderttausende nach Benares! Hunderttausende finden an diesen Stätten, wie sie glauben, Stärkung, Vergebung ihrer Sünden! Wie lange wird es noch dauern, ehe an der Stelle des Dreizacks an der Spitze dieser anderthalbtausend Tempel das Kreuz prangen wird? Die Missionen sind wohl in Benares vorhanden, aber die christlichen Kirchen sind leer, Siwa und Vischnu herrschen in dieser größten Metropole des Hinduglaubens allgewaltig, und nur der fremde Besucher erkennt hier mehr als anderswo in dem schönen sonnigen Indien die Tiefe der Umnachtung, von welcher die Hindus noch heute umfangen werden!

Seit Jahrzehnten haben die Regierung, die Missionare und selbst die eingeborenen Fürsten durch Errichtung von Schulen, die Organisierung einer Stadtbehörde und sonstige Maßnahmen versucht, etwas Licht in den finsteren Aberglauben und schreckenerregenden Götzendienst zu bringen, der in Benares seinen vornehmsten Sitz hat, aber es geht nur langsam vorwärts, und die Szenen, die ich in dieser an den Flußufern so herrlich schönen, im Innern so unseligen und verderbten Stadt gesehen habe, werden sich gewiß noch in ähnlicher Weise Generationen späterer Reisenden darbieten.

Benares ist aber nicht nur der Olymp und das Mekka der Hindus, vor zweieinhalb Jahrtausenden wurde es auch zu dem Mekka einer

zweiten großen Religion des Ostens, nämlich des Buddhismus. Hier in Benares predigte Buddha zuerst seine Lehren, von hier aus sandte er seine Apostel nach allen Teilen Asiens, und im Laufe der folgenden Jahrhunderte bekehrten sich die Bewohner von Tibet, Nepal, Siam, Birma, China, Japan, Java, Ceylon zu seinen Dogmen, ein Drittel der gesamten Menschheit!

Rings um Benares liegt das heilige Land der Buddhisten; dort befindet sich die Geburts- und Todesstätte ihres Gründers, dort erheben sich noch heute Buddhistentempel, die aus seiner Lebenszeit stammen und von Buddhisten aller Länder besucht werden. Freilich ist im Laufe der Zeiten der buddhistische Glaube bei vielen Völkern, vor allem in Indien selbst, in die Brüche gegangen, und nur in Birma und Siam hat er sich bis auf den heutigen Tag erhalten. In Indien gibt es nur mehr 300 000 Buddhisten, von denen die Mehrzahl in Bengalen und Nepal wohnen. In Benares selbst, dem Mekka des Buddhismus, gibt es kaum mehr einige hundert.



17. Brahmanenwirtschaft in der heiligen Stadt.

Von der Größe und Allmacht des Glaubens, den die Hindus ihren Götzen, vor allem Brahma, Vischnu und Siwa, entgegenbringen, kann man sich im Abendlande gar keine rechte Vorstellung machen. Man muß dazu nach einer der heiligen Städte der Hindus, an die Ufer des als Gottheit verehrten Ganges wandern, vor allem nach Benares. Benares ist der indische Olymp, der Wohnsitz des lebenspendenden und doch wieder zerstörenden Siwa; auf dem Dreizack, den Siwa in der Rechten trägt, ist nach dem Glauben der Hindus anderseits wieder Benares aufgespießt und deshalb auch entrückt allen Unbillen, welche den Rest des Erdballs bisweilen heimsuchen, Krankheiten, Epidemien, Erdbeben.

Kein Wunder, daß in jedem Jahre Millionen gläubiger Hindus nach Benares pilgern, und daß dort im Laufe der Jahrtausende fünfmal so viel Götzentempel entstanden sind, als Rom Kirchen besitzt. Diese Tempel werden von Brahmanen verwaltet, und die ganze Stadt zählt deren fünfundzwanzigtausend.

Was sind nun diese Brahmanen? Sind sie Priester? Sind sie Gottesgelehrte? Wie kommen sie dazu, die ganze Religion, den Tempeldienst, das Seelenleben mehrerer hundert Millionen Menschen zu leiten? Und vor allem, mit welchen Mitteln gelingt es ihnen, diese Hunderte Millionen in dem Glauben an ihre Gottheit zu erhalten?

Alles interessante Fragen, deren Beantwortung, wie gesagt, nur jener findet, der selbst nach Benares pilgert. Es wird ihm auch dort nicht leicht gemacht. Hunderttausende Andächtiger, ja Verzückter, drängen und drücken sich um die heiligen Stätten, Männer und Frauen und Kinder, Gesunde und Sterbenskranke, hoch und niedrig, arm und reich; alles so lebhaft, so farbenprächtig, so eigenartig, daß man von dieser großartigen Gesamtheit fast erdrückt wird. Nirgends auf dem Erdboden bietet sich ein Bild, das jenem von Benares auch nur annähernd entspräche; man muß lange schauen und wiederkommen, Tage, Wochen, Monate hier in dieser fremden Welt verweilen, um die prächtige Gesamtheit zu durchdringen und auf das einzelne zu stoßen. Dann ist erst recht jede Einzelheit interessant, freudig, sonnig, erhebend oder abstoßend, häßlich, ja ekelerregend, je nachdem. Wer hier auf den hellgrünen Fluten des heiligen Stromes den Ufern entlang fährt, der bekommt von dem Pudscha, d. h. den Andachtsübungen der Hindus, die intimsten Einzelheiten zu sehen. Schon bei dem gewöhnlichen Mann aus dem Volke sind diese interessant, aber sie verschwinden im Vergleich zu dem verwickelten und zeitraubenden Zeremoniell der Brahmanen. Woran man sie erkennt? Wäre nicht die dreifache Baumwollschnur, die sie auf ihrem nackten Oberkörper über den Rücken, die Schulter und unter den rechten Arm gezogen tragen, ihr Aussehen würde sie allein kennzeichnen. Von hellerer Hautfarbe, haben sie

ernstere, intelligentere Gesichter mit hohen Stirnen und feingeschnittenen Zügen und zeigen in ihrem ganzen Wesen den Charakter ihrer rein arischen Abstammung, den Ausdruck lebenslanger Meditation und Selbstbeherrschung, die ihre Vorfahren in ununterbrochener Reihenfolge durch Jahrtausende gepflegt haben. Die dünne Brahmanenschnur auf ihrem Nacken ist nur das äußere Zeichen dieser ältesten Aristokratie der Alten Welt. Ohne irgendwelche Kleidung, nur mit einem weißen Tuch um die Hüften geschlungen, bleiben sie täglich stundenlang an den Ufern des Stromes — Tausende von ihnen. Die einen kauern unter den großen runden Strohschirmen, die auf den Steintreppen der Ghats aufgestellt sind, andere hocken auf den vielen, in den Fluß gebauten Holzplattformen und beten; beten, unbekümmert um das, was um sie herum vorgeht. Sie fühlen sich augenscheinlich wie Einsiedler in einer Wüste. Vollständig in sich gekehrt, ist ihr ganzes Tun und Lassen darauf gerichtet, ihre Andacht durch allerhand Mittel zu verstärken.

Jeder einzelne dieser Brahmanen hat ein ganzes Teegeschirr aus hellscheinender Bronze bei sich — Wassertopf, Teekanne, verschieden geformte Löffelchen u. dergl., aber nicht um etwa seinen Morgentee zu bereiten, denn das darf er nicht, sondern um zu opfern. Das heilige Wasser des Ganges wird von ihm verehrt, er spielt damit und schwelgt darin, als wäre jeder Wassertropfen ein kostbares Juwel. Er schöpft den Teetopf voll, und die Sonne anblickend, gießt er das Wasser langsam unter leise gemurmelten Gebeten wieder zurück; ein zweiter Topf wird über das Innere der einen, dann der anderen Hand geleert; ein dritter langsam über die Außenflächen der Hand gegossen; dann läßt er den herabfallenden dünnen Strahl durch die einzelnen Finger gleiten, so sorgsam wie eine Perlenschnur, verrichtet mit dem Löffelchen allerhand Zeremoniell, und endlich führt er das von Aussätzigen und Leichnamen verunreinigte Wasser an die Lippen und trinkt es wie Nektar! Ist nach stundenlangem Morgengebet die Andacht vorüber, so füllt er seine Töpfe mit Gangeswasser und kehrt nach Hause zurück, um zu frühstücken.

Der orthodoxe Brahmane darf nämlich vor dieser Morgenandacht, die bis gegen Mittag währt, nichts zu sich nehmen, und sitzt er endlich zu Hause vor seinen Speisen, so bedarf es wieder eines unglaublich umständlichen Zeremoniells, ehe er wirklich einen Bissen in den Mund führen kann. Man könnte schon beim einmaligen Niederschreiben dieses Zeremoniells die Geduld verlieren, und der orthodoxe Brahmane hat es während seines ganzen Lebens täglich bei jeder Mahlzeit vorzunehmen! Kein Wunder, daß sich die Hindus auf zwei Mahlzeiten täglich, eine des Mittags und eine bei Sonnenuntergang, beschränken.

Nun denn: Vor jeder Mahlzeit müssen den Göttern, denen man die Speisen verdankt, Opfer dargebracht werden. Da ist zunächst das Feuer, mit welchem die Speisen gekocht werden. Geweihtes Holz wird in einem geweihten Metallgefäß entzündet, die Mitglieder der Familie streuen heiliges Kusagras ringsherum, während der Brahmane die betreffenden Stellen aus den heiligen Büchern hersagt. Dann muß er Gangeswasser schlürfen, und unter dem Hersagen der uralten Gebete wird nun der Reis gekocht. Ist dieser fertig, so wäscht sich der Brahmane die Hände und opfert dem Speisegott einige Reiskörner, indem er sie in das Feuer wirft. Dann reibt er sich mit der Asche des Feuers die Stirn, Nacken und Schultern und bittet Siwa, seine Familie und sein Vieh zu beschirmen, Vischnu aber, ihm ein glückliches und langes Leben zu schenken.

Nun werden in doppelten Reihen auf den Boden kleine Häuflein Reiskörner gestreut, die innere Reihe als Opfer für die genannten Götter, die äußeren für alle anderen Gottheiten, die bei jedem Häuflein mit Namen genannt werden: Hausgötter, Wasser-, Pflanzen-, Erd- und Steingötter, gute und böse Geister, Tag- und Nachtgeister u. s. w. Der Brahmane betet dabei, um den Segen auf die Speisen herabzuflehen. Nun tritt er vor die Haustüre und legt kleine Portionen auf den Boden für Leute niedriger Kasten und Parias, für Hunde, Kühe und Raben. Kommt gerade ein Bettler des Weges, so

wartet er ihn ab und gibt ihm einen Teil der Speisen. Nun wäscht er abermals Hände und Füße, trinkt etwas Gangeswasser und kann nun endlich essen. Man sollte meinen, die armen Hindus müßten sich nun mit Heißhunger auf die Speisen stürzen, haben sie doch seit dem vorhergehenden Abend nichts gegessen! Statt dessen nehmen die Männer und Knaben zeremoniös rings um die Speisen auf dem Boden Platz und müssen warten, bis die Frauen und Mädchen des Hauses ihnen die Speisen reichen. Wasser trinken sie dabei nicht aus Gefäßen, sondern aus der hohlen Hand. Gewöhnlich dienen Bananenblätter als Teller. Wohlhabendere benützen wohl Metallteller, irdene Teller sind aber verboten. Ist die Mahlzeit vorüber, so folgen Dankgebete; die Bananenblätter werden dem Vieh gegeben, und nun dürfen auch die Frauen und Mädchen ihre Speisen zu sich nehmen! Das sind die Mahlzeiten der höchsten Kaste, der Aristokratie bei den Hindus!

Monier Williams, der die Lebensweise der Brahmanen jahrelang studiert hat, sagt, daß ein orthodoxer Brahmane täglich fünf Stunden für seine religiösen Obliegenheiten braucht! Er muß baden, seine stundenlangen Morgen- und Abendandachten verrichten, täglich die ersten Sätze aller heiligen Bücher hersagen, den großen und kleinen Göttern, den Weisen und seinen verstorbenen Vorfahren opfern, den Tempel besuchen und im Kreise seiner Familie Andachten verrichten!

Daß ihnen bei dieser Lebensweise nicht viel Zeit übrig bleibt, um zu arbeiten und Reichtümer zu erwerben, kann man sich denken. Viele von ihnen leben deshalb auch in den bescheidensten Verhältnissen oder sie nehmen es mit ihren religiösen Verpflichtungen nicht genau, aber ob reich oder arm, sie werden vom Volke doch verehrt.

Alle Brahmanen tragen als Abzeichen ihres Ranges die mystische Baumwollschnur, aus drei dünnen Baumwollfäden zusammengedreht, um den Hals. Sie ist das Ordensband, die Stola dieser höchsten Kaste der Indier.

Sobald der Sohn eines Brahmanen das achte Lebensjahr erreicht hat, wird ihm die Schnur in feierlicher Weise verliehen. Man bemalt seine Augenlider und salbt seinen Körper mit Öl. Dann wird er mit

neuen Gewändern bekleidet, er muß dem heiligen Feuer und den Planeten Opfer darbringen und erhält dann die Schnur umgehängt. Damit tritt er in den Stand der Brahmanen und wird Dvidscha, das heißt „zweimal Geborener“. So arm er auch sein mag, vielleicht nur ein Diener irgend eines reichen Mannes aus dem Volke, jedermann und auch sein eigener Brotherr schuldet ihm von diesem Tage an Ehrfurcht. Der Knabe aber sieht auf seinen Herrn mit Verachtung herab, er würde niemals an seinem Tische speisen, niemals verzehren, was ihm von der Tafel des Herrn gegeben wird; er wird seine Mahlzeiten nur mit anderen Brahmanen seiner Kaste einnehmen oder sich sein armseliges Mahl selbst zubereiten. Ja, er steht nach den Anschauungen der Hindus im Range höher als die Landesfürsten, welche der nächst niedrigen Kaste, den Kriegern angehören! Man kann sich denken, mit welchen Schwierigkeiten und Umständlichkeiten das Leben eines Brahmanen verbunden ist, der sich seinen Unterhalt selbst erwerben muß! Die Rajas von Travancore umgehen die Kastenunterschiede. Um innerhalb der Grenzen



Figur des Ganescha.

ihres Reiches keinen im Range Höheren zu haben, lassen sie sich selbst zu Brahmanen erheben, wenn sie zur Regierung gelangen. Dazu wird bei jedem Thronwechsel eine riesige Kuh aus Holz und Pappe, mit Platten aus purem Golde belegt, hergestellt, und unter dem großartigsten Zeremoniell kriecht die Hoheit von Travancore beim Maule in die Kuh und hinten wieder heraus. Dadurch ist die zweite Geburt, das Dvidscha, erfolgt, der Raja ist Brahmane. Damit aber die wirklichen Brahmanen dabei nicht zu kurz kommen, gehört die goldene Kuh ihnen, sie wird eingeschmolzen und das Metall unter ihnen verteilt.

In den heiligen Städten und Wallfahrtsorten ist die Zahl der Brahmanen natürlich am größten, denn dort brauchen sie für ihren Lebensunterhalt nicht zu arbeiten und haben Zeit, ihren religiösen Verpflichtungen nachzukommen. Auf der anderen Seite sind diese Wallfahrtsorte auch Sammelplätze für Halunken und Beutelschneider, deren es selbst unter den Brahmanen sehr viele gibt. Eine Unmenge von mildtätigen Stiftungen, die Einnahmen der vielen Tempel, die Einkünfte der Ländereien locken sie aus allen Teilen des Reiches herbei, und dazu kommt die Gelegenheit zu einträglichem Bettel, dem so viele von ihnen mit Leidenschaft frönen. Sie brauchen sich nur an die Badeplätze oder Tempeltore zu setzen und ihre Schnur zu zeigen, so erhalten sie von den frommen, abergläubischen Pilgern Almosen. Diese sind freilich nur unbedeutend, aber sie werden willfährig gegeben, und im Laufe eines Jahres kommt doch ein nettes Sümmchen zusammen. Die europäischen Touristen sind lange nicht so willfährig, aber greifen sie einmal in die Tasche, so ist auch der Ertrag dafür größer. Deshalb werden Europäer mit einer Beharrlichkeit angebettelt, als handle es sich darum, eine Mußsteuer einzutreiben. Und weigert man sich, dann greifen die schlauen Brahmanen zu kräftigeren Mitteln. Bei den Tempelbesuchen in Benares war mir durch das viele Almosengeben das Kleingeld ausgegangen und ich wies einen bettelnden Brahmanen ab. Gleich darauf wurde ich von einer Menge schmutziger, mit ekelerregenden Krankheiten behafteter Bettler

bedrängt; sie faßten mich bei den Kleidern an und murmelten mir ihre Betteleien dicht ins Ohr. Der von mir abgewiesene Brahmane schritt neben mir her; mein Führer, ein Halunke erster Klasse, riet mir, dem Brahmanen eine Rupie zu schenken, dann würde ich die unsaubere Gesellschaft sofort los werden. Es blieb mir nichts übrig, als in die Tasche zu greifen; der Brahmane nahm das Silberstück ohne Dank entgegen, rief den Bettlern ein paar Worte zu, und ich war befreit.

Selbst beim heiligsten aller Tempel Indiens, dem Wohnsitz des Gottes Siwa, dem Goldenen Tempel von Benares, wurde ich geschröpft. Als ich durch die kaum zwei Meter breiten, mit Pilgern, Kühen, Affen und Hunden dicht gedrängten Gäßchen mir den Weg zum Tempel bahnte, kam ein Kerl auf mich zu, der einige Worte Englisch sprach. Mein Führer bezeichnete ihn als den Oberpriester aller Wallfahrtsplätzchen dieses Distriktes, er würde mir alles Sehenswerte zeigen. Ich nahm dankend an, und eine Stunde nachher hing mir der Herr Oberpriester eine Blumenkette um den Hals und führte mich zu meinem Wagen. Auf die Vorstellungen meines Führers gab ich dem Brahmanen ein paar Silberrupien. Damit war er aber nicht zufrieden. „Ten Rupees, Master!“ rief er, „plenty priests, four hundred priests to pay.“ Auch das Zureden meines Führers brachte mich nicht dazu, auch nur einen Heller mehr zu geben. Als ich des Abends beim Polizeichef, einem Engländer, den Tee einnahm, erzählte ich ihm die Sache. „Sie sind dem alten Schwindler in die Hände gefallen,“ sagte er mir. „Ich kenne ihn und werde ihn und Ihren Führer einstecken lassen. Die alte Geschichte. Beide teilen den Gewinn miteinander. Der Brahmane ist gar kein Tempelpriester, geschweige denn Oberpriester. Jetzt wird er doch eine Zeitlang in meinem Gewahrsam Speisen essen müssen, die von ‚Unreinen‘ zubereitet worden sind!“

Und solche Leute werden von den Hindus als Heilige verehrt, sie regieren die religiösen Angelegenheiten eines Volkes von 210 Millionen!

18. Agra.

Unter all den Hunderten von indischen Fürstenresidenzen nimmt Agra, vielleicht Delhi ausgenommen, den vornehmsten Platz ein. Nirgends zeigt sich die frühere Pracht und Macht, Reichtum und Üppigkeit der Großen des hindostanischen Reiches in so überwältigender Weise; denn Agra war ja drei Jahrhunderte lang die Hauptstadt Hindostans, die Residenz seiner Großmoguln. Wohl hat England ihrer Herrschaft vor fünf Jahrzehnten ein gewaltsames Ende bereitet, und selbst die herrliche Residenz dieser Kaiser, das unbeschreiblich schöne Agra, sollte vernichtet werden. Mitten in den weiten, von traumhaften Marmorpalästen und Moscheen umgebenen Palasthöfen wurden gewöhnliche Ziegelbaracken für englisches Militär gebaut, englische Geschützkugeln durchbohrten und zertrümmerten Teile der herrlichen Kaiserwohnungen, englische Touristen, Beamte, Soldaten kratzten den Gold- und Edelsteinschmuck aus den Palastwänden, und ein englischer Gouverneur, der Marquis v. Hastings, entblödete sich nicht, eine der köstlichsten Bauten aus grünem Marmor abzutragen, mit der Absicht, ihn als Badepavillon für den König Georg IV. nach England zu senden! Jahrelang lagen die Trümmer dieses Prachtbaues an der Stelle, wo er sich früher erhob, bis sie für eine geringe Summe an irgend einen Bauunternehmer verkauft wurden. Ja sogar das hehrste, edelste Denkmal indischer Baukunst, eines der schönsten und kostbarsten der Erde, der berühmte Tadsch Mahal, sollte von dem englischen Kommandanten von Agra, Lord William Bentinck, für 30000 Pfund an einen reichen Hindu verkauft werden! Man traut nicht seinen Augen, wenn man dieses vandalische Vorgehen der englischen Kulturnation in dem von ihnen unterworfenen Indien liest! Mit demselben Unverstand, wie ein Papagei die prächtigste Elfenbeinschnitzerei zerbeißt, wurde von diesen englischen roten Papageien die zerstörende Hand an die Kunstwerke Indiens gelegt, bis sich endlich in England

und anderswo die öffentliche Meinung dagegen auflehnte. Einer der letzten Vizekönige, Lord Northbrook, machte dieser unsinnigen Zerstörungswut ein Ende, und auch Lord Curzon, der jüngste Vizekönig, betrachtete es als eine seiner vornehmsten Aufgaben, die herrlichen Denkmäler früherer Zeitepochen auszubessern und Sorge zu tragen, daß sie der Nachwelt unversehrt erhalten bleiben.

So kann man denn heute, nachdem die Trümmer der zerstörten Bauten beseitigt und die von den englischen Herren verursachten Schäden ausgebessert worden sind, wieder seine Freude an Agra haben und ungetrübt von der nüchternen Gegenwart einen Blick in jene größten Glanzzeiten des indischen Reiches werfen, als die Nachkommen Tamerlans hier geherrscht haben. Obschon die moderne Kultur Eisenbahnen, Schulen, Hospitäler, Kirchen geschaffen hat, ist Agra heute doch nicht viel anders, wie es damals war; denn alle diese englischen Einrichtungen stoßen hier auf den starren Widerstand der zwei konservativsten Rassen des Erdballes: der Hindus und der Mohammedaner. Alles, was Europa nach Indien bringt, geht im großen ganzen genommen über ihre Köpfe hinweg und dringt nicht in sie selbst ein. Es wird ihnen von oben herab aufgesetzt, um sie leichter zu regieren, kommerziell auszubeuten, aber ihre Weltanschauung, ihre Kultur, ihre Sitten sind ziemlich dieselben geblieben. Und würde einer der großen Kaiser, etwa Akbar oder Schah Jehan, aus seinem mohammedanischen Jenseits wieder in den verlassenen Zauberpalast von Agra einziehen, gewiß würden sich viele der indischen Untertanen des heutigen Großmoguls, Eduards VII. von England, wieder mit Freuden um seine indischen Vorgänger auf dem Kaiserthrone scharen.

Agra ist ja eine Gründung dieser mohammedanischen Großmoguln, deren mongolische Vorfahren, Tamerlan und Dschingis Khan, allerdings in furchtbarer Weise in Indien gehaust haben. An der Spitze barbarischer Reiterscharen unterwarfen sie, das Schwert in der Faust, die Fürsten von Indien, zerstörten und plünderten, wo sie nur konnten. Ihr Nachkomme in der sechsten Generation, Zehir ed-din Mohammed,

genannt Baber, d. h. der Tiger, wurde vor fünfhundert Jahren, im Jahre 1494, der erste Großmogul von Indien, und 1525 fiel Agra, damals die Hauptstadt einer kleinen indischen Königsdynastie, in seine Hände. Unter seine Nachfolger Humayan, Akbar dem Großen, Jehandschir, Schah Jehan und Aurangzeb, von denen jeder dreißig bis vierzig Jahre auf dem Thron blieb, fällt die Glanzzeit des hindostanischen Kaiserreiches, und sie ist den Indiern heute noch in lebendiger, dankbarer Erinnerung. Mußte doch damals der erste Gesandte, den England an den Kaiserhof schickte, auf allen vieren vor den Thron des Herrschers rutschen, wenn er ihn sehen wollte, und dergleichen kleine Genugtuungen vergißt kein Indier so leicht. Wie glanzvoll es zur Zeit des Großmoguls Aurangzeb in Agra zuging, ist uns in einem Briefe erhalten geblieben, den ein französischer Reisender, Bernier, am 1. Juli 1663 an M. de la Mothe le Bayer schrieb:

„Der Mogul saß in glänzendem Ornate auf dem Throne der großen Audienzhalle Am Kas. Er trug ein Wams aus weißem Satin, mit den zartesten Gold- und Seidenstickereien bedeckt. Sein Haupt bekleidete ein Turban aus Goldbrokat mit einem aufgesetzten Reiher, dessen Füße mit Diamanten von außergewöhnlicher Größe und Wert besetzt waren; ein riesiger orientalischer Topas von unvergleichlicher Reinheit blitzte wie eine kleine Sonne. Von seinem Halse hing eine Kette großer Perlen bis auf den Leib. Die sechs hohen Säulen, auf welchen der Thron ruhte, waren aus massivem Gold, mit eingelegten Rubinen, Smaragden und Diamanten. Ich kann die Zahl und den Wert dieser Anhäufung von Edelsteinen nicht angeben, denn es wurde mir nicht gestattet, nahe genug heranzutreten. Ich kann nur sagen, daß der Thron selbst mit großen Diamanten übersät schien und daß der Wert mir mit vier Koror Rupien bezeichnet wurde, das heißt also vierzig Millionen Rupien oder in französischem Gelde sechzig Millionen Livres. Was ich davon am schönsten fand, waren zwei Pfauen in Lebensgröße, ganz mit Perlen und Edelsteinen bedeckt.

„Ein riesiger Thronhimmel von wertvollem Goldstoff und Gold-

fransen, von einem Silberrahmen getragen, erhob sich nicht nur über den Thron, sondern beschattete auch die Estrade zu seinen Füßen, auf welcher sich all die Omrahs (Hofleute) in den prunkvollsten Gewändern befanden. Die Marmorsäulen der Audienzhalle waren mit Goldteppichen behängt, und ebenso war auch die Decke mit blumengesticktem Satin überzogen, der mittels roter Seidenschnüre und Goldquasten festgehalten wurde. An den Wänden hingen wertvolle Seidenteppiche von außergewöhnlicher Größe. Im Vorhofe stand ein Zelt, vielleicht noch größer als die Audienzhalle selbst, getragen von Zeltstangen und Pfeilern aus Silber. Von außen rot, war die Zeltleinwand im Innern ganz bedeckt mit den farbenprächtigen Malereien von Masulipatam, vornehmlich Blumen der verschiedensten Art, daß man sie für natürliche Beete ansehen konnte. Rings um den großen Vorhof ziehen sich Bogengalerien, und es war die Aufgabe der Omrahs, jeden Bogen auf ihre eigenen Kosten möglichst reich auszuschmücken. Da sie bestrebt waren, darin einander zu übertreffen, sah man nichts als Goldstoffe oben und an den Wänden, mit reichen Teppichen unter den Füßen."

Von all dieser Pracht ist heute nichts mehr übrig als die marmornen Wände, von denen sie einst umschlossen war, die äußere Hülle, ohne Kern, ohne Leben. Aber auch sie ruft noch das helle Entzücken, die größte Bewunderung aller hervor, welche die weiten Audienzhallen, lauschigen Haremsräume, Galerien, Tempel, Gärten, Kioske durchwandern.

Auf der Fahrt nach Agra hatte ich mir die Zeit mit der Lektüre der Geschichten vertrieben, die sich am Hofe der Großmoguln abgespielt haben. Märchen, viel abenteuerlicher, zauberhafter oder schrecklicher wie jene von Tausendundeiner Nacht. Da weckte mich heftiges, dumpfes Gepolter und Gerassel aus meinen Träumen. Der Eisenbahnzug rollte über eine Brücke. Unter mir wälzten sich die hellgrünen Fluten des heiligen Dschamnaflusses dem Ganges zu. Jenseits zeigte sich mir das Häusermeer der noch immer an hundertsechzigtausend Einwohner

zählenden Stadt mit ihren Moscheen und Minaretten, zur Linken, unmittelbar vom Flußufer, erhob sich wie eine massige, hohe Felsenklippe das Fort mit seinen gewaltigen, unbezwingbaren roten Sandsteinmauern, und über sie ragten, im hellen Sonnenschein leuchtend, eine Anzahl kleiner, blendend weißer Kuppeln, Gloriette, Pavillone, Galerien, Erker empor, der berühmte Kaiserpalast.

Noch weiter, einige Kilometer davon entfernt, fiel mein Auge auf

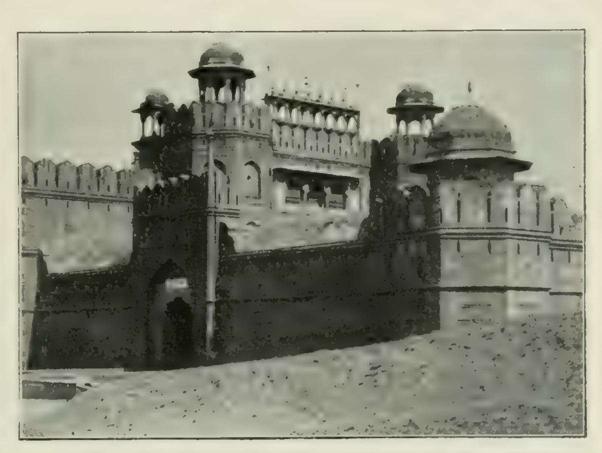


Ansicht von Agra mit der Masdschidmoschee.

einen im Sonnenglanze blendenden, majestätischen Kuppelbau, der aus dem dunklen Hain von Zedern und Zypressen seine Dome und Minarette in das tiefe, klare Blau des Himmels hob, der berühmte Tadsch Mahal. Nur einen Augenblick währte diese zauberhafte Vision, denn gleich darauf fuhr der Zug in den rauchigen, rußigen, lärmenden Bahnhof von Agra ein.

Agra ist eine der wenigen Städte Indiens, wo der Reisende halbwegs annehmbare Hotels findet. Schon auf der Fahrt durch die geschäftigen, mit malerisch gekleideten Hindus bevölkerten Straßen konnte

ich erkennen, daß heute an Stelle des Großmoguls der englische Merkur hier regiert. Basar drängte sich an Basar, vielfach mit englischen Waren gefüllt, die Häuser selbst aber sind ganz indisch, mit zahlreichen Balkonen, Erkern, vergitterten Fenstern und flachen Dächern, mit aufgesetzten reizenden Pavillonen, alles für Luft und Licht berechnet, nach oben zu sich erweiternd, ausbreitend, wie Blumenstöcke, deren Blüten sich erst auf der Krone nach allen Seiten öffnen. Überall Vögel — Agra ist die Stadt der gefiederten Welt — Papageien, zahlreiche Tauben, Reiher, stolze Pfauen, Raben und hoch in der Luft Adler und Falken. In keiner Stadt Indiens habe ich so zahlreiche und verschiedene Vögel gesehen wie hier. Dazu kletterten Affen von Haus zu Haus, saßen friedlich nebeneinander auf den Dächern oder sprangen in den Bäumen in tollem Spiele umher.



Eingangspforte zum Schloß im Fort von Agra.

Ganz nahe bei der Station erheben sich die zwei hervorragendsten Bauten von Agra: die schöne große Masdschidmoschee aus rotem Sandstein mit weiten Galerien und drei eigenartigen Kuppeln. Ihr gegenüber die gewaltigen Massen des Forts, dessen zwanzig bis dreißig Meter hohe Steinmauern schier unzerstörbar, für die Ewigkeit gebaut erscheinen. Aus riesigen Quadern bestehend, werden sie von einem breiten, mit Wasser gefüllten Wallgraben umgeben und durch zahlreiche Turmbastionen verstärkt. Majestätisch tritt aus diesen kilometerlangen Mauern, die wie natürliche Felswände erscheinen, das Delhitor heraus,

mit seinen Seitentürmen, Batterien und Vormauern selbst eine starke Festung, und dabei doch voll zarter Ausschmückung, voll reizender Details. Natürlich lenkte ich meine Schritte, kaum im Hotel untergebracht, zunächst hierher. Wie die Dschatts, geführt vom Maharaja von Bhartpur, 1764, später die Marathas unter Maharaja Scindia 1784 und endlich die Engländer im Jahre 1803 diese Festung einnehmen konnten, außer durch Verrat, ist mir ein Rätsel, denn ich mußte wohl ein paar hundert Meter zwischen turmhohen Mauern, durch Tunnels mit Fallgittern und Schießscharten wandern, ehe ich den großen inneren Platz erreichte. Leider ist er heute durch häßliche englische Baracken, in denen die Rotröcke hausen, ganz verbaut, und man kann sich gar keine rechte Vorstellung machen, wie er zu Akbars Zeiten ausgesehen haben mag, als hier zum Zeitvertreib des Hofes Elefanten- und Tigerkämpfe abgehalten wurden.

Jenseits aber wird die Herrlichkeit, die sich meinem entzückten Auge darbot, durch keine englische Verunstaltung mehr gestört. Bewundernd hielt ich meine Schritte an, denn vor mir erhob sich ein weites Labyrinth von Prachtgebäuden, wie sie sonst auf dem Erdball nicht zum zweiten Male zu finden sind — ein Labyrinth von Galerien, Moscheen, Kapellen, Säulenhallen, Baderäumen, Thronsälen, Fontänen — überhöht von den zierlichsten Kuppeln, luftigen Säulenpavillonen, alles in blendend weißem, makellosem Marmor, alles in den edelsten, einfachsten Formen und mit der entzückendsten Ausschmückung durch Pietra Dura-Arbeit, eingelegten farbigen Edelsteinen, welche Blumengirlanden, Blätterranken, Arabesken darstellen. Nirgends Türen, nirgends Fenster, alles offen, von einem Raum in den anderen übergehend, und gegen das grelle Sonnenlicht geschützt durch fingerdicke Marmorplatten, welche wie die zartesten Seidenspitzen in kunstvoller Zeichnung durchbrochen sind, luftig und duftig und leicht, als wäre hier der Wohnsitz irgend einer olympischen Göttin der Jugend und Schönheit, die im ewigen Frühling mit zarten Spielgenossinnen ihr Leben verbringt und nichts von der rauhen Außenwelt kennt,

keine Sorgen, kein Elend. Ein Tempel der Freude und Wonne und Behaglichkeit, wo unsichtbare Geister die leisesten Wünsche der phäakischen Bewohner erfüllen, die selbst in ewiger Jugend und Sorglosigkeit ihre halb göttliche, halb irdische Laufbahn durchträumen, abgeschlossen in diesem mit Hesperidengärten geschmückten Paradies, zufrieden mit den Früchten, die auf den Bäumen wachsen, zufrieden mit den plätschernden Fontänen, in denen sie ihre zarten Glieder



Der Rosengarten im Schloß von Agra.

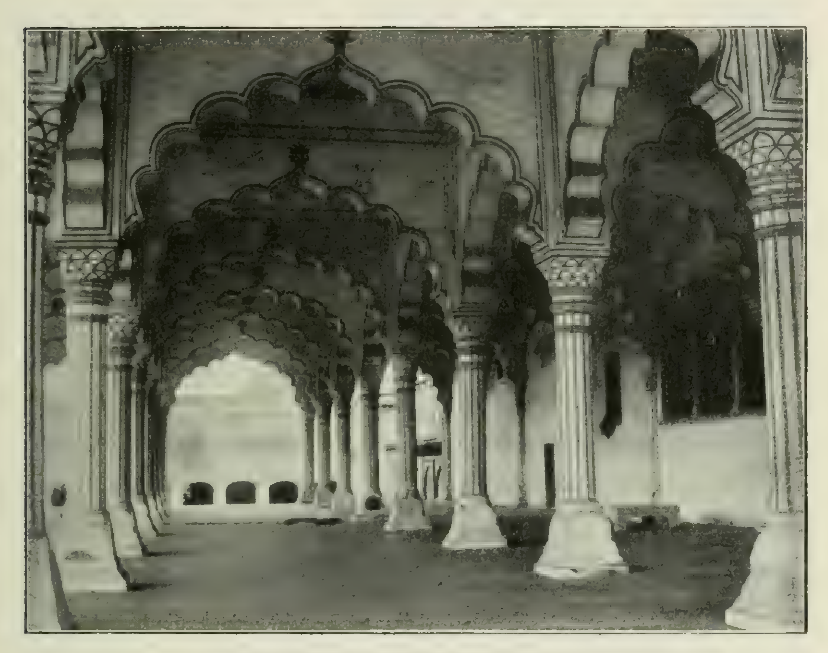
baden, und mit dem Gesang der Vögel, dem Getümmel der buntfarbigen Papageien, welche die Luft erfüllen! Weit weg, tief unten ist die irdische Welt, der sie in diesem Olymp entrückt sind und auf die sie, in den herrlichsten weißen Marmorglorietten ruhend, hinabblicken, das grüne Band des heiligen Flusses zu ihren Füßen, jenseits davon Gärten, Felder, Häuser der Erdenmenschen, deren Arbeit und Kummer und Alter sie nicht kennen. Und darüber wölbte sich in ewiger Klarheit das tiefblaue olympische Himmelszelt, dem dieses

irdische Paradies scheinbar so nahe ist. So zeigte sich mir der Groß-mogulnpalast von Agra, und während ich diese Zeilen schreibe, steht er in seiner blendenden Weiße, seiner Reinheit klar vor mir — denn dieser erste Anblick ist unvergeßlich für jeden Glücklichen, dem er zu teil geworden.

Er wirkte noch eindrucksvoller auf mich, denn ich hatte kurz vorher in anderen Hindustädten die riesigen Tempel und Pagoden, Mausoleen und Paläste der Anhänger Vischnus und Siwas gesehen, über und über bedeckt mit scheußlich bemalten, grotesken Fratzen, abstoßenden Menschen- und Tiergestalten, obszönen Bildern, ein Über- und Durch- und Ineinander von Tausenden von Göttern des indischen Olymps, mit Affen- und Elefantenköpfen, Dutzenden von Armen und Beinen. Und hier diese heitere, erhebende Einfachheit und Leichtigkeit! Ich hatte kurz zuvor auch die großen Kasernenbauten, Riesenpaläste der Großstädte gesehen, mit vielen Stockwerken übereinander, alles dicht zusammengedrängt, Treppen auf, Treppen ab, Platz sparend, statt in die Breite in die Höhe gebaut. Und hier alles nur ebenerdige Räume nebeneinander, oder durch luftige Galerien verbunden, mit Gärten, Wasserbassins, marmorgepflasterten Höfen zu beiden Seiten.

So bauten sich die Großmoguln, vor allem Schah Jehan, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ihre Paläste. Den größten Teil ihrer Zeit im Felde draußen, auf Kriegs- und Eroberungszügen, voll von rauhem Leben, Entbehrungen, Gefahren, schufen sie sich in Agra, ebenso wie in Delhi, ein Buen-Retiro, wo sie sich in stiller Behaglichkeit mit ihren Frauen erholen, ausruhen, vergnügen konnten. Ähnlich wie ihre wilden Vorfahren, die Mongolenfürsten, an das Zelt-leben gewöhnt, bauten sie sich auch ihre Paläste, als wären es nur Zelte aus Stein, ohne Fenster, ohne Türen oder Skulpturenschmuck, direkt auf den Erdboden, die Plafonds als gerippte Dome, wie die aus Stoff bestehende Zeltdecke, getragen von Pfeilern und Säulen, so leicht wie Zeltstangen. Und wie sie ihre Zeltwände nur mit ge-blümten Stoffen oder Spitzen behängen konnten, so ist auch die Aus-

schmückung ihrer Paläste mit Mosaik, Pietra Dura-Einlagen aus Edelgestein und kunstvoll durchbrochenen Marmorplatten nur gewissermaßen eine Nachbildung der ersteren. Ebensowenig wie in ihren Zelten besaßen sie auch in ihren Palästen Einrichtungsstücke — keine Stühle, Tische, Betten, Diwans —, sondern belegten den Steinboden mit Teppichen. Ähnlich machten es auch die Sarazenensultane in der



Audienzhalle der Großmoguln in Agra.

Alhambra, und in der Tat, das Großmogulnschloß von Agra erschien mir wie diese, nur in ein Gewand von weißen Spitzen gekleidet.

Der erste Bau, der mir auffiel, war die prächtige Perlmoschee mit ihren drei Kuppeln, Moti Muschid, vielleicht die edelste, formenreinste, die je gebaut wurde, ganz aus blendendweißem, fleckenlosem Marmor, der wie überhaupt das Material für die unzähligen anderen Gebäude auf Kamelrücken oder in Zebukarren aus dem fernen Jeypur herbeigebracht werden mußte! Anschließend daran breitet sich ein großer

umschlossener Platz aus, an dessen Ostseite sich der Diwan i Am erhebt, eine herrliche Säulenhalle mit einem Steinthron in der Mitte der Langseite. Hier erteilten die Kaiser öffentliche Audienzen, während ihre Frauen durch die im Hintergrunde aufgestellten Marmorgitter, selbst unsichtbar, zusehen konnten. In der Mitte des Platzes erhebt sich — das Grabmal eines Engländers (!), der ungenannt bleiben soll. Welche Geschmacklosigkeit, an der Stelle, wo Akbar der Große, Schah Jehan und Jehandschir gehaust haben! Hierher gehören die Standbilder dieser drei Kaiser in ihrem vollen Ornat und kein Engländer, wer immer es sei!

Die wenigen Stufen hinter dem steinernen Kaiserthrone emporsteigend, gelangte ich zu dem Matschi Bhanan oder Fischplatz, der zur Kaiserzeit mit Wasser gefüllt war. Eine marmorne Säulenhalle zieht sich ringsum, eine breite Terrasse tragend, von welcher man den herrlichsten Ausblick auf die Umgegend genießt, mit dem Tadsch Mahal, diesem edelsten Grabtempel, der je gebaut wurde, im Mittelpunkte. Ein niedriger Steinthron bezeichnet die Stelle, wo Schah Jehan in seinen Mußestunden die Angel auswarf, um zu fischen! Das kennzeichnet diesen großen Herrscher. Er, der Ungestüme, der auf seinen geschichtlichen Kriegszügen als Sieger so vieler Schlachten Königreiche eroberte, der in Bergen von Juwelen wühlen konnte, das größte Reich der damaligen Zeit mit vielen Millionen Menschen beherrschte, freute sich wie ein Kind, wenn ein Fischlein an seiner Angel zappelte! Und damit es ihm in seinem feenhaften Buen-Retiro nicht an zarter Abwechslung fehlte, baute er auf der gleichen Terrasse ein marmornes Prachtgebäude für seine Frauen. Unweit davon besaßen diese ihre eigene Moschee, Nadschina Muschid, von Schah Jehan gebaut, der wohl nicht ahnen mochte, daß sein eigener Sohn und Nachfolger, der wilde Großmogul Aurangzeb, ihn sieben Jahre lang in diesem Gebäude gefangen halten würde! Darunter liegt ein kleiner Hofraum, wo die Händler ihre Waren zur Schau stellten, während die königlichen Damen sie von der Terrasse oben in Augenschein nahmen, eine

Einrichtung, die ich auch an den indischen Fürstenhöfen der Gegenwart gefunden habe.

Weiterschreitend auf den blendendweißen Marmorplatten, geschaffen für die unbekleideten Füße der Fürsten und ihrer Damen, bei denen auch noch heute keine Beschuhung üblich ist, gelangte ich auf eine kleinere Terrasse mit einem schwarzen Steinthron, von wo die Kaiser, geschützt durch eine Mauer, den blutigen Tiger- und Elefantenkämpfen zusahen. An der Südseite dieser Terrasse erhebt sich ein Gebäude, das mir trotz all des Schönen, das ich bisher gesehen, doch wieder neue Begeisterung erweckte, der Diwan-i-Kas, d. h. die Halle der Auserlesenen, die Privataudienzhalle der Kaiser. Ein Wunder von Schönheit mit ihren Säulenreihen, ihrem herrlichen Wandschmuck von Pietra Dura-Arbeit, aus Edelsteinen zusammengesetzt, ihren wunderbaren Skulpturen, wie in Elfenbein geschnitzt. Und nun folgten bei jedem meiner Schritte Wunder auf Wunder: der unbeschreiblich schöne Jasminturm, ein Juwelenkästchen, das der vornehmsten der Sultaninnen als Wohnsitz diente, mit eingelegten Edelsteinen, Karneolen, Achaten, Jaspis, Malachit und Lapislazuli, aber auch mit Rubinen, Smaragden, ja selbst Diamanten! Oder das Schisch Mahal, ein Baderaum, mitten von klarem Wasser durchflossen, das einige Marmorstufen herabstäubte, die Wände und Decke ganz bedeckt mit unzähligen Spiegelchen; der Boden ist von reichornamentierten Bassins und Fontänen eingenommen. Oder die Reihe von Privatgemächern, ausgestattet mit einem unbeschreiblichen Reichtum an Gold, Edelsteinen, Mosaik, Steinschnitzereien, oder das Schachbrett auf dem Boden, wo die Kaiser mit ihren Günstlingen Patschisi, ein dem Schach ähnliches Spiel mit lebenden Figuren, den schönsten Jungfrauen Indiens, gespielt haben. Wer von den Spielern eine Figur nahm, durfte sie behalten. Oder die Gärten, die — was soll ich noch aufzählen von der Fülle des Schönen, dessen Beschreibung Bände füllen würde? Alles, alles ist, wie gesagt, nur der Freude des Lebens, der Wonne, dem Zeitvertreib gewidmet, und doch befinden sich unterhalb dieses

Palastes Katakomben, weite Hallen, wo mit den Geschöpfen, welche sich die Gunst der Kaiser verscherzt hatten, kurzer Prozeß gemacht wurde. Ihre enthaupteten Körper fielen in ein Verlies, durch welches sie in den Dschamnafluß gespült wurden.

Wo so viel Licht war, gab es auch viel Schatten, und des Abends in mein Hotel zurückgekehrt, saß ich noch Stunden, um den märchenhaft klingenden Erzählungen eines gelehrten Hindus zu lauschen, der mir das glänzende Leben, aber auch die Untaten und Laster am Hofe der Großmoguln an der Hand historischer Beispiele schilderte.

* * *

Agra war immer der Sitz verschiedener bedeutender Industrien, zu welchen vornehmlich die Gold- und Silberstickerei und Teppichweberei gehörten. In der letzteren macht sich seit einer Reihe von Jahren der Einfluß eines Deutschen, Herrn Weyland, in besonderer Weise geltend, und seine große Fabrik mit zahllosen indischen Webern ist eine Sehenswürdigkeit der Stadt. In Bezug auf Stickereien stehen die Indier im Verein mit den Chinesen seit Jahrtausenden unübertroffen da.

Eines Morgens kam ich im Johri-Basar bei einem Kaufladen vorüber, aus welchem eben die Gräfin Galloway, eine Halbschwester des früheren englischen Premierministers Lord Salisbury, heraustrat. Im Kaufladen selbst war nichts Besonderes zu sehen, aber im Hintergrunde führte eine steile, finstere Treppe ins erste Stockwerk. Die besseren indischen Kaufleute halten ihre Schätze gewöhnlich vor der Menge verborgen im „oberen Stübchen". Über der Tür standen die Worte: „Ganeshi Lall & Son, Juweliere, Goldsticker und Kuriositätenhändler". Kein beturbanter Jüngling hängte sich hier an meine Rockzipfel, niemand flüsterte mir ins Ohr, doch einzutreten, er hätte die schönsten Sachen „all very cheap". Das reizte mich, die Treppe emporzuklettern. Oben waren in einem geräumigen Zimmer eine Reihe verhängter Glaskästen aufgestellt, an den Wänden standen ver-

schlossene Truhen, und auf den feinen Matten am Boden kauerten mit verschränkten Beinen zwei feiste Indier in weißem Kaftan mit breiten, bunten Turbanen. Mit was sie dienen könnten? fragte mich der eine in vortrefflichem Englisch. Stickereien? Oder Schmucksachen? Damit ließ er durch seinen Kollegen ein paar Glasschränke öffnen und ein paar Waren hervorholen, die nicht schöner und nicht teurer waren, als Tausende anderer, die ich in verschiedenen Läden Indiens gesehen. Als er wahrnahm, daß mich diese Dinge nicht befriedigten, wurden bessere hervorgeholt, und schließlich rückte er mit sehr schönen Stickereien heraus, sorgfältig in Tücher und Seidenpapier verpackt. Eine nach der anderen wurde auf dem Boden ausgebreitet. Köstliche Tischtücher und Bettdecken, mit den denkbar feinsten Gold- und Silberstickereien, prächtige Goldbrokate, die zartesten Saris aus Seide, mit Gold- und Silberbordüren. Meine Bewunderung schien dem Verkäufer zu schmeicheln, wir kamen ins Gespräch, er ließ Tee herbeibringen, und endlich begann er, seine wertvollsten Schätze aus den Koffern und Kästen auszukramen, darunter Halsbänder, Ohren-, Nasen- und Zehenschmuck für indische Damen, mit haselnußgroßen Diamanten, Perlen, Rubinen, Smaragden. Als schönstes Stück zeigte er einen Becher, mit Edelsteinen bedeckt, welcher dem Großmogul Jehandschir, dem Erbauer des Tadsch Mahal, gehört haben soll. „Diese Sachen," meinte er, „führe ich nur nebenbei. Meine Spezialität sind Goldstickereien." Dann sah er mich zögernd lange an und fügte endlich bei: „Ich will Ihnen etwas zeigen, was wir eben fabrizieren, die schönste Stickerei, die wir jemals gemacht haben. Wir arbeiten schon seit sechs Monaten daran." Damit erhob er sich schwerfällig, lud mich ein, ihm zu folgen, und wir gingen in den Hinterhof, wo in ein paar dumpfen Räumen eine Anzahl Indier saßen und an Stoffen stickten, die in große Holzrahmen gespannt waren. Er zog von einem dieser Stoffe die schützende Leinwand, und ich sah ein Stück grauer Seide mit den wunderbarsten Blumenstickereien in Silber vor mir. Die Sticker hatten vorher das ganze Gewebe mit Blumengirlanden, haupt-

sächlich Rosen mit Knospen und Blättern, in Seide und mit den natürlichen Farben gestickt, und waren nun daran, diese Stickereien mit haarfeinen Silberfäden zu übersticken. Dabei schimmerten die bunten Farben doch durch die dünne Silberdecke und der Effekt des Stückes wurde dadurch bedeutend erhöht. „Was Sie hier sehen," sagte mir der Kaufmann, „ist das Krönungskleid Ihrer Majestät. Sie hat Lady Curzon, die Vizekönigin, beauftragt, es zu bestellen. Lady Curzon hat mich im letzten Herbst nach Kalkutta kommen lassen und mir den Auftrag übergeben. Was das Kleid kosten wird? Ich kann es noch nicht sagen. Wir arbeiten, wie gesagt, schon ein halbes Jahr daran. Der Silberfaden, mit dem meine Leute sticken, ist aus blanken Rupienstücken gezogen. Aus einer Rupie (etwa 1 Mark 40 Pfennig) ziehen wir Fäden von 800 Meter Länge. Jetzt sind wir in einigen Tagen fertig, und ich werde den Stoff selbst nach Kalkutta bringen."

Augenscheinlich war ich bei dem besten Sticker von Indien. Er hat bereits eine Reihe der vornehmsten Damen Europas mit gestickten Stoffen und Brokaten versehen, deren Preis Summen bis zu tausend Pfund Sterling betrug, und doch war sein ganzes Etablissement auf ein paar Stuben im Hinterhofe seines Hauses beschränkt. Seine Arbeiter, durchwegs Männer, haben ihre Kunst von ihren Vätern und Großvätern gelernt, ebenso wie sie ihre Kinder und Enkel, die bereits an ihrer Seite sich geschäftig machen, lehren. Das eigentümliche Kastenwesen bringt dies mit sich. So groß auch der Einfluß sein mag, den die Engländer im Laufe des letzten Jahrhunderts ihrer Herrschaft auf die Indier ausgeübt haben, mit ihren Industrien sind sie dieselben geblieben, natürlich mit Ausnahme der Baumwollindustrie, Jutespinnerei und anderer erst aus der englischen Ära stammenden Industrien. Besonders die Baumwollindustrie hat sich in ungeahnter Weise entwickelt. Im Jahre 1904 zählte man in Indien an 50000 Webstühle und 5¼ Millionen Spindeln. Das in der Baumwollindustrie angelegte Kapital belief sich auf 220 Millionen Mark und die Zahl

der Arbeiter erreichte nahe 200 000. — In den Jutefabriken mit zusammen 400 000 Spindeln und 20 000 Webstühlen sind 125 000 Arbeiter beschäftigt, in den Jutepressen 21 000 Arbeiter, in den Baumwollpressen 75 000, in den Indigofabriken 81 000. Selbst die Eisen- und Bronzeindustrie hat sich in dem alten Indien so sehr entwickelt, daß heute in ihr über 20 000 Arbeiter tätig sind.

* * *

Wenn heute nach so vielen Jahrzehnten englischer Herrschaft unter dem indischen Dreihundertmillionenvolke ein Name aus der alten großen Zeit der Großmoguln noch lebendig ist, so ist es jener Akbars, des bedeutendsten Kaisers aus der Mongolendynastie Timurs. Noch jetzt nennen die Hindus die großartige Residenz Akbars, diese märchenhafte Schöpfung des Kaisers, nicht Agra, sondern Akbarabad, noch heute erzählen sie sich von seinen Großtaten auf dem Schlachtfelde und dem glänzenden Leben an seinem Hofe, der wohl alle Pracht des Morgenlandes überstrahlt hat. Von seinem Vater Humayan erbte er ein kleines Königreich rings um Agra und Delhi, und als er nach halbhundertjähriger Regierung starb, umfaßte sein Reich das ganze Hindostan, vom Dekkan bis zum Himalaya, vom Golf von Bengalen bis gegen Turkestan. Seine Einkünfte erreichten eine Milliarde nach damaligem Gelde, heute wohl das Fünffache an Wert.

Wer Akbar in seiner Intimität und seiner Häuslichkeit kennen lernen will, kann dies in seinem zauberischen Marmorschlosse in Agra nicht so gut tun, wie in einer Stadt, die einige Wegestunden weiter westlich liegt, seine ureigenste Schöpfung, ein hindostanisches Versailles, ein Traum in Stein, ein Märchen vergangener Zeiten, die Dornröschenstadt F a t i h p u r - S i k r i, Stadt der Siege.

Schon die Fahrt dahin brachte mich aus der nüchternen Gegenwart in die orientalische Märchenwelt. Als wären alle Menschen in Tiere verzaubert worden, Tausende und aber Tausende von ihnen, war ich bald umgeben von einem wahren Paradies von Tieren. Auf den

Feldern Störche und Kraniche, Reiher und scheußliche Aasgeier, die sich bei der Annäherung meines Wagens gar nicht die Mühe gaben, davonzufliegen, sondern ungeschlacht, wie erzürnt darüber, von so erbärmlichen Wesen, wie die Menschen, aus ihrer Ruhe aufgescheucht zu werden, auf die nächsten Steintrümmer humpelten. Die Bäume des Weges waren ganz gefüllt mit kleinen fremdartigen Vögeln von buntem Gefieder, die sich in dem Labyrinth von Ästen und Blättern umhertummelten, und hüpften sie dabei durch einen Sonnenstrahl, dann flimmerte und glühte ihr glänzendes buntes Gefieder wie Tautropfen, welche die Sonne durchscheint. Dazu ein Singen und Trillern, ein Gezwitscher und Geplapper von Fröhlichkeit und Übermut. Auf den weiten von Menschen entblößten Gefilden stolzierten zahllose wilde Pfauen, darunter die königlichen weißen, umher, und hoben sie sich zum Fluge, dann glänzte das Gefieder in allen Farben, wie ein Glasprisma, das in der Sonne vom Winde bewegt wird. Und dazu Papageien in ganzen Schwärmen und kreischende schwarze Raben, die in das ganze zauberische Tierleben einen häßlichen Mißton brachten.

Nach dreistündiger Fahrt sah ich vor mir auf einem sanften Höhenrücken die verzauberte Stadt auftauchen, nicht eine Stadt mit Wohnhäusern und Hütten, Märkten und Tempeln für gewöhnliche Sterbliche, sondern eine Stadt von Palästen und Riesentoren, Minaretten und massiven Türmen, welche den ganzen Höhenzug bedeckte, eine Stadt für Könige, aus weißem Marmor und rotem Sandstein, die sich von dem Azur des Himmels und dem Grün des umgebenden Landes zauberhaft abhob. Je näher ich kam, desto mehr überwältigten mich die riesigen Verhältnisse dieser Stadt — ein Königsschloß größer, massiger, fremdartiger als Versailles oder Windsor. Kuppeln von Moscheen, die mich an die persischen erinnerten, dazwischen die zierlichsten Pagoden und mehrstöckigen Galerien mit Säulen so leicht und elegant, als wären sie aus Stahl gebaut. Ringsum keine Menschenseele: ich fuhr durch ein mächtiges Tor, durch sonnige mit Mosaik und Steinplatten belegte Straßen an zauberhaften, mit Skulpturen ganz

überzogenen Gebäuden, an Marmorbassins und herrlichen Grabdenkmälern vorbei, durch Moscheehöfe und verwüstete Gärten, nirgends ein menschliches Wesen! Und doch war die Mehrzahl dieser merkwürdigen Gebäude in einer sehr gelungenen Verbindung von persischem und Hindustil erbaut, mit all den Schönheiten des einen und Seltsamkeiten des anderen, so wohl erhalten, daß sie einem ganzen Dutzend von Königen und Königinnen mit ihren Hofstaaten heute noch als Residenz dienen könnten. Wie kam es nur, daß hier, in dieser Stadt für Tausende, niemand mehr weilte? Warum ist sie verlassen, warum überhaupt gebaut worden?

Ursprung und Geschichte von Fatihpur-Sikri lesen sich wie ein morgenländisches Märchen, das man auch dafür halten müßte, würde diese Königsstadt nicht in Wirklichkeit dastehen. Oder ist sie nur eine Fata Morgana? Das Traumbild einer erhitzten Phantasie? Nein, ich weilte ja mitten darin, hörte das Rasseln meines Wagens auf dem kostbaren Pflaster, las die Inschriften auf Moscheen und Palästen. Fatihpur-Sikri ist das bleibende Denkmal einer vorübergehenden Königslaune, die Schöpfung des prächtigsten und größten aller Herrscher des indischen Reiches.

Akbar war ein weiser und machtvoller Herrscher und besaß alles, was die gütige Mutter Natur aus ihrem reichen Füllhorn zu vergeben hat, nur eines fehlte ihm: der Kindersegen von seiner rechtmäßigen Gattin. Wohl wurden ihm Söhne und Töchter geboren, doch wurden sie ihm alle schon in ihrer Kindheit fortgerafft. So beschloß er denn eine Pilgerfahrt zu dem heiligsten mohammedanischen Fakir seines weiten Reiches, Moimeddin, im fernen Adschmer zu unternehmen, dessen Ruf bis zu ihm gedrungen war. Seine Gattin sollte ihn begleiten. Nicht weniger als fünfhundert Kilometer waren zurückzulegen, und das mußte zu Fuß geschehen. Dabei durfte die Begam, das heißt die Kaiserin, von keinem anderen Menschenauge gesehen werden, und so wurden denn zu beiden Seiten des mit Teppichen belegten Weges auf Meilen Stoffstreifen gespannt. Jeden Tag wanderten die kaiserlichen

Pilger elf Kilometer weit, und während sie in kostbaren Zelten der Nachtruhe pflegten, erneuerten zahllose Sklaven die Stoffwände. Türme bezeichnen heute noch die Stellen, wo sich die kaiserlichen Zelte erhoben.

Als Akbar endlich das ferne Adschmer erreichte, erschien ihm der Fakir in einer Vision und gebot ihm, sich nach dem roten Sandsteinfelsen von Sikri zu begeben, wo ein sehr heiliger alter Einsiedler, namens Scheich Selim, lebte. Dieser würde Akbars Fürsprecher bei Allah sein. Der Großmogul begab sich in der Tat mit seiner Gemahlin nach Sikri, und der Fakir verhieß dem Kaiser in Bälde einen Sohn. Die Kaiserin mußte in einer bescheidenen Hütte nahe der Höhle des Heiligen wohnen bleiben, und siehe da, nach Ablauf der erforderlichen Zeit wurde sie Mutter eines Knaben, des späteren Großmoguls Jehandschir.

Akbar der Große war dem Fakir für seine Mithilfe zur Erreichung seines Lebenswunsches so dankbar, daß er beschloß, in Zukunft in der Nähe des weisen Mannes zu wohnen, um seiner Ratschläge nicht zu entbehren. Und da der Einsiedler die Felsen von Sikri nicht verlassen wollte, baute sich Akbar dort die feenhafte Stadt Fatihpur, zum Andenken an seine vielen siegreichen Feldzüge die Stadt der Siege genannt. Es erforderte die jahrzehntelange Arbeit von vielen Tausenden, dazu viele Millionen Geldes, um auf dem nackten Felsboden Paläste, Gärten, Regierungsgebäude, Moscheen, Bäder und Wasserbassins herzustellen. Nicht genug damit, in der Ebene unten wurde ein großer künstlicher See, über dreißig Kilometer im Umfang, gegraben, und die ganze Stadt, über zehn Kilometer im Durchmesser, mit starken Festungsmauern, Türmen und Basteien umgeben.

Im Jahre 1570 wurde mit diesem Werke für Titanen begonnen und Akbar selbst leitete jahrzehntelang die Arbeiten, während er gleichzeitig von Fatihpur aus, wo auch seine Minister und sein ganzer ungeheurer Hofstaat wohnten, das hindostanische Reich regierte.

Je größer die Stadt wurde, je mehr Fürsten und Feldherren,

Staatsmänner und Volk an den Kaiserhof kamen, desto unbehaglicher fühlte sich der heilige Fakir. Gestört in seinen Gebeten, ließ er eines Tages Akbar zu sich kommen und sagte ihm, einer von beiden, er oder der Kaiser, müßte Fatihpur verlassen, ein Zusammenleben wäre ferner unmöglich. Man würde es kaum für glaubhaft halten: der Groß-mogul, der mächtigste Herrscher seiner Zeit, überließ seine feenhafte Stadt dem Fakir und zog mit seinem Hofstaat und seinem ganzen Regierungsapparat nach Agra!

Als der Heilige starb, wurde seine Leiche im Mittelpunkte eines großen, von Säulengängen umgebenen Hofes beigesetzt und über seiner Asche erhebt sich heute ein Grabdenkmal, wie es im ganzen Osten des Erdballs nur wenige gibt, ein Reliquienkästchen von der entzückendsten Filigranarbeit in weißem Marmor, mit perlmutterbesetzter Ebenholz-türe und dem schönsten eingelegten Wandschmucke. Es erscheint gar nicht wie ein Werk von Menschenhand. Wäre es nicht im tropisch-heißen Indien, sondern irgendwo im kalten Norden, man könnte glauben, ein Winterfrost hätte es aus Tau über Nacht hervorgezaubert, wie er die schönsten, feinsten Eisblumen auf Glasscheiben zaubert; und man fürchtet beinahe, es könnte im warmen Sonnenschein schmelzen, in nichts vergehen!

Und während ich in Bewunderung versunken davorstand, hörte ich menschliche Schritte hinter mir. Die professionellen Fremdenführer, Hindugesindel, kamen herangelaufen, um ihre Dienste anzubieten. Alle hatten dabei Zeugnisse von mehr oder minder berühmten Fremden aufzuweisen, alle rühmten sich, direkte Nachkommen des heiligen Fakirs Scheich Selim Tschisti zu sein! „Nehmen Sie mich, Eure Lordschaft, mich, mich! Gott ist groß, Sie sind gut, mich, mich!" und dabei suchte jeder alle anderen zu verdrängen, bis endlich einer den vordersten Platz erobert hatte. Der Stärkste an Kraft, der Schwächste in der Sprache, denn er stotterte ganz entsetzlich: „I—i—i—ich b—b—bin b—b—bester F—Führer." Am schlimmsten schienen ihn die F's herzunehmen. Es dauerte eine ganze Weile, ehe er das Wort F—atihpur herausbrachte.

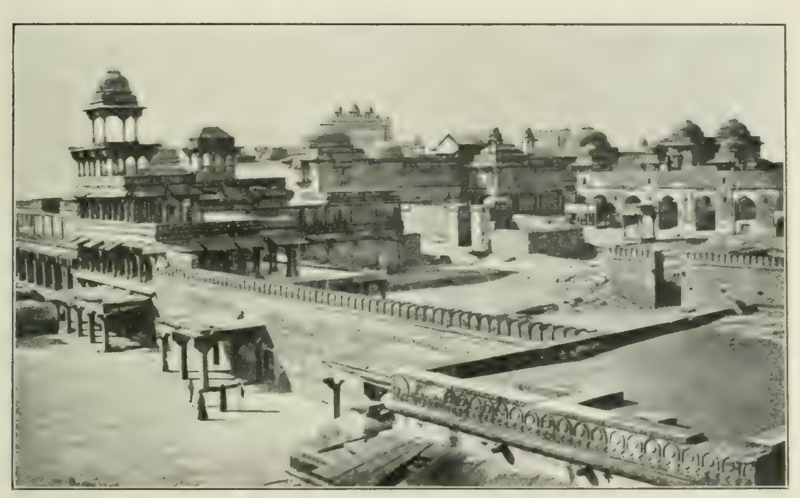
Aber ich dankte auch für diesen F—F—Führer, denn ihr Papageien-geplapper ist in so herrlichen Orten nur störend. Mir war es unendlich lieber, durch dieses schier endlose Gefolge von Höfen, Palästen, Säulen-reihen, Palästen allein zu wandern, und ich wunderte mich nur, mit welch zarten Fingern Vater Zeit über diese majestätischen Fassaden, die herrlichen Skulpturenwände hinweggeglitten ist. Draußen außer-halb der Tore hat er rücksichtsloser gehaust, denn die Seen sind ver-schwunden, die Basare und Kaufhäuser liegen in Trümmer, über-wuchert von Schlinggewächsen, welche alle Fugen durchdringen und alle Steine von ihren Unterlagen sprengen.

Das schönste Tor, das Siegestor, Buland-Darwagah, ist ein Dom oder vielmehr eine Moschee für sich, von riesigen Verhältnissen und den herrlichsten Details. Die schweren Torflügel sind ganz mit Huf-eisen und Nägeln überkleidet, denn die Heiligkeit des Ortes ist so groß, daß nicht nur Menschen, sondern auch Pferde geheilt werden, wenn man nur ihre Hufeisen als Opfergabe darbringt. Über dem Eingang steht jene berühmte Inschrift, welche beweist, wie Akbar be-strebt war, allen Religionen gerecht zu werden. In der Tat berief er Schriftgelehrte und Priester aus allen Nachbarländern, Moham-medaner wie Buddhisten, Hindus wie Christen, um allen Religionen das Beste zu entnehmen und eine neue Religion zu gründen, die zu seinen Lebzeiten auch viele Anhänger fand, mit seinem Tode indessen wieder unterging. Die Inschrift lautet: „Isa (Jesus), mit dem der Friede sein möge, sprach: Die Welt ist eine Brücke, schreite darüber, aber baue kein Haus darauf. Die Welt besteht nur eine Stunde (für dich), verwende sie zum Gebet."

Akbar war indessen der erste, der diesen Mahnungen kein Gehör schenkte, denn seine freie Zeit vertrieb er sich mit schönen Frauen, von denen er eine sehr interessante Kollektion besaß. Die Geschichtschreiber sprechen von fünftausend aus aller Welt gesammelt, selbst eine christ-liche Portugiesin war darunter, die einen herrlichen Palast bewohnte. Noch schöner war der Palast seiner Hindufrau, der Tochter seines

Günstlings und Ministers Birbal, ein zweistöckiger Marmorbau, buchstäblich so bedeckt mit den zartesten Skulpturen, daß man kaum ein Stückchen groß wie eine Handfläche ohne sie findet. Dabei ist der ganze Palast ohne ein Stückchen Holz oder Eisen aufgeführt. Selbst die Böden sind aus mehreren meterlangen aneinandergelegten Steinen gebildet.

Für den allgemeinen Harem dienten zahlreiche andere minder reich geschmückte Gebäude, und als Versammlungsort, eine Art Damenklub,



Haremsgebäude in Fatihpur-Sikri.

baute ihnen der vielverheiratete Großmogul den Pantsch-Mahal, eine fünfstöckige Kolonnade, bei welcher jedes obere Stockwerk kürzer als das untere war, so daß das oberste nur einen kleinen zierlichen Kiosk von vier Säulen bildete.

Der Großmogul selbst besaß nur ein einfaches Schlafgemach, das Kwabgah, das heißt Haus der Träume, im Mittelpunkt der Haremsgebäude. Er brauchte es kaum auszuschmücken, denn wahrscheinlich wurde es von ihm nur selten benutzt. Ein Labyrinth unterirdischer Gänge verband es ja mit den verschiedenen Palästen seiner Frauen, und verabschiedete er sich an der Türe des Kwabgah von seinen Dienern,

dann geschah es wohl nur, um nicht im Kwabgah, sondern in einem der Zenanaräume die Nacht zuzubringen. Die vielen indischen Prinzessinnen, die er heiratete, verhalfen ihm zu nutzbringenden Allianzen mit den Nachbarfürsten, und die übrigen Frauen verschafften ihm angenehmen Zeitvertreib. Gordon Cumming erzählt in dem Werke „On the Indian Plains", die Tausende von Akbars Frauen seien in Kompanien eingeteilt gewesen, mit Kommandanten und einem Generalissimus an der Spitze; nach welchen Verdiensten die Beförderung erfolgte, wird leider nicht gesagt. Jede Frau hatte neben dem eigentlichen weiblichen Berufe noch bestimmte Verrichtungen zugewiesen und die inneren Angelegenheiten des Zenana sollen sich mit ebensoviel Ordnung und Regelmäßigkeit abgespielt haben, wie beim Militär.

Nahe dem fünfstöckigen Damenklub breitet sich ein Hof aus, mit schwarzen und weißen Steinen nach Schachbrettart gepflastert, und hier wurde von Akbar und seinen Günstlingen das berühmte Patschisi gespielt. Jeder Spieler brachte sechzehn jungfräuliche Sklavinnen von großer Schönheit zum Spiele und stellte sie auf seinen Feldern auf. Je vier waren in Weiß, Blau, Rot und Gelb drapiert. Dann bezeichneten die in erhöhten Säulenpavillonen sitzenden Spieler den lebenden Figuren die Felder, welche sie besetzen sollten, und wem es zuerst gelang, vier Sklavinnen auf die Mittelfelder zu manövrieren, gewann die zweiunddreißig Jungfrauen. Daraus ist wohl anzunehmen, daß dieses Spiel nur alle zwei bis drei Monate einmal gespielt werden konnte.

In dem Palastlabyrinth gibt es auch vielverschlungene dämmerige Korridore, in welchen der große Kaiser sich dadurch die freie Zeit zwischen seinen Staatsgeschäften vertrieb, daß er mit jungen Sklavinnen, die nur in ihre Anmut gekleidet waren, Luka-Luki, eine Art Versteckenspiel, spielte. Welche Preise hier dem Gewinner zufielen, wird nicht gesagt.

Dennoch war Akbar ein weiser und gerechter Herrscher, nach orientalischem Maßstab gemessen. Täglich Morgens begab er sich in die Gerichtshalle, einen weiten Raum, dessen Decke von roten Sand-

steinsäulen mit prächtigem Skulpturenschmuck getragen wird. In der Mitte steht eine stärkere, noch schöner geschmückte Säule, auf deren breitem Kapitell der Thron für den Kaiser stand, mit anderen Sitzen für die Minister. Jeder, von den großen Würdenträgern bis zu den elendesten Parias, konnte hier täglich den Kaiser sprechen, und war die Audienzzeit vorüber, so zog sich Akbar durch eine der vier gedeckten Galerien, welche von dem Säulenthron oben nach außen führen, in seine Privatgemächer zurück.

Eines der merkwürdigsten Bauwerke von Fatihpur liegt außerhalb der Stadtmauern jenseits des großen Karwan-Serai (Karawanserai), ein zwanzig Meter hoher runder Turm, vom Fuße bis zur Spitze mit Nachbildungen von Elefantenzähnen besetzt, welche wagrecht von den Mauern abstehen. Dies ist der Hiran-Minar, das heißt Hirschturm, denn von seiner Spitze soll Akbar nach Wild geschossen haben, das ihm von den Treibern zugetrieben wurde.

Nahe der großen Moschee erhebt sich einer der schönsten Paläste, jener der Tochter des Maharaja von Jodhpur, welche Akbar sich zum Weibe erbat und damit eine Verbindung mit dem ältesten Fürstenhause Indiens, der berühmten Sonnendynastie, erreichte. — Es ist ganz unmöglich, ohne Palette und Zeichenstift auch nur annähernd ein Bild dieses Palastes zu entwerfen. Wie muß er erst ausgesehen haben damals, als die Hinduprinzessin mit ihren Hofdamen hier weilte, als sie in dem nahen Marmorbassin ihre Bäder nahmen oder in dem Rosengarten dahinter lustwandelten! Als in den Stallungen, wo heute noch an den steinernen Futtertrögen die eisernen Ringe zum Festmachen der Tiere zu sehen sind, Tausende von Pferden und Kamelen standen, als in den Mauern sich Hofleute und Fürsten, gewappnete Krieger, malerische Herolde, bunte Dienerscharen bewegten!

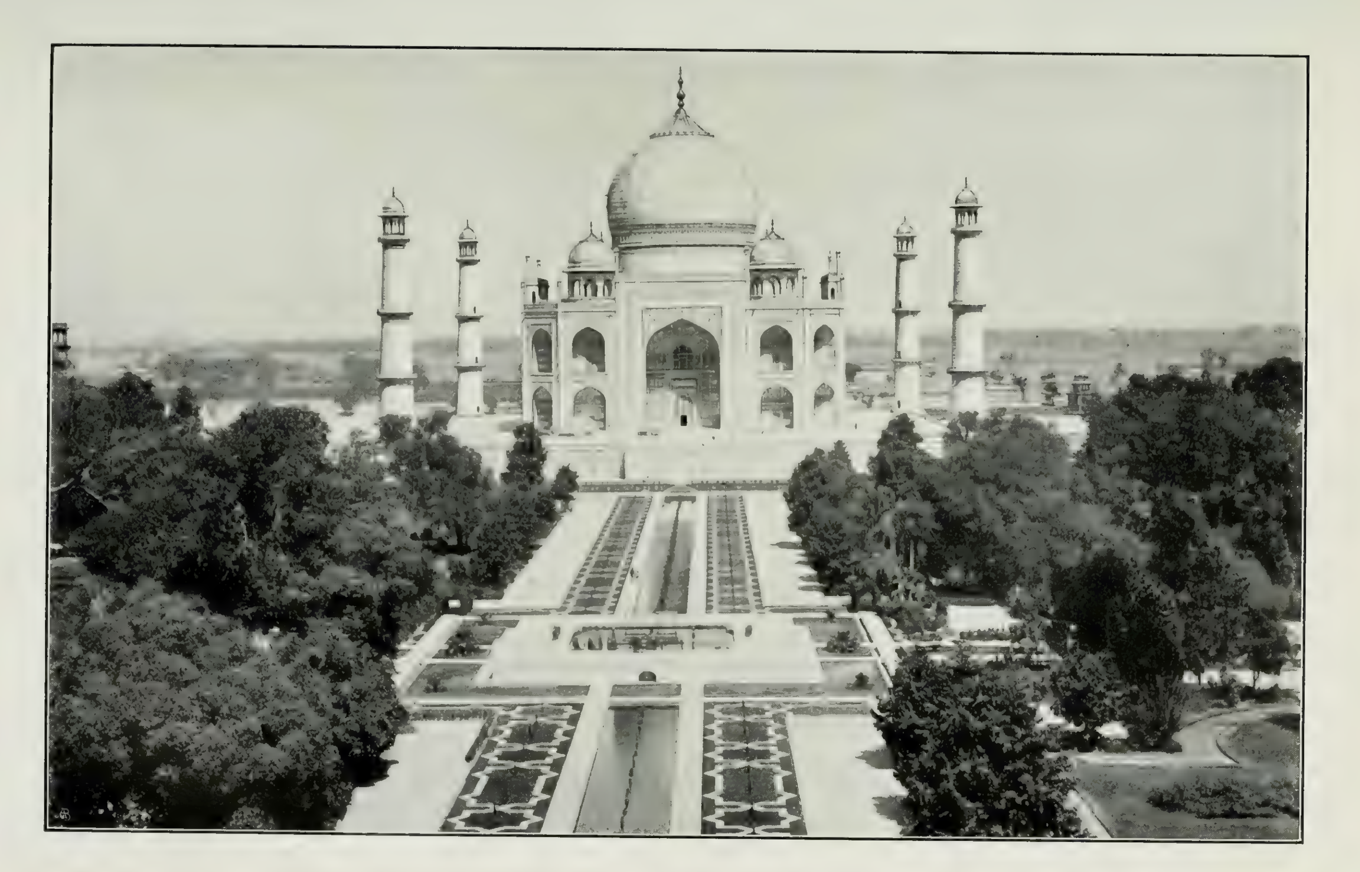
Ein Wort Akbars des Großen, und mit der ganzen Herrlichkeit von Fatihpur-Sikri war es für immer zu Ende. Jahr um Jahr verrinnt, und noch immer hat sich kein menschliches Wesen gefunden, das in dieser Zauberstadt wohnen und seine Schönheit auf die Dauer genießen

würde. Auf den Terrassen tummeln sich buntgefiederte Tauben; durch die weitgeöffneten Fenster der Paläste schwirren zahllose Papageien; in den Dschangeln zu Füßen der Dornröschenstadt lauern Leoparden, nicht selten auch Tiger auf Beute, und in dem einstigen Königsarchiv, heute ein Dak-Bungalow, lauern armselige Fremdenführer auf Touristen.

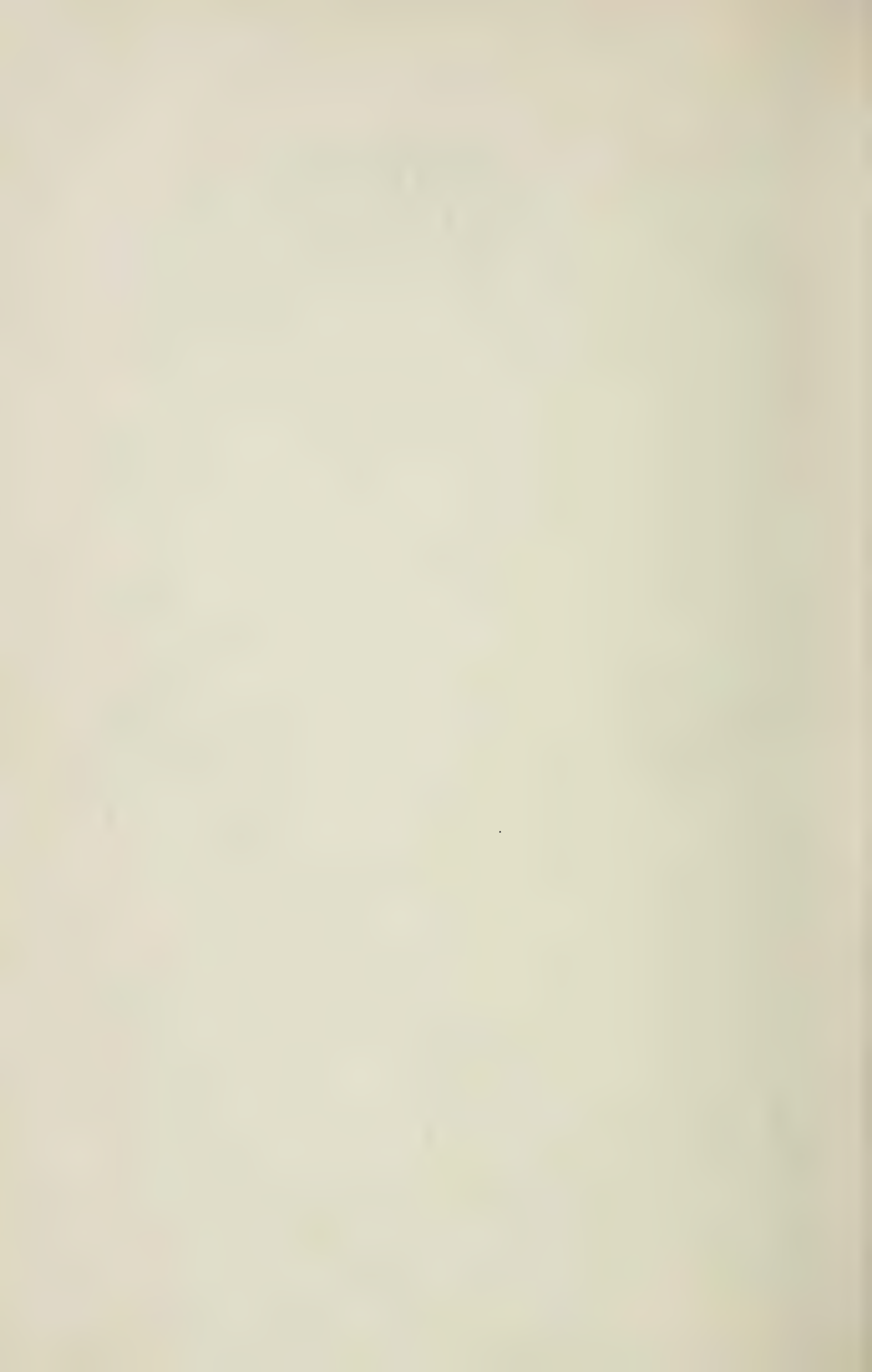
19. Tadsch Mahal,
das Grabdenkmal einer indischen Kaiserin.

Von all den Wundern Hindostans ist keines feenhafter, edler, reiner, keines hinterläßt auf den Beschauer einen tieferen Eindruck, als das berühmte Grabmal der Sultanin Ardschamand Banu Begam, der Gemahlin des Großmoguls Schah Jehan. Von der Brücke, die sich in kühnen Bogen über die grünen Fluten des heutigen Stromes Dschamna spannt, hatte ich es auf der Eisenbahnfahrt nach Agra zuerst gesehen. In der Ferne hob sich dieses weiße Marmorwunder aus dem Dunkelgrün hoher Zypressen und Granatbäume empor, mit seinen blendend weißen Kuppeln und schlanken weißen Minaretten, seinen Glorietten und Türmchen, scharf aus dem klaren tiefblauen Himmel hervortretend, so traumhaft, so unbeschreiblich seltsam und erhaben, daß es schien, als hätte sich der Himmel selbst geöffnet, um den armen Sterblichen einen Blick in das Heim der göttlichen Gewalten zu gestatten. Aber nur einen Blick und dann war das Zauberbild hinter den dräuenden Mauern der Festung von Agra verschwunden, die den Marmorpalast der Großmoguln umschließt.

Den ersten Tag meines Aufenthaltes in der einstigen Hauptstadt des großen indischen Reiches hatte ich zur Besichtigung dieses Marmorschlosses verwendet, das seit Baber, dem „Tiger", dem kühnen Nachkommen Dschingis Khans, bis auf Bahadur Schah allen Großmoguln als Residenz gedient hat. Hier haben Akbar der Große, Jehan-



Der Tadsch Mahal (Grabmoschee der Sultanin Ardschamand Banu Begam) in Agra



dschir und sein Sohn Schah Jehan, die drei berühmtesten in der langen Reihe, Hof gehalten, hierher brachte Jehandschir seine Braut Nurjehan, die Tochter eines Persers namens Mirza Chiyas, der von Teheran an den glänzenden Hof der indischen Kaiser gekommen war, um hier sein Glück zu suchen. Durch die Vermählung seiner Tochter mit dem mächtigen Großmogul wurde er selbst zu einem berühmten und einflußreichen Mann, dem nach seinem Tode eine der schönsten Grabmoscheen Indiens errichtet wurde. Sein Sohn Asaf Khan kam mit seinen Töchtern häufig zum Besuch seiner kaiserlichen Schwester an den Hof. So lernte der Thronfolger Schah Jehan seine Base Ardschamand kennen, allen Beschreibungen nach eine entzückende Mädchengestalt voll Sanftmut und Reinheit. Bald darauf nahm er sie zum Weibe, und als er im Jahre 1628 selbst den goldenen Thron seiner Väter bestiegen hatte, ernannte er sie zur Mumtaz-i-Mahal, d. h. zur „Erwählten des Palastes". Der mächtige Kaiser, den das rauhe Kriegshandwerk einen großen Teil seiner Zeit im Felde hielt, der Königreiche eroberte, zahlreiche Fürsten unterwarf und ganz Indien unter sein Zepter brachte, wurde zum Sklaven der kleinen, lieblichen Sultanin, an deren Seite er das Glück seines Lebens fand. Der Herrscher erfüllte alle ihre Wünsche, umgab sie mit allen Herrlichkeiten der damaligen Zeit und zauberte ihr zwei Kilometer außerhalb Agra, an den Ufern des Dschamna, aus dem Wüstenboden einen Garten, der an lauschiger Schönheit in Indien seinesgleichen sucht. Hier wurden die seltensten Tropenbäume gepflanzt, die schönsten Blumenbeete angelegt, marmorne Bassins, zahlreiche Fontänen geschaffen und die wohlbeschatteten Wege mit weißen Marmorplatten belegt, um die nackten Füßchen der zarten Prinzessin zu schonen, wenn sie mit ihren Damen hier lustwandelte. Der Garten, von einer hohen Mauer umschlossen, wurde zu ihrem Lieblingsaufenthalt, und als sie, nachdem sie ihrem geliebten Kaiser sieben Kinder geschenkt, bei der Geburt des achten im fernen Süden Indiens starb, ließ der Kaiser ihre Leiche nach Agra bringen und in diesem

Hesperidengarten beisetzen. Dann beschloß er, ihr dort ein Grabmal zu errichten, wie es die Welt noch nicht gesehen. Die ersten Baumeister Hindostans wurden damit beauftragt und fremde Künstler, wie Austin von Bordeaux, Geronimo Verroneo aus Venedig, sowie ein byzantinischer Meister herbeigerufen, um an dem Baue mitzuwirken. Kamel- und Karrenkarawanen schleppten jahrelang den kostbaren, fleckenlosen weißen Marmor aus Jeypur herbei, der Großmogul öffnete seine Schatzkammern, um den Bau mit Edelsteinen zu schmücken, die Rajas und Nabobs Indiens steuerten Gaben dazu bei, zwanzigtausend Arbeiter waren siebzehn Jahre beim Baue beschäftigt, und er verschlang die damals ungeheure Summe von ungefähr fünfzig Millionen Mark!

Als das köstliche Werk aber vollendet dastand, besaß die Welt nun ein Wunder mehr, und Indien hatte seine Krone. Selbst das Abendland besitzt nur wenige Bauten, die sich an Schönheit der Formen, Reinheit des Stils, Kostbarkeit des Materials mit diesem berühmten Tadsch Mahal vergleichen lassen, wenn schon verglichen werden soll. Was aber dafür herbeigezogen werden kann, etwa der Dom in Köln oder jener von Mailand oder die Peterskirche in Rom, sind so grundverschieden von dem Tadsch Mahal, daß höchstens nur von einem Gesamteindruck die Rede sein kann. Und dieser ist entschieden beim Tadsch Mahal am ruhigsten, erhebendsten und edelsten. Ist es die Schönheit seiner Linien? Ist es die blendende, schneeige, unschuldsvolle Weiße seines Marmors? Ist es die stille Erhabenheit seiner Umgebung, dieser großartige alte Park mit seinen hohen dunkelgrünen Bäumen, seinen Blumen und das Tiefblau des Himmels, in welchen die schöngeschwungenen Kuppeln, die stolzen hohen Minarette hineinragen? Und dazu die Einsamkeit, der berauschende Duft von Rosen, Orangenblüten und Jasmin, der stets hier herrscht? Ich könnte es nicht sagen. Ich weiß nur, daß dem Zauber, der mich angesichts dieses Wunderwerkes umfing, großenteils ein tief menschliches Gefühl zu Grunde lag. Denn dieses Grabmal ist gleichzeitig und vor-

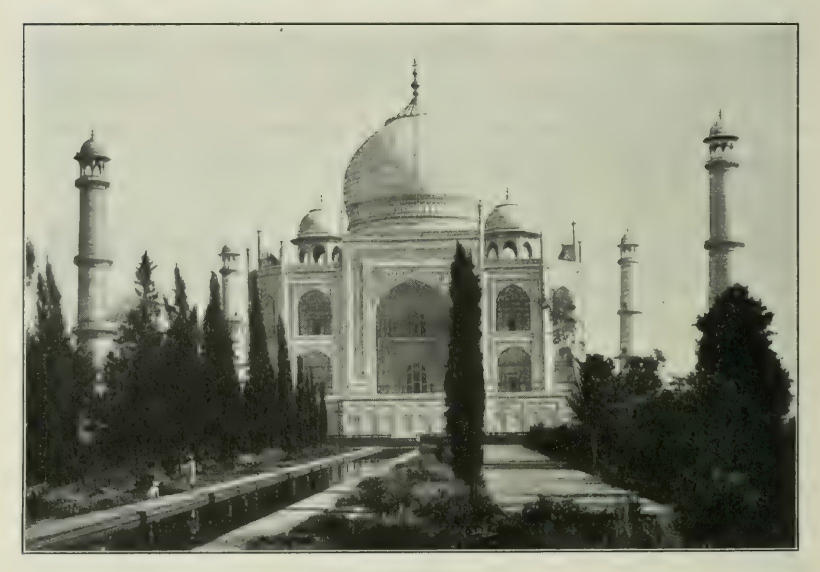
nehmlich ein Denkmal einer mächtigen, über das Grab selbst hinaus-reichenden Liebe zweier Menschenherzen, zweier Gatten! Der er-greifende Ausdruck hingebungsvoller Dankbarkeit eines Kaisers für die Mutter seiner Kinder. Eine Erinnerung an sie, die ihm das Leben verschönt hat und die er noch im Tode ehren wollte. Freilich konnte er, der über das damalige größte Reich der Erde als All-gewaltiger herrschte, dem ungezählte Millionen Menschen auf einen Wink gehorchten und der über die größten Reichtümer gebot, das Leben der geliebten Gattin auch nicht um einen Tag verlängern, damit er sie aber noch im Tode stets vor Augen haben könnte, ließ er ihre Grabmoschee an den Ufern des heiligen Dschamna errichten, an einer Stelle, wohin die Fenster seines Zauberschlosses in Agra blickten.

Seine Liebe zur Mutter seiner Kinder wurde ihm von den letzteren nur teilweise vergolten. Sein eigener Sohn, in dessen Adern das Blut Timurs und Dschingis Khans rollte, entthronte ihn und hielt ihn sieben Jahre lang in seinem eigenen Schlosse gefangen. Aber seine edle Tochter Jehanara, der Güte und Zartheit und Liebe ihrer Mutter nachstrebend, blieb während seiner langen Gefangenschaft als Pflegerin an seiner Seite. Sie starb unvermählt und in Delhi stand ich andachtsvoll vor ihrem Grabe, das im Gegensatz zu dem großartigen Mausoleum ihrer Mutter nur ein einfacher Grabstein deckt. In persischer Sprache stehen darauf die Worte:

„Laß mir das grüne Gras, das über meiner Leiche wächst; solch Schmuck allein ist einer Toten wert; Jehanara heißt, die hier begraben liegt; ihr Vater war Jehan, der Großmogul; mög' Gott ihm seine Gnade weihen.“ Die Jahreszahl darunter ist 1681.

Eine gute Straße führt von Agra zwischen Feldern und den Trümmern zerstörter Paläste zu dem großen ummauerten Park, über dessen Eingang sich ein majestätischer Torbau erhebt, selbst ein Kunst-werk ersten Ranges, und so mächtig mein Drang war, die Grabmoschee des Tadsch Mahal zu erreichen, ich mußte hier doch bewundernd meine

Schritte innehalten. Aus rotem Sandstein aufgeführt, wölbt sich der persische Spitzbogen, umsäumt von weißen Marmorlinien, wohl auf zwanzig Meter Höhe. An den Ecken treten Türme hervor, gekrönt von entzückenden Säulenpavillonen, und über der Torwand selbst erheben sich in doppelten Reihen zwei Dutzend kleiner zierlicher Marmorkuppeln. Die Wände dieses gewaltigen Baues sind mit reizenden Arabesken und Blumenornamenten aus verschiedenfarbigen Steinen

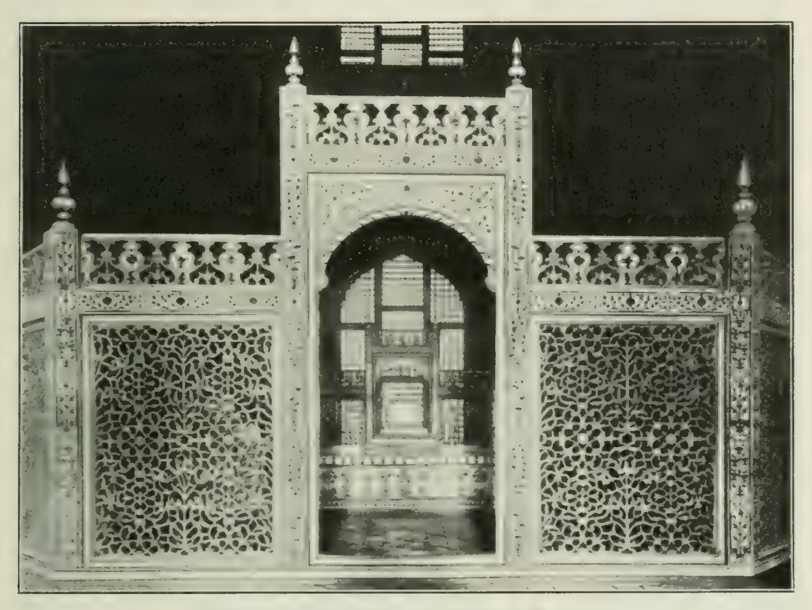


Tadsch der Agraquelle.

eingelegt, die zarteste Miniaturarbeit. Diese Großmoguln entwarfen ihre Bauten wie Titanen und führten sie wie Elfenbeinschnitzer aus.

Jenseits des Torbaues erreichte ich den Park. Hinter den schnurgeraden Alleen riesiger Zypressen ragen alle möglichen Bäume der Tropenwelt empor; zwischen dem dunklen Grün glühen Orangen, reifen Bananen; unter schlanken Palmenkronen sah ich Pomalos, Dattelbüschel, Kokosnüsse, in den Blumenbeeten ein buntes Gewirr der verschiedensten Blüten, deren Wohlgeruch die Luft erfüllte. Vom Torbau zieht eine Avenue von der Breite eines Boulevards bis zum

entgegengesetzten Ende in schnurgerader Linie, ganz mit blendenden Marmorplatten belegt, in der Mitte durchrieselt von kristallklarem Wasser, aus welchem an zwei Dutzend Fontänen ihre Strahlen emporsenden. Ihr Regen benetzt lange Reihen von ornamentierten Blumenbeeten und schmalen Rasenflächen, die sich zu beiden Seiten des Kanals entlang ziehen. Schon diese Avenue hat in der Welt



Sarkophag im Innern des Tadsch Mahal.

nicht ihresgleichen. An ihrem Ende erhebt sich der zauberhafte Bau des Tadsch Mahal wie eine Fata Morgana, aus Himmelshöhen widergespiegelt! Mit wahrer Gier nahm ich das hehre Bild in mein Inneres auf, verfolgte bewundernd die edlen Umrisse, die schön geschwungenen Kuppeln, die mit den herrlichsten Basreliefornamenten und Mosaiken geschmückten Spitzbogen der Fassade, in steter Furcht, irgend etwas könnte dieses Traumbild an Schönheit wieder plötzlich meinen Blicken entziehen.

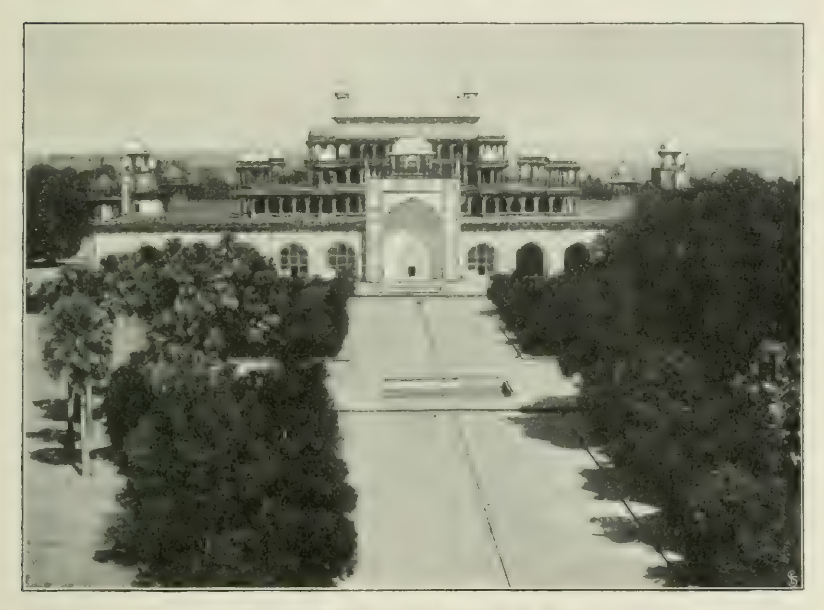
Endlich stand ich vor der an hundert Meter breiten, sechs Meter hohen

Terrasse, auf welcher sich, wie ein Altar, der Tadsch Mahal aufbaut, und wagte kaum, das Heiligtum indischer Baukunst zu betreten. Aufbaut, sage ich, und doch schien es mir, als wäre dieser Tadsch nicht von der Erde aus allmählich aufgebaut worden, er steht da, als wäre er fertig aus höheren Regionen zur Erde herabgesenkt worden, die weiße Marmorkrone von Indien, von ganz Asien, denn in ihm verkörpert sich das Schönste, Edelste dieses größten Kontinents der Erde.

An die achtzig Meter hoch ragt die blendende Marmorkuppel empor, trotz der Schwere des Materials luftig und leicht, umgeben von vier kleineren entzückenden Trabanten und ringsum reihen sich, auf dem Rand des flachen Daches aufgesetzt, zahlreiche kleine schlanke Türmchen, deren kupferne Spitzen im Sonnenlichte glänzen. An den Ecken der Plattform, an zwanzig Meter von der Grabmoschee entfernt, erheben sich vier schlanke runde Minarette.

Endlich wagte ich näher zu treten und durch das majestätische Tor zu schreiten, dessen Riesenfenster wie mit weißen zarten Spitzen verhängt sind, fingerdicke Marmorplatten in so kunstvollen Mustern durchbrochen, daß man in der Tat an zu Stein gewordene Spitzen denken könnte. Sie gewähren nur gedämpftem Licht den Eintritt in das Innere, dessen Wände den schönsten Triumph der musiven Kunst darbieten, der irgendwo zu finden ist; denn selbst in Italien wird man vergebens nach so wunderbar ausgeführtem Mosaik suchen, wie jenes, welches diesen Tempel ziert. Alle möglichen Blumen, Tulpen, Oleander, Lilien, mit Blüten und Blättern, dazu Arabesken und andere Ornamente sind hier in die spiegelglatten Marmorwände eingelegt. Das Material dafür bilden buntfarbige Edel- und Halbedelsteine. Acht Korridore führen aus dem mittleren Hauptraume nach einfacheren Seitenkapellen von der gleichen Zahl. Altäre, Kanzeln, Bilder, Statuen, Lüster, Sitze, Teppiche fehlen vollständig, alles ist Marmor und Edelstein, und doch machen diese Räume nicht den Eindruck der Leere. Weilt doch hier der Geist einer Frau, die an Anmut, echter Weiblichkeit und Seelengröße hervorragend gewesen sein

muß, wenn sie einen Kaiser wie den großen Schah Jehan zu ihrem Sklaven machen konnte. Ihre irdische Hülle ruht an der Seite jener ihres Gatten in einer Gruft unter der Mittelhalle. Gerade über diesen kleinen, einfachen Sarkophagen stehen in der Halle selbst zwei andere leere; der Kaiser hat jenem seiner geliebten Gattin den Ehrenplatz im Mittelpunkte angewiesen. Der seine, etwas länger und um eine Spanne höher, liegt daneben. Rings um diese beiden Sarkophage



Grabstätte Akbars des Großen in Agra.

zieht sich auf Manneshöhe eine Wand von Fingerdicke, aus riesigen Marmorplatten bestehend und doch anscheinend so leicht wie Spinnengewebe, denn sie sind in der kunstvollsten Weise anscheinend von Elfenbeinschnitzern ornamentiert und durchbrochen worden. Durch ihr Gewebe, das sich wie ein weißer Spitzenvorhang rings herumzieht, erblickte ich die Sarkophage.

Während ich in Bewunderung versunken dastand, ließ der Grabwächter mit seiner Stimme drei dumpfe, langgezogene Töne erschallen

und als wäre dieser Bau wahrhaftig aus höheren Sphären herabgekommen, in denen Engel wohnen, erklang es wie eine tausendstimmige Antwort von ihnen, ein traumhaftes Loblied der Liebe von zauberischer Wirkung, das allmählich schwächer wurde und sich in der Ferne verlor, als wären die unsichtbaren Heerscharen, die diese hehren Räume erfüllen, wieder von dannen gezogen.

Zu beiden Seiten des herrlichen Grabtempels erheben sich zwei Marmormoscheen, die an irgend einem anderen Orte als Wunderwerke angestaunt würden, aber hier, von dem Glanz des Hauptbaues überstrahlt, in den Hintergrund gedrängt werden, dazu Kioske, Tempelchen, Torbauten, alles mit der reizendsten Ausschmückung. Solange ich in Agra weilte, kam ich täglich hierher, um mich nach dem geschäftigen Leben und dem Lärm, der sich mir in der Stadt zeigte, an der erhabenen Einsamkeit zu erfrischen, an dem Anblick dieses einzigen Tadsch Mahal zu laben. Zu jeder Tageszeit, sogar in der Nacht, wo mir der Wunderbau im fahlen weißen Mondlicht noch zauberhafter erschien. An dieser heiligen Stätte weilend, lernte ich den Sinn der Inschrift über der Eingangspforte erst verstehen: „Dessen Herz rein ist, wird in den Garten Gottes eingehen."

Der Tadsch Mahal ist das großartigste Grabdenkmal nicht nur Agras, sondern auch der Erde. Aber Agra besitzt in seiner nahen Umgebung noch zwei andere Grabdenkmäler oder vielmehr Grabmoscheen, welche selbst von jenem der Sultanin nicht überschattet werden können, nämlich das Grabmal des berühmtesten aller Großmoguln, Akbar des Großen und des Großvaters der Sultanin von Schah Jehan, des erwähnten Mirza Ghiyas, der in Indien unter dem Namen Itimadu ud Daulah bekannt ist. Akbars Moschee erhebt sich nahe Sikandarah, von Agra ungefähr acht Kilometer entfernt. In fünf zurücktretenden Stockwerken, wie eine Stufenpyramide sich aufbauend, früher ein majestätischer ernster Bau mit zahlreichen Terrassen, Säulenhallen, Türmchen, Galerien, Kiosken, Pavillonen. Die vier unteren Stockwerke sind aus rotem Sandstein, die daraufgesetzten

Eckbauten und Einfassungen, ebenso wie das oberste Stockwerk aus blendend weißem Marmor mit den herrlichsten Steinarbeiten von ähnlicher Feinheit wie beim Tadsch Mahal. Wie dort, ruhen auch hier die irdischen Überreste des Großmoguls in der Gruft darunter, während ein ganz ähnlicher Sarkophag in der Mitte des ungedeckten, von einer Säulengalerie umgebenen obersten Stockwerkes liegt. An



Grabmoschee Mirza Chinas' in Agra.

seinem Kopfende steht ein brusthoher Pfeiler, der einst den sagenumwobenen Kohinur, den größten Diamanten der Welt, zu Deutsch „Berg des Lichtes", trug. Von dem Perserkönig Nadir Schah auf seinem Raubzuge nach Indien mitgenommen, ist er heute im Besitz des englischen Großmoguls, des Königs Eduard von England, und eine Nachbildung davon wird im englischen Kronschatz im Londoner Tower aufbewahrt.

20. Gwalior und die Scindiafürsten.

In weitem Halbkreise breiten sich rings um Agra eine Reihe von Eingeborenenstaaten aus, das große Reich Alwar im Nordwesten, dann Bhartpur, Dholpur, endlich die ganze Menge der Fürstentümer von Bundelkhand, die bis nach Rewa, südlich des vielbesuchten Wallfahrtsortes Allahabad am Ganges reichen. Unter diesen Bundelkhandstaaten ist Gwalior der größte mit einem Landkomplex und einer Bevölkerung so groß wie etwa Württemberg und Baden zusammengenommen. Die Hauptstadt von Gwalior, gleichen Namens wie der Staat, ist von Agra in wenigen Stunden per Eisenbahn zu erreichen.

Der Maharaja von Gwalior, dem ich ein Empfehlungsschreiben brachte, hatte die Freundlichkeit, mich während meines Besuchs seiner Hauptstadt als seinen Gast zu behandeln. Er ist ein großer Herr, der auch den Engländern Respekt einflößt, verfügt über ungeheure Reichtümer und einen ebenso ungeheuren Namen, für welchen ich um Platz in den nächsten Zeilen bitte. Er heißt Maharaja Madho Rao Scindia Bahadur, Seinath Mansur-i-zaman Fidwi-i-Hazarat-i-Malika-i-Muazama Rafi Uddarja-i-Inglistan. Der geneigte Leser ist wohl damit einverstanden, daß ich ihn kurzweg als Maharaja Scindia bezeichne, denn Scindia ist der Name seiner Dynastie. Sie ist nicht von hohem Alter, denn der Ur-Urgroßvater des jetzigen Fürsten bekleidete die Stellung eines Leibpantoffelträgers bei Seiner Hoheit dem Peshwa Ranodschi. Er mußte die fürstlichen Pantoffel mit besonderer Tapferkeit hinter seinem Herrn umhergetragen haben, denn der Peshwa ernannte ihn nach mehrjähriger bewährter Dienstleistung in dieser Eigenschaft zum Kommandanten seiner Leibgarde. Allmählich schwang sich der Gardekommandant Scindia zum anerkannten Führer seines Volksstammes, der Maratha empor, eroberte ein Fürstentum nach dem anderen und hinterließ seinem Sohn ein Königreich, das bis auf den heutigen Tag unter dem Namen Gwalior besteht. In der Geschichte Indiens

spielten die fürstlichen Nachkommen des Pantoffelträgers eine hervorragende Rolle und ihre orangegelbe Flagge hat auf vielen Schlachtfeldern Schrecken unter die Feinde getragen. Das Wappenbild der Scindia sollte eigentlich ein Pantoffel sein, war doch der Stammvater ein Pantoffelheld in des Wortes verwegenster Bedeutung, allein die Scindia wählten statt dieses historischen Bildes für ihr Wappen eine Sonne und eine vielgewundene Kopraschlange.

Der heutige Maharaja ist Ehrengeneral der britischen Armee, besitzt das Großkreuz des Bath-Ordens und ist einer der wichtigsten und mächtigsten Fürsten Indiens. Das, sowie sein Königreich hat er vornehmlich dem Umstande zuzuschreiben, daß seine Vorfahren in den Kämpfen der Indier gegen die Engländer in weiser Berechnung sich auf die Seite der letzteren schlugen, und besonders während des großen „Mutiny“ im Jahre 1858 mit ihrer Armee der englischen Sache sehr wichtige Dienste leisteten. Das hinderte die Engländer indessen nicht, ihrem Bundesgenossen aus Dankbarkeit das wichtigste Stück seines Landes, die starke Festung abzunehmen, welche sich über der Hauptstadt Gwalior erhebt und zu den wichtigsten strategischen Punkten von Indien gehört. Schon aus der Ferne sah ich von meinem Wagenfenster aus den fast vertikal aus der weiten fruchtbaren Ebene emporsteigenden Felsen aufragen, welcher, von mächtigen Festungswerken gekrönt, die Stadt und Umgebung beherrscht. Man denke sich den Felsen von Ehrenbreitstein zwanzigmal so groß, fünfmal so hoch und mit fünfmal so hohen und starken Mauern, Türmen und Bastionen umschlossen, dann hat man ein Bild des berühmten Felsens von Gwalior. Den konnten sich die Engländer nicht entgehen lassen, und so baten sie ihren Bundesgenossen, den Vater des jetzigen Maharaja, mit dem Zaunpfahl, doch die Freundlichkeit zu haben, ihnen seine Feste abzutreten. Der alte Herr mochte über die Dankbarkeit der Bundesgenossen seine eigenen Gedanken hegen, es war nichts zu machen. Die Festung war von der Mutiny her von Rotröcken besetzt, mit englischen Kanonen gespickt, wie sollte er sie daraus vertreiben? Sein Thron war ihm lieber als

die Festung, und er schenkte sie den Engländern. Jetzt aber weht wieder die orangegelbe Fahne der Scindia über Gwalior, und Gwaliors Soldateska hält die Feste besetzt. Wie das kam, darüber erzählte man mir in Gwalior eine sehr heitere Geschichte.

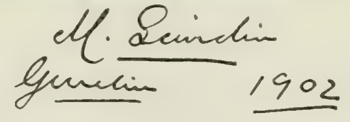
Eines Tages erhielt die englische Regierung aus Indien ein Schreiben von dem Vater der jetzigen Hoheit. Er sei ein alter Mann, dem Tode nahe, und wolle nicht sterben, ohne seinem Nachfolger wenigstens die nähere Umgebung seiner Hauptstadt so intakt zu hinterlassen, wie er sie von seinen Vorfahren übernommen hatte. Man möge ihm doch die Festung wieder abtreten, er wolle dafür ein Stück Land an der Südgrenze seines Reiches, das Fürstentum Jhansi, abtreten und eine beträchtliche Summe Geldes zahlen. Gutmütig, wie die Engländer schon sind, willigten sie ein, die ohne einen Schatten von Recht von ihnen besetzte Festung dem Eigentümer zurückzugeben, steckten dafür den Staat Jhansi ein, und der Maharaja von Gwalior schickte ihnen auch eine Wagenladung von Silber, mehrere hunderttausend Rupien. Kaum war die letzte englische Kanone, der letzte Rotrock aus den Toren von Gwalior, so kam auch schon der alte, plötzlich gesund gewordene Maharaja mit einer Anzahl Leute in die Festung, ließ einen verschütteten unterirdischen Gang bloßlegen, und bald war es klar, warum der Fürst seinem Nachfolger auch die Festung Gwalior hinterlassen wollte: In den Katakomben lag der ganze ungeheure Familien- und Staatsschatz verborgen, im Werte von vielen Millionen, der den heutigen Maharaja wieder zu einem der reichsten Fürsten von Indien machte!

Der Maharaja versteht es, sein Geld in nobler Weise auszugeben und empfängt seine Gäste in wahrhaft fürstlicher Weise. Auf dem Bahnhofe in Gwalior erwartete mich ein Hofwagen, der mich und mein Gepäck nach kurzer Fahrt in das sogenannte Musafir Khana, d. h. Haus für Reisende, brachte. Ein schöneres, besseres Hotel habe ich in Indien nicht angetroffen, weder in Bombay noch in Kalkutta, noch anderswo. Als der Wagen sich dem Musafir Khana näherte,

hielt ich den zierlichen, eleganten, einstöckigen Bau für die Zenana irgend einer der vielen Gattinnen des Fürsten, einer jungen hübschen Lieblingsgattin, so reizend hebt sich das Palais mit seinen vielen indischen Türmchen, weißen Marmorskulpturen und Veranden aus dem Grün des gut gepflegten Gartens. Unter der gedeckten, mit Zierpflanzen geschmückten Einfahrt empfingen mich ein paar indische Diener, die Korridore und Treppen, die Empfangssäle und Schlafzimmer sind mit kostbaren indischen Teppichen bedeckt und ich erwartete schon in dem elegant möblierten großen Salon oder sonst irgendwo in einem Boudoir von irgend einer schönen Huri empfangen zu werden — der Maharaja ist ja ein so vornehmer Herr! — aber es war keine da. Ich war überhaupt in dem ganzen Palais allein, hätte in sechs Schlafzimmern schlafen, in sechs Badezimmern mein Bad nehmen können — Dejeuners und Diners wurden in splendider Weise ganz nach europäischem Muster serviert, die Speisen waren vorzüglich zubereitet, und das Beste dabei — Hotelrechnung mit Licht und Service gab es keine!



Der Maharaja von Gwalior.



Als ich wieder die Equipage bestieg, um nach der Festung zu fahren, setzte sich ein englisch sprechender Hofbeamter des Fürsten mir gegenüber, um als mein Cicerone zu fungieren. Auf halbem Wege ließ er halten, um mir eine entzückende Moschee, das Grabmal eines mohammedanischen Heiligen, namens Muhammad Ghaus, zu zeigen, eines der schönsten und edelsten Denkmäler aus der berühmten Epoche der indischen Großmoguln. Was Muhammad Ghaus an Heiligkeit geleistet haben mußte, um sich ein so kostbares Grabmal zu verdienen, war mir gleich — es gab so viel daran zu bewundern, daß ich ihn selbst darüber vergaß. Die vielen Riesenfenster sind mit dünnen Platten aus köstlichem weißem Marmor verkleidet, die nach Muscharabi-Art in der kunstvollsten Weise durchbrochen sind, so zart und fein wie Elfenbeinschnitzereien. Dicht neben der Moschee erhebt sich auf weißen Marmorsäulen ein Pavillon mit dem Grabdenkmal des berühmten mohammedanischen Musikers Tansen, neben welchem noch ein zweiter Tonkünstler begraben liegt. Das schöne Grab wird von einem riesigen Tamarindenbaum beschattet, den er selbst gepflanzt haben soll. Das Kauen der Blätter dieses Baumes verleiht dem Betreffenden wundervollen Wohlklang und Weichheit der Stimme, und die Sängerinnen von Indien, die vielgenannten Nautschmädchen, wallfahren in großer Zahl nach Gwalior, um an dem Grabe Tansens zu beten und von den Blättern zu kauen. Die unteren Äste der Baumkrone sind deshalb auch ganz kahl, und die Grabwächter, die aus diesen Wallfahrten der schönen Tänzerinnen große Einnahmen ziehen, haben sich Baumscheren auf langen Stangen eingerichtet, mit denen sie mir auch ein paar Zweiglein herunterholten. Ich nahm sie sorgsam mit nach Europa und stelle sie gern unserem singenden Theatervölkchen zur Verfügung; denn so manchem Sänger, so mancher bleichgesichtigen Nautschdame in Deutschlands Gauen wäre das Kauen eines ganzen Astes lebhaft zu wünschen.

Jenseits von Tansens Grab gelangten wir in die Straßen einer Stadt mit einer großen Zahl schöner Häuser mitten zwischen elenden

Lehmhütten und einfachen ebenerdigen Wohnstätten, alle mit flachen Dächern, gedeckt mit großen Schieferplatten. Mein Cicerone sagte, dies sei Gwalior. Straßen auf, Straßen ab fand ich keine menschliche Seele, die Häuser waren leer und verlassen, Fenster und Türen standen weit offen, die Paläste sind verlassen, schöne Marmorarbeiten sind zur Hälfte ausgebrochen. Und dies soll Gwalior sein? Wo waren denn die Bewohner dieser Hauptstadt eines so großen Staates? Gwalior existiert nicht mehr. Diese Jahrtausende alte Stadt geht gänzlich dem Verfall entgegen, und im nächsten Jahrhundert wird sie in Ruinen liegen. Die Ruinen werden aber lange nicht den tief traurigen Eindruck auf den Besucher machen, wie die leeren, verlassenen Straßen von heute.

Als zu Beginn des vorigen Jahrhunderts der Pantoffelträger und spätere Fürst Rao Scindia die Stadt Gwalior einnahm, schlug er mit seiner Armee das Lager auf der entgegengesetzten Seite der Felsenfestung mitten in der Ebene auf. Es gefiel ihm dort, und er blieb. An die Stelle der Zelte traten Häuser, und rasch entstand um die Residenz des Fürsten eine neue Stadt, Laschkar genannt. Am Fürstenhofe war Leben, Handel, Verkehr, die Basarinhaber und Gewerbetreibenden von Gwalior siedelten nach Laschkar über, die übrigen Einwohner und der Adel folgten im Laufe des Jahres, und heute ist Laschkar die Hauptstadt, Gwalior aber ist verlassen und verödet.

Jenseits dieses indischen Pompeji ragen die gewaltigen Festungswerke empor, welche den einzigen Zugang zu der weit über hundert Meter hoch vertikal aus der Ebene aufsteigenden Felsenfeste beschützen. Soldaten in malerischen, aber zerlumpten Uniformen stehen an den mehrfachen Toreingängen und präsentierten ihre Gewehre, als ich an ihnen vorbei in den ersten Hof fuhr. Jenseits gewahrte ich eine den vertikalen Felsen entlang führende Straße, so steil, daß es unmöglich ist, im Wagen hinauf zu kommen, aber der gastfreie Maharaja sorgte für alles. Kaum war ich aus dem Wagen, da kam auch schon gravitätisch einer der Elefanten Seiner Hoheit, von einem Kornak gelenkt, heran,

um mich auf die Höhe zu bringen. Wir kletterten in das Häuschen auf seinem breiten Rücken, und ein Viertelstündchen später hatten wir die sieben gewaltigen Tore mit den dräuenden Bastionen an ihren Flanken, die vielen aus dem Sandsteinfelsen in einem Stück ausgehauenen Siwatempel, Figuren und Denkmäler passiert, und befanden uns auf der Höhe. Die mit unglaublicher Kühnheit und Massenhaftigkeit aufgeführten Ringmauern — Steinmassen, die mich an jene der großen chinesischen Mauer erinnerten — umschließen, am vertikalen Absturz des Felsens erbaut, ein ebenes Plateau von mehreren Quadratkilometer Fläche, der Schauplatz eines guten Teils der Geschichte Indiens seit Jahrtausenden. Indische und englische Geschichtschreiber bezeichnen das Jahr 3101 vor Christi Geburt als das Gründungsjahr von Gwalior, und während ihres fast genau fünftausendjährigen Bestandes hat die Festung unzählige Belagerungen erlebt, zuletzt im Jahre 1858 durch die Engländer. Die turmhohen vertikalen Mauern der Umwallung zu stürmen oder auch nur den Felsen zu erklettern, auf welchem sie sich erheben, ist eine physische Unmöglichkeit. Die Festung war nur durch das Zertrümmern ihrer sieben Tore zu nehmen, und auf diese Art gelang es auch den Engländern unter furchtbaren Verlusten, sich zu Herren der Festung zu machen.

Noch steht eine ganze Reihe der Paläste, welche sich die indischen Großmoguln im 15. und 16. Jahrhundert hier oben auf dem nördlichen Teile des langgestreckten Felsens erbaut haben. Manche dienen den Gwaliortruppen als Kasernen, andere mit herrlichen Kolonnaden und marmornen Empfangshallen gehen dem Verfalle entgegen, und nur einer, der schönste und größte, ist gut erhalten, daß er noch jetzt bewohnt werden könnte. Es ist der berühmte Man Sing-Palast, in den Jahren 1486 bis 1516 vom Schah Man Sing erbaut, einer der großartigsten Paläste Indiens. Ungeheure Rundtürme, gekrönt von offenen Säulenkuppeln und mit bunten Glasurziegeln bedeckt, stützen die Steinmassen des Palastes auf dem steil abfallenden Felsen, und die hundert Meter lange Fassade wird durch die reizendsten Marmorbalkone, Erker,

Pfeiler in malerischer Weise unterbrochen. Das Innere enthält die zierlichsten Höfe, Tore, Säulenhallen in dem eigentümlichen Hindustil, mit Marmorskulpturen so zart und fein, daß sie wie Gewebe aussehen. Der regierende Maharaja hat den Palast in den Achtzigerjahren mit großen Kosten ausbessern lassen, aber bewohnt hat er ihn noch nicht, denn so gewaltig sich diese alten Paläste von außen präsentieren, rings um die in so entzückender Architektur prangenden inneren Höfe reihen sich nur winzige Zimmerchen mit niedrigen schmalen Türen, ähnlich jenen, welche Iwan der Grausame im Palast zu Moskau bewohnt hat.



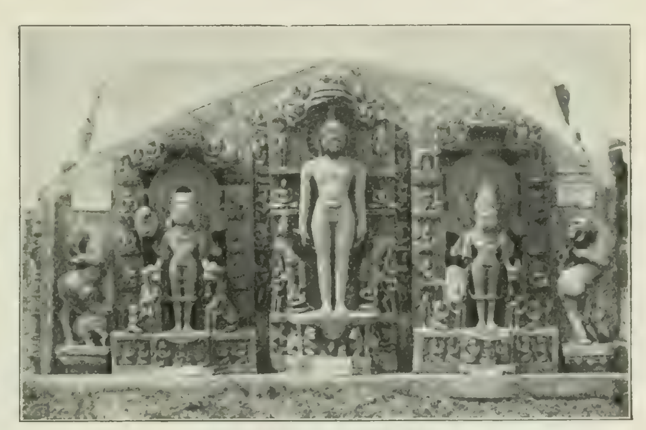
Felsenpalast in Gwalior.

Das ganze weite Plateau der in die graue Vorzeit zurückreichenden Festung ist mit uralten kuriosen Hindu- und Dschaintempeln bedeckt; absonderliche Bauten, mehrere Stockwerke hoch und mit Skulpturen überladen, die von den mohammedanischen Eroberern großenteils verstümmelt worden sind. Zwischen diesen aus dem 10. bis 14. Jahrhundert stammenden Tempeln liegen eine Menge kahler moderner Bauten, Kasernen, Munitionsmagazine, ein Hospital und das Gefängnis. Die vielen Sträflinge mit schweren Ketten an den Beinen arbeiteten gerade an dem Zuschütten eines großen Bassins, das, umgeben von reizenden Säulenpavillonen aus weißem Marmor, früher bei Hindufestlichkeiten von Tausenden zum Baden benützt wurde, jetzt aber keinen Zweck mehr hat. Interessanter noch als die alten Bauten auf dem Plateau der Festung sind die massenhaften Götzenfiguren, die von den

Dschains, den Abkömmlingen der alten Buddhisten, rings um das Fort aus den steilen Felswänden herausgemeißelt worden sind. Nach Hunderten zählen diese splitternackten, von den Mohammedanern großenteils verstümmelten Figuren, besonders in der tief eingeschnittenen Urwahischlucht, durch welche ich wieder nach der Ebene herabstieg. Zu beiden Seiten sind die vertikalen Felsmauern mit diesen Skulpturen ganz bedeckt, von zierlichen Medaillons mit handgroßen Figürchen bis zu Riesengestalten von der Größe der Memnonkolosse bei Theben in Ägypten. — Unten angekommen, gelangte ich von dieser steinernen Bevölkerung wieder unter die lebende, denn am Südfuß des Felsens breitet sich die neue Stadt Laschkar aus, mit dem großartig angelegten Palast des regierenden Maharaja in der Mitte. Mein Hofwagen führte mich durch die belebten, von malerischen Häusern besetzten Straßen und durch ausgedehnte, prachtvolle Gartenanlagen nach diesem Jai Bilas genannten Palast, der nur persönlichen Gästen des Landesfürsten gezeigt wird. An den Toren der von eigenartigen Häusern in Hinduarchitektur umgebenen Höfe standen Soldaten und Palastgarden in bunten Uniformen Wache; in den Höfen selbst überall Palastdiener, Beamte in indischer Tracht mit eigenartigem, purpurrotem Dreispitz auf den schönen bärtigen Köpfen, Depeschenträger zu Pferde oder zu Fuß, die letzteren mit ihrem Dienstabzeichen, einer rotlackierten Lanze mit silbernen Beschlägen und Schafwollquasten. Im Schatten der Bäume lagerten gesattelte Elefanten, Kamele, Pferde, Eselchen, standen neben modernen Equipagen der Sirdars (hohe Würdenträger) die hier gebräuchlichen zweiräderigen Karren mit spitz zulaufendem roten Dach; als Bespannung dienen für jedes dieser kuriosen Wägelchen weiße Ochsen mit rot- oder grünlackierten Hörnern. Überall standen oder saßen Gruppen von Männern im Gespräch beisammen, mit großen Turbanen in allen Farben, bunte Tücher um die Schultern geworfen oder in samtenen oder seidenen Kaftanen. Manche waren mit krummen Schwertern bewaffnet, andere trugen anderthalb Meter lange, bunt lackierte Knüttel, die hier statt unseren Spazierstöckchen getragen werden.

Alles, alles rein hindostanisch, nicht ein einziger europäischer Hut, nicht ein Paar Stiefel waren zu sehen; mit diesen Artikeln fängt nämlich die europäische Kultur bei fremden Völkern gewöhnlich von oben oder unten an.

Endlich war das Tor des letzten Hofs erreicht. Jenseits erhebt sich der mächtige Palast, ein hindostanisches Versailles, fast ebenso groß wie das Schloß des Roi-Soleil, nur nicht so schön. Er ist ein wunderliches Gemisch eines modernen Ausstellungsgebäudes, wie wir es auf unseren Weltausstellungen zu sehen gewohnt sind, und der entzückenden Hindupaläste mit Gitterfenstern und Türmchen und Pavillonen, wie jene des berühmten Palastes vom Schah Jehan in Agra. Am



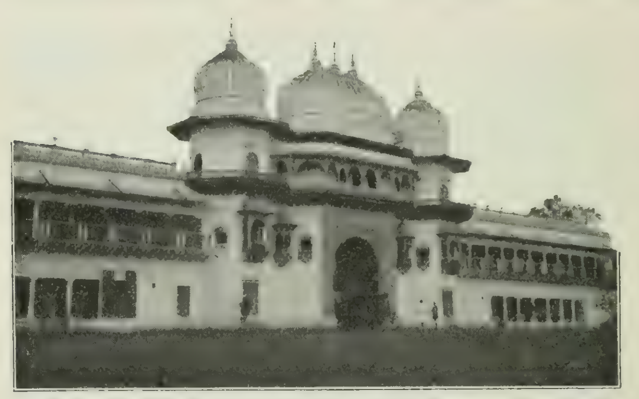
Tschainfiguren in Gwalior.

Eingang empfing mich der Privatsekretär des Maharaja, gleichzeitig sein Vetter, ein junger Mann in halb europäischer Tracht mit dem kardinalroten Dreispitz kokett am linken Ohr. Er hatte vom Fürsten den Befehl, mir alles zu zeigen, auch die Privatgemächer, und damit führte er mich in den Palast. Ich war gespannt, denn es ist nicht leicht, in den Palast eines indischen Fürsten zu gelangen, und zu sehen, wie diese, der allgemeinen Meinung nach in fabelhaften Reichtümern schwelgenden Nabobs in Wirklichkeit leben.

Tatsächlich war ich überrascht von der Pracht und dem Reichtum, der sich überall zeigte. Die weite Vorhalle ist ganz mit Spiegeln von einer Größe bekleidet, die selbst in Europa selten ist. Die daran-

schließenden Räume enthalten des Sekretariat und andere Hofämter. Eine mit weichen indischen Teppichen bekleidete Treppe führt zu den Prunkräumen empor; die Balustrade ist ganz aus venezianischem Kristallglas hergestellt, ebenso hängen in allen Räumen schwere Kristalllüster mit Gasbrennern, denn der Maharaja hat für seine Paläste und Gartenanlagen — nicht aber für seine Hauptstadt — die Gasbeleuchtung eingeführt.

Der ganze Mittelbau des Palastes wird im ersten Stockwerk von einem Riesensaal, dem Durbarsaal, eingenommen, was etwa unserem Thronsaal entspricht, nur daß die Hindufürsten keine Throne haben. Wird ein Durbar, d. h. eine große Hof- und Staatsversammlung, abgehalten, dann werfen sich die Maharajas, Thakurs, Rajas, Raos, Sirdars und wie die Fürsten und Edelleute alle heißen mögen, in ihre von Diamanten und Edelsteinen strotzenden Prunkgewänder, gürten das juwelenbesetzte Schwert um, stecken ihre nackten Füße in juwelenbesetzte Pantoffel, bedecken ihre verschiedenfarbigen riesigen Turbane mit nußgroßen Smaragden, Rubinen, Saphiren und Diamanten, und setzen sich dann mit gekreuzten Beinen auf sich selbst, d. h. auf die Teppiche, mit denen der Durbarsaal bekleidet ist. Was muß dieser majestätische Saal mit Hunderten von Lichtern für einen Anblick darbieten, wenn er mit solchen Gestalten gefüllt ist! Was könnte der Maler des Versailler Krönungsbildes für Bilder hier malen! Merkwürdigerweise scheinen diese prunkvollen indischen Fürsten für Ölgemälde solcher Art



Palasteinfahrt in Gwalior.

keinen Sinn und kein Geld zu haben, denn selbst im Durbarsaal von Gwalior befinden sich nur lebensgroße Porträts des jetzigen Maharaja und seines Vaters, sonst nur Spiegel und die reichsten, echten Vergoldungen. Jenseit des Durbarsaales hört, den Neigungen des Fürsten entsprechend, das Morgenland auf und das Abendland beginnt mit ganz europäisch eingerichteten Sitzungs-, Speise- und Billardsälen, Photographien europäischer Fürsten und indischer Maharajas an den Wänden, Stühlen, Fauteuils, Sofas auf den Teppichen.



Straße in Laschkar.

Im Billardsaal spielten zwei vornehme Indier Karambolage. Sie trugen halb europäische Kleidung, mit dem eigentümlichen knallroten Dreispitz am linken Ohr. Die Schnurrbärte waren zu koketten kreisrunden „Schneckerln" gedreht, eine kreisrunde, rabenschwarze Locke saß mitten auf der Stirn, und darüber zog sich dem Saum des Dreispitzes entlang ein schmaler Goldstreifen, das Zeichen hohen Ranges. In der Tat wurde mir der ältere Herr als der Schwiegervater, der jüngere als ein Vetter des Fürsten vorgestellt. Vielleicht wundert sich mancher Leser über den Schwiegervater. Gewöhnlich haben die indischen Fürsten

deren Hunderte. Aber die Hoheit von Gwalior hat offiziell nur eine einzige Gattin, Ihre Hoheit Tschinkroraja Scindia Maharani, wie auf dem Einband ihres Einschreibebuches zu lesen ist, das ganz nach europäischem Fürstenbrauch im Vestibül neben dem Einschreibbuche des Maharaja liegt. Der Schwiegerpapa spricht nur Hindostanisch, aber er übernahm dennoch die Führerrolle durch die Privatgemächer und überfloß von Liebenswürdigkeit, die sich hauptsächlich durch viele Verbeugungen äußerte.

Er ließ durch die Diener die Türen zu den Privaträumen des Fürsten öffnen, möbliert von Maple & Co. in London, Salon, Speisesaal, Arbeitszimmer u. s. w. In dem letzteren ein Porträt der Königin Viktoria, auf dem riesigen Mapleschreibtisch Albums mit Photographien von Singapore, Hongkong und Schanghai — nach Europa war der Fürst bis dahin noch nicht gekommen —, an einer Wand eine Bibliothek mit der Encyclopedia britannica und anderen englischen Nachschlagebüchern.

Ganz so sind auch die Gastzimmer möbliert und an den Wänden der Korridore prangen die herrlichsten, altindischen Waffen, Lanzen, Schwerter, Morgensterne, Wallbüchsen, mit Gold eingelegt und mit Juwelen besetzt.

Auch der viele Hektare große Park mit seinen weiten Rasenflächen und Blumenbeeten ist ganz europäisch angelegt und, wie das Schloß, ganz vorzüglich gehalten, die Karlsruher Residenz ins Indische übersetzt. Jenseits sind die Stallungen mit Hunderten von Pferden, dazu Remisen, in denen Dutzende von Equipagen und goldbesetzten Prunkwagen stehen; dann die Wohnräume der vierhundert Diener und Hofleute, an die sich die Stallungen der fünfzig Hofelefanten reihen, wahrlich eine großartige Residenz. Und neben dieser hat der Maharaja in verschiedenen Teilen der Stadt noch mehrere andere Paläste!

Rings um den Jai Bilas haben sich die Großen des Landes ebenfalls Paläste gebaut, ganz im indischen Stil, mit feinen Marmorskulpturen an den Erkerfenstern und den zahlreichen Pavillonen und Ecktürmchen, ein Palast schöner als der andere. Was aber interessanter,

packender, malerischer, herzerfrischender ist als alle Paläste, ist die Stadt selbst mit ihren kuriosen, verzwickten Häusern und hinter- und aufeinander gebauten Stockwerken; Straßen auf und Straßen ab nichts als Pavillone, Terrassen, Erker, Balkone, flache Dächer, auf denen des Abends die armen, vom Straßenleben ausgeschlossenen Frauen zu verweilen pflegen. Nur die Frauen der niedrigen Stände und die Sängerinnen und Tänzerinnen dürfen sich auf der Straße zeigen, auch diese nur mit verhüllten Gesichtern. Die Mohammedanerinnen tragen rote, eng anliegende Beinkleider und bunte Tücher um die Schultern geworfen, die Hindufrauen kurze, faltenreiche Röckchen, dazu ein Jäckchen, das den Busen umspannt, und über Kopf und Schultern ein knallrotes, knallgelbes oder hellgrünes dünnes Tuch; Brust, Bauch und Lenden sind unbekleidet; begegnet ihnen ein Gentleman, dann halten sie mit einer Hand rasch das leichte schleierartige Gewebe über der Nase zusammen; den nackten Rumpf vom Halse bis unter die Lenden kann jedermann sehen, wenn nur die Nasenspitze verborgen bleibt!

Und was für Schmuck und Flitterwerk bedeckt diese mit eigenartig elastischem Schritt einherwandelnden Gestalten! Nase und Ohren sind mit einem Viertelkilo belastet, an Unter- und Oberarm prangen dicht aneinander gereiht ein Dutzend metallene Spangen, an den Knöcheln ihrer nackten tätowierten Beine hängen ein paar schwere silberne Ringe, gewiß ein halbes Kilo schwer oder noch mehr, und an jeder Zehe ihrer nackten Füße sitzen Ringe mit Ketten. Kommt eine Hindufrau hinter einem des Wegs geschritten, dann klirrt es, als würde eine bespornte Reiterschwadron dahermaschieren!

Vor den Häusern reiht sich Kaufladen an Kaufladen, alle offen, ohne Türen und Fenster; hier zählt der reiche Bankier seine Rupien, neben ihm sitzt ein Rechtsgelehrter oder ein Briefschreiber; dann kommen ganze Reihen derartiger Nischen, in welchen Waffenschmiede Schwerter schleifen und schmieden, Hutmacher die eigenartigen goldgestickten Kappen, Dreispitze und andere Kopfbedeckungen fabrizieren, wo ge-

hobelt und geschnitzt, gemeißelt und gedreht wird von dem fleißigen Völkchen, alles auf der Straße. Von den Hauptstraßen zweigen enge Gäßchen ab, schmutzig, von armen Leuten bewohnt; aber so armselig und schmutzig ein Haus auch sein mag, es hat sein schönes Tor mit Marmorsäulen und zierlichen Wölbungen und Nischen, mit den zartesten Skulpturen bedeckt. Laschkar ist keine Stadt der Europäer; das sah ich beim Passieren dieser Gäßchen. Die Leute unterbrachen ihre Arbeiten, die Raucher nahmen ihre Pfeifen aus dem Munde, Kinder hörten auf zu spielen, Spaziergänger blieben stehen und alles starrte mir so erstaunt nach, daß mein Führer verlegen bemerkte: „Sahib, verzeihen Sie den Leuten ihre Neugierde, durch die Gäßchen kommt jahrelang kein Europäer.“ Laschkar hat mit Ausnahme des englischen Residenten auch keinen einzigen europäischen Bewohner, weder Kaufmann noch Stationsvorsteher, noch Postdirektor. Es gibt auch noch keinen Photographen hier und keinen Kuriositätenhändler, der die Fremden betrügt und ihnen selbstfabrizierte Imitationen für echte altindische Waffen verkauft.

Hier in diesem von Touristen noch nicht abgegraften Orte mußte es doch noch viele von den herrlichen mit Silber und Gold eingelegten Morgensternen, Streitäxten, Schwertern und Dolchen geben, und beim Tiffin (Mittagsmahl) bat ich meinen Führer, doch Nachmittags durch seine Leute nachforschen zu lassen. Abends beim Diner fanden sich in meinem Hotelpalast auch ein paar Individuen ein, die allerhand wertlosen alten Krempel zu unverschämten Preisen feilboten; nur ein Waffenschmied legte mir neben verschiedenen ganz modernen Säbeln auch zwei kostbare alte Dolche vor, die damaszierten Klingen mit Gold eingelegt, die Griffe von sehr schöner Arbeit. Nach langem Feilschen wurden wir handelseinig. Sie kosteten viel Geld, aber sie stammten aus dem uralten Gwalior und waren wenigstens echt. Einige Tage später zeigte ich sie in Jeypur dem bekannten Antiquitätenhändler und Fabrikanten S. Zoraster. Er holte aus seinem Vorrat sechs Stück Dolche von der gleichen Ausführung und meinte gelassen: „Ihre Dolche

hätten Sie bei mir zu ein Zehntel des Preises haben können, denn ich habe sie selbst nach alten Mustern hier in meinem Hause gemacht!"



21. Die Fürstentümer von Bundelkhand.

Von den großen Rajas in Indien ist in diesem Buche wiederholt die Rede gewesen. Sie haben den Engländern die Eroberung des hindostanischen Reiches sauer genug gemacht, und als die Rotröcke sich bei dem Versuch, ihre Länder anzueignen, ihre Finger verbrannten, waren sie großmütig genug, diesen großen Herren ihre Unabhängigkeit und ihre Reiche zu belassen, mit dem einzigen Vorbehalt, daß sie in Zukunft Frieden untereinander halten und ihre auswärtige Politik durch die Engländer leiten lassen. Es gibt ihrer heute noch an die fünf Dutzend, genannt Maharajas, Maharanas, Naisams, Gaikaurs u. s. w., entsprechend den Namen Großkönige, Könige, Großfürsten u. s. w. Viele von ihnen verfügen über ungeheure Reichtümer, und ihre Schatzkammern, Paläste, Marställe, die Festlichkeiten, die sie zeitweilig abhalten lassen, die Vermögen, die sie bei Empfängen europäischer Fürstlichkeiten oder bei den großen „Durbars" verschwenden, erwecken das Staunen Europas.

Neben diesen großen Herren gibt es in Indien noch Hunderte kleinerer Landesfürsten, genannt Rajas, Raos, Begams und Nawabs, etwa entsprechend unseren Herzogen, Fürsten und Reichsgrafen. Während aber die letzteren in der Napoleonischen Zeit zum großen Teil ihre Unabhängigkeit und ihre Länder eingebüßt haben, sind ihre indischen Kollegen noch unabhängige Durchlauchten und Erlauchten, ja den meisten von ihnen sind sogar noch eine Menge von feudalen Grafen, Baronen und Rittern oder, wie sie in Indien heißen, Thakurs, Sirdars und Sahibs tributpflichtig. Solange es in Indien keine Rotröcke gab, bekriegten diese kleinen Landesherren einander auf Leben und Tod;

als aber die fremden Eroberer ins Land kamen, vereinigten sich viele von ihnen, um gegen den gemeinsamen Feind Front zu machen, und ruhten nicht eher, bis ihnen die Engländer aus Klugheit und des lieben Friedens halber Thron und Reich gesichert hatten. So sind ihrer noch an die achthundert vorhanden, darunter kleine Prinzlein mit nicht mehr Land, als die Stadt Weimar bedeckt, und mit nicht mehr Einwohnern, als in ein paar Straßengevierten Weimars wohnen. Ganz wie einstmals Anhalt-Bernburg, Anhalt-Zerbst oder Hessen-Homburg haben auch sie eigene Hofstaaten, Minister, Armeen, Münz- und Postwesen, und kein Mensch hat ihnen etwas in die innere Verwaltung ihrer Reiche dreinzureden. Selbst nicht die Engländer. Natürlich kann die englische Regierung nicht in jedem dieser Duodezstaaten einen eigenen Gesandten oder, wie sie in Indien heißen, „Residenten" unterhalten. Je ein Resident ist vielleicht bei einem Dutzend dieser Fürstenhöfe akkreditiert, macht bei seiner Ernennung die Runde bei ihnen und wird in jeder Hauptstadt mit mehr Prachtentfaltung empfangen und durch größere Festlichkeiten gefeiert als irgend ein europäischer Botschafter in unseren Großmachtsresidenzen. Damit ist es aber auch abgetan. Die Fürsten reiben sich vergnügt die Hände, wenn der Herr Resident wieder über die Grenzpfähle ihrer Staaten glücklich hinauskomplimentiert ist, und in der Regel sehen sie ihn niemals wieder. Die große Mehrzahl der Hauptstädte sind ja noch ohne Eisenbahnverbindung, und die Reise muß auf Kamel- oder Elefantenrücken unternommen werden, für Leute, die der Seekrankheit unterworfen sind, keine Kleinigkeit. Hotels und Unterkunftshäuser nach europäischem Muster gibt es dort natürlich auch nicht, und so sind auch die Residenten froh, wenn nicht irgend ein wichtiges Ereignis sie dienstlich wieder zu den indischen Durchlauchten führt, z. B. ein Aufstand oder die Willkürherrschaft eines Fürsten. Noch kürzlich ermordete der Maharaja von Panna ein Mitglied seiner Familie; die Sache kam heraus, und der Resident mußte nach Panna, um den rabiaten Herrn auf Weisung der englischen Regierung abzusetzen. Bei solchen Gelegenheiten dürfen

die Residenten sich in die Angelegenheiten der Fürstentümer einmengen, sonst aber haben sie nichts zu sagen — wenigstens nicht offiziell, und das wurde mir noch kürzlich von der höchsten Behörde des indischen Reiches, der India Office in London bestätigt. Indessen, setzt sich so ein Resident in der Hauptstadt eines Fürsten hin und bläst ganz unversehens die Pfeife, so wird doch alles, vom Fürsten und seinen Ministern bis herab zum letzten Kuli, danach tanzen.

Am zahlreichsten sind diese Duodezprinzlein in Bundelkhand, ausgesprochen Bandelkand. Dieses Gebiet ist gewissermaßen die östliche Fortsetzung des wilden, mittelalterlichen Radschputana und breitet sich südlich von Agra und Allahabad, also südlich des heiligen Dschamnastromes bis gegen Dschabalpur aus. Dort gibt es eine ganze Menge solcher Liliputstaaten, von denen wie bei den Schneiderlein neunundneunzig auf ein Lot gehen, aber ihre Prinzen gebärden sich wie Pfauen mit ausgebreitetem Schwanz, führen ihre Abstammung über die Erschaffung der Welt hinaus und werden von ihren Untertanen verehrt und vergöttert. Seit vielen Jahrhunderten beherrschen sie von Vater auf Sohn (wenn auch vielleicht ein adoptierter) ihre Länder, die Regierungsgewalt konzentriert sich in der Person dieser Rajas, die Regierungsform ist absolutistisch und patriarchalisch zu gleicher Zeit, und die Untertanen blicken zu ihnen empor, wie zu Halbgöttern. Mitunter ist freilich auch ein Karnickel unter ihnen. So z. B. der letzte Maharaja Holkar von Indore, dessen Familie eine der angesehensten von Indien ist. Das Königreich Indore liegt nicht mehr in Bundelkhand, sondern weiter südlich, nahe den Grenzen von Baroda. Die Holkars residieren in der Stadt Indore, in einem ungeheuren Palast, dessen Torbau allein schon ein Palast genannt werden kann, mit sieben Stockwerken und Erkern, Balkonen und Türmchen. Als der vorletzte Fürst dieses Hauses starb, wurde seine Leiche natürlich, wie bei den Hindus üblich, auf einem weiten Platze in Gegenwart des ganzen Fürstenhauses, der Armee und eines großen Teils der hauptstädtischen Bevölkerung auf einem offenen Scheiterhaufen verbrannt.

Der Verbrennungsplatz liegt gerade unterhalb der Eisenbahnbrücke, und die Passagiere der Züge, die vorüberfuhren, konnten von dem Geruch der schmorenden Fürstenleiche die Nase voll bekommen. Über der Verbrennungsstelle der Fürsten wird in der Regel von ihren Nachfolgern ein herrliches Grabmal errichtet, und diese Fürstengräber sind in den meisten Residenzen neben den Palästen und Tempeln die Hauptsehenswürdigkeiten.

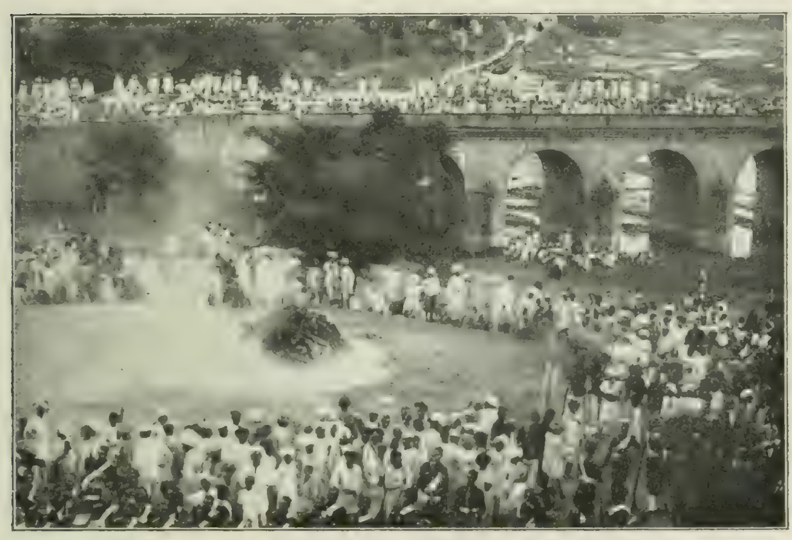


Torbau zum Fürstenpalast von Indore.

Der Nachfolger des Maharaja war ein sehr jähzorniger Herr, der in seinem Palast so grausam wirtschaftete, daß ihm schließlich alle Hofstaaten, Zeremonienmeister, Minister, Haremsweiber und selbst die Diener davonliefen. Er blieb allein in dem weiten Palast zurück, und das Unglück wollte es haben, daß gerade zu dieser Zeit der neu ernannte Resident in Indore eintraf, Oberst Sir Curzon Wylie, der mir die Geschichte selbst erzählt hat. Seine Hoheit entschuldigte sich bei ihm und bedauerte, ihm nicht einmal ein Diner anbieten zu können, er müsse sich ja seine eigenen Mahlzeiten höchst eigenhändig zubereiten! Das konnte natürlich nicht so fortgehen. Auf den freundschaftlichen Rat des Residenten dankte der Maharaja ab und zog sich, die Regierung seinem knabenhaften, aber doch schon vielverheirateten Sohn überlassend, auf ein Schloß in der Nähe von Indore

zurück, wo er noch heute lebt und, wie ich höre, Vernunft angenommen hat.

Zwischen Indore und Bundelkhand liegt das Königreich Bhopal, und dieses wird merkwürdigerweise nicht von Königen, sondern von Königinnen regiert. Die Nachfolgschaft pflanzt sich nicht in männlicher, sondern in der weiblichen Linie fort. Die heutige Begam, d. h. Fürstin von Bhopal, ist eine der weisesten Herrscherinnen von Indien, empfängt ihre Minister und Barone, macht alle Festlichkeiten mit, sah



Verbrennung der Leiche des letzten Maharaja Holkar von Indore.

kürzlich erst den Prinzen und die Prinzessin von Wales bei sich zu Gast, und doch hat kein Mann je ihr Antlitz gesehen, denn als Hindufürstin muß sie stets verschleiert sein.

Nahe bei Bhopal liegen die beiden Fürstentümer Dewas: Dewas ältere und Dewas jüngere Linie, ganz so wie bei den deutschen Fürstentümern Reuß. Während aber die letzteren verschiedene Hauptstädte besitzen, residieren beide Fürsten von Dewas in ein und derselben Hauptstadt. Ich wußte nichts von dieser Trennung, als ich von Indore aus an Seine Exzellenz den Herrn Staatsminister von Dewas einen

Brief schrieb, um verschiedene Auskünfte bezüglich der Unterkunft in dieser von keinem Europäer bewohnten Residenz zu erbitten. Mein Brief ging zunächst an den Premierminister der älteren Linie, dann an jenen der jüngeren, schließlich an den Residenten, und dieser teilte mir erst Näheres über das seltsame Staatengebilde mit. Eine von Ochsen gezogene Equipage würde mich an der nächsten Eisenbahnstation abholen u. s. w. Über das seltsame Gespann darf man sich nicht wundern. Im Fürstentum Bikanir, in der Wüste Thar, fährt der übrigens sehr reiche und angesehene Fürst in einem von sechs Kamelen gezogenen Landauer spazieren, und derlei Equipagen sind noch immer angenehmer, als auf Elefanten reiten, wenn sie noch so schön geschirrt und mit Farben bemalt sind, wie es bei Staatselefanten gebräuchlich ist. Die beiden Hoheiten von Dewas residieren in ein und derselben Hauptstadt und herrschen über Staaten, deren Grenzlinie mitten durch die Hauptstraße der Residenz führt. Die eine Seite derselben gehört der älteren, die andere der jüngeren Linie. In jeder Stadthälfte erhebt sich ein Palast des betreffenden Herrschers, jeder hat seine Minister, seine Post, seine Armee. Man kann sich denken, welch prächtige Operettensujets sich aus den Vorkommnissen in dieser Doppelresidenz zimmern ließen!

Die Ministerien in jedem indischen Staate, selbst auch in den kleinen Duodezfürstentümern von Bundelkhand, wenn sie auch nur so groß wären wie das sonderbare Fürstentum Monaco, haben je vier Minister: der Diwan oder Massahib, d. i. etwa Reichskanzler, mit dem Departement des Innern und der Finanzen, also die Hauptsache; der Futschdar oder Killedar, d. h. der Obersthofmarschall, gleichzeitig Zeremonienmeister, Minister des fürstlichen Hauses und Adelsmarschall; der Buckschie oder Kriegsminister und der Rassala oder Rechnungskontrolleur und Zensor — alle aber hängen von der Person und der Familie des Herrschers ab, denn in diesen uralten patriarchalischen Staaten ist die Geschichte derselben mit jenen der regierenden Familie aufs innigste verknüpft. Von Parlamenten ist dort keine Spur, und

was der Roi-Soleil tut, ist wohlgetan. Die Untertanen mucksen sich nicht, es müßte denn arg drunter und drüber gehen.

Die wichtigsten Staatsaffären sind der Thronwechsel und die Vermählung der Fürsten, mit denen wochenlange Festlichkeiten unter Teilnahme des ganzen Volkes verknüpft sind. Dann werden all die seit Jahrhunderten aufgespeicherten Schätze an Prunkwaffen, Prunkkleidern und Juwelen ausgekramt, die Truppen erscheinen in ihren aus dem frühen Mittelalter überkommenen Rüstungen, mit Schwertern, Morgensternen, Schildern, ja Bogen und Pfeil. In Bikanir tragen noch eine Menge von Leuten Rüstungen — die Bhils in Jeypur und Udaipur



Die Staatselefanten von Bhopal.

sind noch heute mit Bogen und Pfeilbündeln bewaffnet, und die Waffenschmiede in diesen Staaten, selbst in Alwar, verfertigen deren ganze Mengen. Kommen zu diesen Festlichkeiten noch die Feudalbarone, die Thakurs und Nawabs aus ihren mittelalterlichen Burgen, dann strahlt der Hof eines Bundelkhand-Raja in der Pracht des vierten Aktes von Meyerbeers „Afrikanerin". Was würde es für Aufsehen erregen, wenn ein derartiger Hof einmal auf Gastspielreisen nach Europa käme!

Die Vermählung eines Hinduraja ist keine einfache Sache. Fensterpromenaden, Serenaden, Stelldicheins, Flirten und endliches Wählen der Braut, nachdem man jahrelang mit verschiedenen Fräulein

geflirtet hat, wie es anderswo bei Heiratslustigen vorkommen soll, ist natürlich im Lande der Hindus ausgeschlossen. Es ist ein Land verschleierter, unsichtbarer, unzugänglicher Schönheiten, die höchstens ihre Mamas und Schwestern und Tanten, aber kein Mann zu Gesicht bekommt. Die Staatsminister korrespondieren mit ihren Kollegen von anderen Staaten, erkundigen sich nach der Abstammung, Rasse, Kaste und Vermögen, und wählen für das unglückliche Opfer, d. h. ihren Fürsten oder Kronprinzen eine Prinzeß, deren Stammbaum und Kaste mindestens jener des Prinzen gleichen. Erst muß er sie heiraten, dann darf er sie sehen. Mit ihren Nebenfräulein nehmen es die Fürstlichkeiten leichter, ja die getreuen Untertanen sehen es als eine besondere Ehrung an, wenn ihre Töchter durch ihre Anmut und Schönheit das Leben ihres Herrn und Gebieters etwas angenehmer gestalten können.

Um so viele Fräulein in den Zenanas zu erhalten, dazu gehört Geld, und damit ist es bei manchen Duodezfürsten in Bundelkhand recht schlecht bestellt. Es ist überhaupt ein Irrtum, zu glauben, daß die indischen Fürsten im allgemeinen sehr reich sind. Viele unter ihnen sind in der Tat Nabobs, welche das Sprichwort von dem indischen Reichtum rechtfertigen, wie z. B. die Maharajas von Gwalior und Baroda oder der Naisam von Haidarabad. Andere sind auch mehrfache Millionäre, doch die Mehrzahl der Fürsten ist arm. Herrscht Dürre und damit Hungersnot im Lande, dann ist auch Ebbe in den prinzlichen Beuteln, der Finanzminister kaut aus lauter Ratlosigkeit seine Fingernägel und weiß nicht, wo das nötige Geld zu leihen. Da kommt vielleicht in ihrer bekannten Menschenfreundlichkeit die englische Regierung und greift dem Fürsten unter die Arme, natürlich nicht, ohne daß er sich mit Haut und Haar dem — Engländer verschreibt. Dabei lebt er aber in Bezug auf Äußerlichkeiten ähnlich glanzvoll wie Kotzebues Don Ramiro de Colibradez oder sonst ein stolzer Spanier.

Einer dieser verhältnismäßig armen Fürsten ist beispielsweise Seine Hoheit der Maharaja von Datia, dessen Land von der Eisen-

bahnlinie Agra-Bombay südlich von Gwalior durchzogen wird. Auf Hofstaaten, Paläste, Tempel ist dabei nicht viel zu geben. Der Maharaja bewohnt einen sehr imposanten Palast, gelegen wie das Madrider Königsschloß, mit starken Festungswerken und schönen Gärten umgeben. Aus der Ferne nimmt er sich prächtig aus, aber in Wirklichkeit ist alles verfallen. Im „Fort“ erheben sich prächtige Hindutempel, darunter einer überhöht von drei pyramidenförmigen hohen Türmen, dazu Tempelchen mit gewaltigen „Lingams“, d. h. den von den Hindus so hochverehrten Symbolen der menschlichen Zeugung. Überall sieht man Zeichen früherer Pracht, doch das Volk ist durch Hungersnot, Pest und Cholera verarmt, kann keine Steuern zahlen, und so geht es dem Maharaja nicht zum besten. Als aber der große Kaiserdurbar in Delhi im Jahre 1904 stattfand, reiste die Hoheit von Datia mit einem nach Hunderten zählenden glanzvollen Gefolge dennoch nach der einstigen Hauptstadt der Großmoguln und erweckte durch seine Erscheinung allgemeines Aufsehen. Ein Mann in den vierzigern in kostbarem farbigen Kaftan, weißen enganliegenden Beinkleidern und europäischen Lackstiefeln. Der Kaftan ließ die rechte Brust frei. Sein schwarzer Vollbart war sorgfältig in Locken gebrannt, die sich nach dem Halse zu ringelten, nur die Enden unter den Ohren waren in steifen Spitzen über die Ohren gezogen und standen weit vom Kopfe ab. Auf dem Kopf saß ein Turban, aus dicken Seidenschnüren geflochten, über das halbe rechte Auge gedrückt, während die linke Hälfte der Stirne frei blieb.



Der Raja von Dewas ältere Linie.

Ein schönerer und viel stattlicherer Herr, seinem Erscheinen nach ein wahrer Fürst von Gottes Gnaden, ist der Maharaja von Ortsch-ha, dessen Reich nördlich an Datia grenzt. Er gehört zu den angesehensten Indiens, denn seine Familie stammt von einer Seitenlinie der Sonnendynastie ab, und seine Einkünfte setzen ihn in den Stand, seiner Abstammung entsprechend zu leben. Dasselbe gilt von seinem Nachbar, dem Maharaja von Bundi, dessen Hauptstadt mir als so schön geschildert wurde, daß ich auch einen Abstecher dorthin unternahm. Ich begegnete dem Fürsten dabei auf der Jagd, begleitet von einem Troß von Elefanten und einem Heer von Falkenieren, die Jagd-



Der alte Fürstenpalast von Datia.

falken auf der Hand, gefesselten Leoparden, dann Flinten- und Schwertträgern, Pfeifen- und Pantoffelträgern, Köchen, Dienern, Treibern. Seine Hoheit selbst ist noch ganz der alte Hindufürst, wie sie zur Zeit der Großmoguln lebten, im altindischen Kostüm, einen Spitzturban auf dem merkwürdigen Kopf. Die Haare seines Vollbartes stehen steif und spannenlang einzeln vom Gesichte ab, wie der Bart eines Katers, und über den Augenbrauen trägt er ein eigenartiges Kastenzeichen. Eine schwarze Linie ist quer über die Stirne gezogen, gegen die Nasenwurzel etwas gekrümmt, und in dem dadurch entstehenden Winkel sitzt ein großer roter Fleck. Sein Reich ist ein Radschputstaat, südlich von Jeypur, zweitausenddreihundert Quadratmeilen (englische) groß mit einer Viertelmillion Einwohner, und käme ich durch irgend eine

Wünschelhexe in die Lage, mir eines der achthundertfünfzig Reiche von Indien auszuwählen, ich würde ohne Zögern zu Bundi greifen. Es ist ein kleines Tirol, alles Berg und Wald, reich bewässert. Im Herzen des Staates liegt hoch auf den Abhängen eines bewaldeten Berges die an fünfundzwanzigtausend Einwohner zählende Hauptstadt, und darüber auf der Bergspitze erhebt sich ungemein malerisch der Fürstenpalast, umgeben von Festungswerken und Gartenterrassen, die durch starke Mauern an den Berghängen gehalten werden. Von dem Minahtore der mit Ringmauern umgebenen alten Stadt führt eine gute Fahrstraße die steile Anhöhe empor zur Fürstenresidenz. Oben stehen an den Toren malerisch gekleidete Soldaten Wache, im Palasthofe sind moderne Geschütze aufgefahren, deren die Armee des Fürsten etwa hundert besitzt, und in der Schatzkammer strahlen zahllose große Diamanten und andere Edelsteine, zu Halsketten, Agraffen und Turbanschmuck vereinigt. Der Fürst unterhält eine bewaffnete Macht von sechshundert Kavalleristen und zweieinhalbtausend Fußtruppen, die ihm recht viel Geld kosten. Dazu muß er den Engländern einen Tribut von einer Viertelmillion Mark jährlich zahlen. Indessen würde man den Engländern unrecht tun, wollte man ihnen in dieser Hinsicht Habgier zuschreiben. Die Tribute, welche sie von den Fürsten erheben und die ungefähr sechzehn Millionen Mark jährlich betragen, sind nicht von



Der Maharaja von Datia.

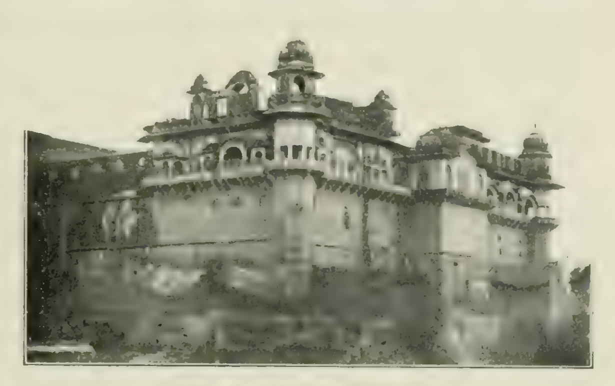
ihnen dekretiert worden. Zur Zeit der Großmoguln erhoben diese, sowie andere mächtige Könige, von den kleineren Fürsten infolge von glücklichen Kriegen mit ihnen oder durch freie Vereinbarung Tribute. Als nun die Engländer an die Stelle der Großmoguln traten oder so manchen mächtigen König, wie z. B. jenen von Oudh, verjagten, wurden sie auch in Bezug auf die Tribute die Erben derselben und heimsten seither regelmäßig diese fetten Posten ein.



Der Maharaja von Bundi.

Warum gerade die indischen Fürsten, auch die weniger reichen unter ihnen, so viele Geschmeide besitzen? Zunächst sind sie beinahe eine Notwendigkeit, denn in Indien gibt es keine Kronen, Zepter, Reichsäpfel, und um doch vor ihren Untertanen auch in der Erscheinung etwas voraus zu haben, bedecken sie sich bei festlichen Gelegenheiten, bei denen ihre europäischen Kollegen Hermelin und Kronen tragen, mit Edelsteinen. Das ist aber keineswegs ein Beweis von großem Reichtum. Die Fürsten, die der Mehrzahl nach ganz patriarchalisch in ihren Hauptstädten, fern von Eisenbahnen und europäischer „Kultur“ wohnen, wissen eben gar nicht, was mit ihren Einkünften anzufangen. Es gibt keine kostspieligen Hoftheater und Hofkapellen zu unterhalten, und deren Ersatz, die Tänzerinnen, Sängerinnen, Märchenerzähler, Zwerge, Hofnarren und dergleichen kosten zusammen nicht so viel, wie so

manche Ballerine allein verschiedenen europäischen Fürsten gekostet hat. Die Fürsten unternehmen selten große Reisen, kommen jahrelang nicht aus ihrer Hauptstadt, und ihr ungeheurer Hofstaat kostet sie wenig, denn die Edelleute des Landes rechnen es sich als besondere Ehre an, ihren Herren zu dienen, ihre Diener sind größtenteils Leibeigene, und die vielen Damen ihrer Zenanas kosten wohl Geld, aber sie kleiden sich doch, Gott sei's gedankt, nicht nach Pariser Moden, die in jedem Jahre wechseln und den Männern des Abendlandes soviel Geld kosten. Die meisten der herrlichen, gold- und silberdurchwirkten Stoffe, Gaze, Stickereien u. s. w. werden in den Palästen selbst hergestellt, und der Massahib hat nur das Material zu liefern. Noble Passionen, welche die Vermögen so vieler europäischer Rajas aufgezehrt haben, Spiel, Pferderennen, Theaterdämchen, gibt es auch nicht. Die Gunst der Schönheiten braucht sich ein Raja nicht durch Diademe und Kolliers zu erkaufen, und statt daß er vor ihnen auf den Knien läge, liegen sie ergebungsvoll vor ihm. So legten die Fürsten schon seit Jahrhunderten ihre Ersparnisse in Juwelen an, ihre Nachfolger erwarben andere dazu, und damit entstanden allmählich die staunenswert reichen Schatzkammern von heute.



Altes Rajaschloß in Bhartpur.

22. Delhi, die Residenz der Großmoguln.

Je mehr der Eisenbahnzug sich Delhi näherte, desto größer wurde meine Aufregung, und unverwandt spähte ich durch das Wagenfenster, um in der einsamen, sonnverbrannten Ebene etwas von den Türmen und Palästen, den Kuppeln und Pyramiden dieser glänzendsten, ältesten, berühmtesten Kaiserstadt des indischen Reiches zu entdecken. Wer sich auf seiner Italienfahrt zum ersten Male der ewigen Stadt, dem einzigen, unvergleichlichen Rom nähert, wird wohl dasselbe empfinden und mich verstehen, denn in diesen Augenblicken drängt sich dem Reisenden ganz unwillkürlich alles das in der Erinnerung auf, was er von der Geschichte, von den welterschütternden Ereignissen, von der Größe und Pracht dieser uralten und vornehmsten Kaiser- und Papstresidenz gelernt und gelesen hat. Delhi ist nun für Indien, nein, für ganz Asien dasselbe, was Rom für die abendländische, die christliche Welt, so alt, so prächtig, so ereignisreich wie dieses, und die ganze große Geschichte Delhis stürmte sozusagen an mir vorüber, ein phantastischer Walkürenritt des malerischen, märchenhaften Morgenlandes, in welchem an Stelle der kalten, stolzen germanischen Helden in langen Reihen die Kaiser und Könige, Großmoguln, Maharajas, Großwesire, Generale und Hohepriester figurierten, mit ihrem juwelenstrotzenden Gefolge, ihren phantastisch gekleideten, geharnischten Kriegern, dazu kaleidoskopartige Bilder von glänzenden Palästen, von lieblichen Haremsszenen mit den schönsten Frauen der indischen Welt, von Hesperidengärten mit traumhafter, glücklicher Liebeständelei, von blutigen Schlachten und entsetzlichen, ganze Völker umfassenden Vertilgungskämpfen!

Sie wurden veranlaßt hauptsächlich durch Habgier, durch das niedrige Streben, die ungeheuren Schätze zu erobern, welche in Delhi aufgehäuft waren. Aladdins Wunderlampe brauchte nicht erst angesteckt zu werden, denn die schönsten Diamanten, die größten Rubine und

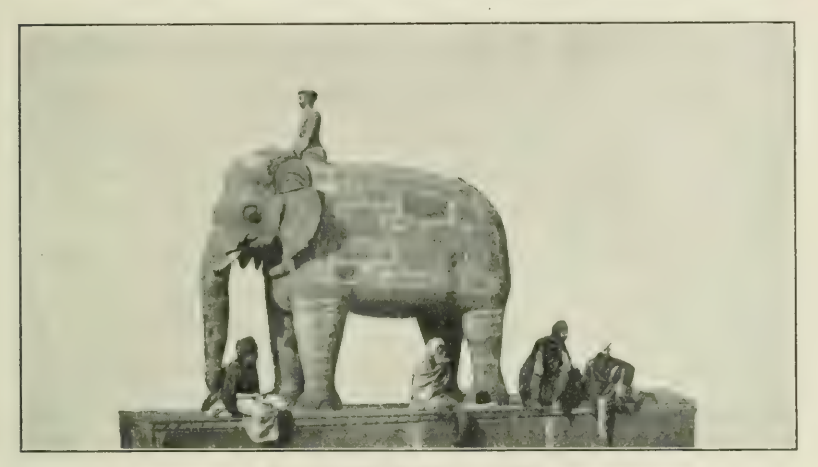
Smaragde der Welt zierten dort, allen sichtbar, den Kaiserthron, die Paläste selbst waren mit wirklichen Edelsteinen über und über bedeckt. Schon in der ältesten Zeit, vor Jahrtausenden, war Delhi unter dem Namen Indraprastha der Sitz des größten Glanzes auf dem Erdballe. Als damals die Pandus oder Sonnenkinder in Delhi herrschten, waren den alten Hindubüchern zufolge die Straßen mit Gold gepflastert, statt mit Wasser wurden sie mit den köstlichsten Essenzen besprengt, die Basare waren mit den größten Kostbarkeiten gefüllt, und der Palast der Pandus selbst strahlte von den schönsten Diamanten und Edelsteinen Golkondas. Nicht geringer war der Glanz des Hofes der indischen Könige, welche den Pandus in langer Reihe folgten, bis endlich im fünfundzwanzigsten Jahrhundert seines Bestandes — man denke nur: fünfundzwanzig Jahrhunderte! — die afghanischen Fürsten Delhi eroberten, die angestammten Könige mit Feuer und Schwert verjagten und sich selbst zu Herren von Indien machten. Drei Afghanendynastien folgten in den ersten dreihundert Jahren des gegenwärtigen Jahrtausends aufeinander, fortwährend bedrängt durch Hindus, Mohammedaner und Mongolen, bis der große Timur oder Tamerlan auf der Bildfläche erschien. 1398 eroberte er Delhi, plünderte die Stadt, wie es seine vielen Vorgänger getan, und machte sich zum Herrn des ganzen Reiches. Lange dauerte die Mongolenherrschaft nicht, denn nach Timurs Tode setzten sich die afghanischen Pathanenfürsten in den Besitz Delhis und lenkten die Geschicke des Reiches während eines halben Jahrhunderts. Da kamen von Norden her abermals die Mongolen, geführt von einem Nachkommen Timurs, namens Babur. Er schlug die Pathanen und wurde der erste der siebzehn Großmoguln seiner Dynastie, die von 1494 bis zum Jahre 1857 über Indien herrschten und es zu großer Pracht und Blüte, aber auch zum Verfall und zur Fremdherrschaft führten. Welche Namen ziehen in diesen vier Jahrhunderten durch die Geschichte! Humayan, Akbar der Große, Jehan, Aurangzeb u. s. w. bis zu dem letzten, dem unglücklichen Bahadur Schah, der von den Engländern in seinem eigenen Palaste in Ketten gelegt und zur

Verbannung nach Birma verurteilt wurde. An seine Stelle trat als Herrscherin über das indische Reich Viktoria, Königin von England, und nach ihrem Tode wurde in der ehrwürdigen Kaiserstadt Indiens ihr Nachfolger, Eduard VII., zum Kaiser über das Reich ausgerufen.

Delhi ist also dreieinhalb Jahrtausende Kaiserstadt geblieben, als solche alle anderen Residenzen der Welt übertreffend. Während ich noch voll Erwartung dem Besuch dieser einzigen Stadt entgegensah, fuhr mein Eisenbahnzug donnernd und dröhnend in eine weite, eiserne, rauchige Stationshalle ein, der Schaffner rief „Delhi", ein Heer von schmutzigen, zerlumpten indischen Kulis stürzte sich auf meine Siebensachen, verschmitzte Hotelagenten und Fremdenführer reichten mir ihre Karte, draußen vor dem Bahnhof ein Gezerre und Gestoße von Droschkenkutschern, Kofferträgern und Hunderten von indischen Reisenden der untersten Klassen — war das wirklich Delhi, die Kaiserstadt? Welche Ernüchterung, welcher Sturz von den traumhaften Höhen der Vergangenheit in diese alltägliche, banale englisch-indische Gegenwart! Als mich der elende Hotelwagen über die knöcheltief mit Staub bedeckten, holperigen, mit gewöhnlichem indischen Gesindel gefüllten Straßen nach Maidans Hotel führte, dachte ich unwillkürlich an das goldene Pflaster aus der Zeit der Pandus, und als die scheußlichsten Gerüche von faulenden Aasen und brennenden Hinduleichen zu mir drangen, sehnte ich mich nach den Parfümen, mit welchen damals die Straßen besprengt wurden, tief bedauernd, daß ich meinen Besuch der Kaiserstadt nicht dreieinhalb Jahrtausende früher unternommen habe.

Selbst draußen außerhalb der festen Ringmauern des heutigen Delhi, wo die Europäer ihre Villen und Bungalows und Klubs haben, war alles verstaubt, verpestet, sonnverbrannt, armselig, bis zu dem auf einem weiten, staubigen Platze gelegenen Hotel, das mich aufnahm. Von Palästen, Moscheen, Tempeln, Prachtbauten irgendwelcher Art keine Spur, und die größten Gebäude, die ich auf der ersten Fahrt in diesem Delhi sah, waren der europäische Klub und mein Hotel mit

seinen langen Kolonnaden. Ja, war denn das alte Delhi, die Kaiserstadt, nur ein Märchen, die Schöpfung phantasievoller Erzähler, indischer Scheherezades? — Oder ist es von der Erde verschwunden, ein Karthago? Zum Nachdenken darüber war aber keine Zeit, denn kaum war mein Klapperkasten vor dem Hotel vorgefahren, da stürzten schon ein Dutzend indischer Händler mit wahren Galgengesichtern, die bisher an den Säulen der Vorhalle gekauert und wie Spinnen auf eine arme Fliege auf die ankommenden Reisenden gelauert hatten, mit allerhand Krimskrams und Geschäftskarten auf mich los. „Schöne Juwelen",



Der steinerne Elefant in Delhi.

„kostbare Stickereien, sehr billig", „alte Waffen, ganz echt", „Elfenbeinschnitzereien, die schönsten von Indien", „Seidenteppiche, halb umsonst" und dergleichen raunten sie mir ins Ohr und zerrten mich hierhin, dorthin, so ernst und selbstverständlich, als hätte ich diese Halunken telegraphisch hierher bestellt und wäre von Europa nach Delhi gekommen, ausschließlich nur, um mein gutes Geld ihnen auszufolgen. Die wahren Straßen- und Hotelräuber. Mit Mühe riß ich mich von ihnen los, aber jedesmal, wenn ich das Hotel verließ, um nach der Stadt zu fahren oder Ausflüge zu unternehmen, gab es die gleiche Balgerei.

Ähnlich erging es mir in der Stadt selbst. Eine ganz moderne

Stadt, gewöhnlicher, schmutziger als die modernen indischen Stadtviertel von Bombay oder Kalkutta. Nur die Ringmauern mit ihren festen, von Türmen flankierten Toren erinnerten an die alte Zeit, die Breschen und Kugellöcher in ihnen aber an die blutigen Kämpfe der Engländer mit den Indiern, als diese sich unter dem Großmogul Bahadur Schah im Jahre 1857 zum letzten Male aufrafften, um das verhaßte Fremdenjoch abzuschütteln. Damals neigte sich die Wagschale des Glückes schon bedenklich auf die Seite der Indier, und nur durch Verrat gelang es den Engländern, doch noch der Stadt und damit auch des Reiches Herr zu werden. Ein halbes Jahrhundert lang regieren sie nun schon in Delhi, sie haben wohl Schulen und Hospitäler, Kirchen und Missionen und einen Stadtpark — natürlich Queens Garden genannt — geschaffen, aber die Stadt ist unter ihrer Herrschaft womöglich noch schmutziger und verwahrloster geworden, als sie es früher war. Nur eine Straße ist in diesem Labyrinth enger, dämmeriger, schmutzstarrender, winkeliger Gäßchen des Besuches wert, die berühmte Tschandni Tschauk oder Silberstraße. Nicht etwa, weil sie durch monumentale Gebäude oder majestätische Ruinen an die alte große Zeit von Delhi erinnert. Das Delhi, wie es sich heute dem Besucher zeigt, ist gar keine alte Stadt, denn erst Schah Jehan, der Enkel des großen Akbar, hat sie einen Kilometer weit von dem alten Delhi an den Ufern des breiten Dschamnastromes gegründet. Noch jetzt heißt die Stadt nach ihrem Gründer Schah Jehanabad, d. h. die Stadt des Schah Jehan. Freilich hat auch dieses moderne Delhi während seines anderthalbhundertjährigen Bestandes welterschütternde Ereignisse gesehen, und in der Silberstraße könnte jedes Haus davon erzählen. Tschandni Tschauk ist eine ganz eigenartige Straße, und ich habe in ganz Indien nicht ihresgleichen getroffen. Tschandni Tschauk sind die „Linden" von Indien, nicht nur in Bezug auf ihren Verkehr, die Größe und Bedeutung ihrer Geschäfts-, Bank- und Warenhäuser, sondern auch in ihrer ganzen Anlage. Gerade so breit, gerade so lang wie „Unter den Linden" in Berlin spenden auch

in Tschandni Tschauk Reihen mächtiger Bäume Schatten, sind auch die Fahr- und Fußwege in ähnlicher Art abgeteilt. Auch hier liegt an einem Ende der Straße der städtische Park, der Tiergarten von Delhi, am anderen aber das Schloß der Kaiser, und zwischendurch erheben sich hier und dort stattliche Denkmäler. Nur muß man alles ins Indische übersetzen, und damit gewinnt die Tschandni Tschauk an Farbenreiz, an Leben und malerischer Eigenart.

Den zwei- und dreistöckigen Häusern sind in den oberen Stockwerken Balkone, Erker, vorspringende Gitterfenster und Säulenveranden vorgelegt, das untere enthält bei allen Häusern Kaufläden. Nicht zwei Häuser sind von der gleichen Höhe, Farbe oder Bauart. Neben einstöckigen stehen solche von vier Stockwerken, neben armseligen wahre Prachtbauten mit Holzschnitzereien und Vergoldungen, auf den flachen Dächern erheben sich hier und dort Pavillone mit weit vorspringenden Schattendächern, zwischen den langen Reihen der verschiedenartigsten Kaufläden führen mächtige Tore nach weiten Höfen, die mit Waren gefüllt sind; alle Häuser aber haben ganz enge Eingänge und finstere Korridore. Bei manchen liegen diese Eingänge meterhoch oder noch höher über der Straße, ohne vermittelnde Stufen, und man muß mit Hilfe der Hände emporklettern oder sich an einem Seil festhaltend hinaufschwingen. Überall sind die Treppen eng und steil, die inneren Räume hoch, dunkel, verwahrlost, aber von außen bieten diese verschiedenartigen bunten Häuserfronten ein sehr malerisches Bild. Dazu das Dunkelgrün der hohen Bäume in den Straßen, das sprudelnde Wasser in dem Kanal, der unter ihnen in der Mitte der Straße entlang läuft, von vielen Brunnen unterbrochen, an den Straßenkreuzungen Reihen von Verkaufsläden mit allen möglichen Erzeugnissen Indiens, und zwischendurch ein Verkehr von Hunderttausenden fremdartig gekleideter dunkelhäutiger Menschen: Bengaler, Afghanen, Tibeter, Sikhs, Hindus, Parsees, Kabuli, Nepaulesen, Perser — alle in den buntesten Farben des Regenbogens gekleidet, mit Weiß als Grundton. Delhi ist eben immer noch der wichtigste Markt des Nordwestens, der Stapel-

platz der Haupterzeugnisse Indiens sowohl wie Europas. Auch europäische Firmen haben hier Zweigniederlassungen, darunter zwei deutsche, welche vortreffliche Nachbildungen indischer Schmucksachen, hindostanischer Bronzegötzen, Kaschmirschale und Benaresgewebe auf den Markt bringen, alles „made in Germany". So mancher fremde Tourist läßt sich von den findigen schlauen Kaufleuten von Delhi zu teuren Preisen



Die Silberstraße in Delhi.

einen Kaschmirschal anhängen, der in Sachsen hergestellt ist, oder irgend ein altindisches Schwert aus Solingen.

Zwischen den langen, dem modernen Jagen nach Erwerb gewidmeten Häuserreihen mit ihren bunten Basaren erheben sich auf erhöhten Terrassen drei Moscheen mit vergoldeten Domen und schräggestellten, Mekka zugewendeten Fassaden, beschattet von Tamarinden, angenehme Ruhepunkte für das Auge. Müde Wanderer ziehen sich dorthin zurück, um zu ruhen, auf den Terrassen sieht man mitunter gläubige Mohammedaner ihre Andacht verrichten. Am liebsten möchte man, geblendet, erdrückt

von dem bunten, lärmenden, geschäftigen Treiben auf der Straße, selbst hinauf nach diesen lauschigen, friedlichen Buen-Retiros, und doch waren gerade sie die Orte, wo sich zwei der blutigsten Ereignisse in der so großen und blutigen Geschichte Delhis abgespielt haben.

Auf der Terrasse vor der „Goldenen Moschee" saß am 11. März 1739 der persische Eroberer, Nadir Schah, mit dem gezückten Schwert in der Hand als Signal für die Niedermetzelung der Einwohner Delhis.



Stadthalle in Delhi.

Angelockt durch die ungeheuren, in dieser Stadt aufgehäuften Schätze, fiel der Perserkönig mit seinem Heere in Indien ein, warf alles vor sich nieder, eroberte Delhi, drang sogar in den Palast des Großmoguls, des unglücklichen Mohammed Schah, und erteilte, neben diesem auf dem berühmten diamantenen Pfauenthron sitzend, Audienzen. Zur gleichen Zeit plünderte seine zügellose Soldateska die Stadt. Als die Einwohner sich wehrten und eine Anzahl Perser niedermachten, gab Nadir Schah den Befehl zur Tötung aller Einwohner und nahm, wie gesagt, selbst auf der Terrasse der Goldenen Moschee Platz, um

dieses schreckliche Gemetzel mit anzusehen. Von Tagesanbruch bis Mittag wurden an hunderttausend Einwohner abgeschlachtet, das Blut floß in den Straßen, und bald gab es in Delhi nur noch Perser. Da kam ihrem grausamen König, diesem asiatischen Nero, ein furchtbarer Gedanke. Er kletterte auf eines der höchsten Minarette und gab den Befehl, die Stadt zu verbrennen. Von seinem hohen Standpunkte sah er, wie die Flammen die Kaiserstadt, diese Residenz der Großmoguln, verzehrten, wie die Paläste und Moscheen und leergeplünderten Warenhäuser in Trümmer fielen. Mit einer auf zweitausend Millionen Mark geschätzten Beute kehrte er nun nach Persien zurück, um zehn Jahre später selbst von seinen Generalen ermordet zu werden.

In der Nähe der zweiten Moschee von Tschandni Tschauk, erbaut von der zweiten Gattin des Schah Jehan, Fatepuri Begam, spielten sich auch die wichtigsten Kämpfe ab, als 1789 der Maharattahäuptling Scindia, dessen Nachkommen heute in dem schon geschilderten Gwalior regieren, Delhi einnahm und sich selbst auf den Thron des schwachen Großmoguls setzte, um 1803 wieder von den um ihre Oberherrschaft besorgten Engländern vertrieben zu werden.

Zwischen beiden Moscheen liegt die kleine Kotwalimoschee, der Schauplatz einer Bluttat, welche der Herrschaft der Großmoguln auf immer ein Ende machte, gleichzeitig aber auch auf das Haupt der Engländer unauslöschliche Schande häufte. Als die große „Meuterei", wie die Engländer das letzte Aufflackern des indischen Unabhängigkeitsstrebens nennen, zu Ende war, begnügten sie sich nicht damit, den Großmogul in Ketten nach Birma zu führen, ein englischer Offizier, namens Hodson, entblödete sich nicht, dessen beide Söhne in dem Verstecke, wo er sie fand, wie Hunde niederzuschießen und die entseelten Körper dieser Nachkommen einer langen Reihe von Kaisern auf der Terrasse der Kotwalimoschee zur Schau zu stellen. Noch dreiundzwanzig andere Prinzen des Kaiserhauses von Indien verfielen dem gleichen Schicksal. Und dies geschah auf das Geheiß von England, dieser großen Kulturnation!

Das weitaus größte und bedeutendste Gebäude des modernen Delhi ist die große Moschee Dschamma-Muschid, ein Werk des Schah Jehan aus dem 17. Jahrhundert. Von vielen wird diese Moschee als die großartigste der mohammedanischen Welt bezeichnet und soll sogar jene von Konstantinopel und Kairo übertreffen. Wahrscheinlich haben sie die letzteren nicht selbst gesehen, wohl auch nicht jene von Persien, sonst würden sie sich nicht zu einem so überschwenglichen Urteil hergeben. Auf mich machte sie in ihrer Gesamtheit trotz ihrer Ausdehnung einen recht nüchternen Eindruck. Läge sie nicht auf einem etwa zehn Meter über dem Stadtboden erhöhten natürlichen Felsplateau, umgeben von freien Plätzen, sie würde wegen ihrer großen Ausdehnung im Vergleich zu ihrer geringen Höhe und Masse noch viel mehr verlieren. Bei den Moscheen Indiens spielt das Gebäude selbst eine viel geringere Rolle als der Vorplatz, auf dem sich die Gläubigen zu versammeln pflegen. Diese weiten Vorplätze sind auf allen Seiten von niedrigen, langen Galerien umgeben, und erst an den Ecken dieser Galerien, weit entfernt von dem Hauptbau, stehen die Minarette. Dazu sind diese Minarette in ihrer Form lange nicht so zierlich und schlank wie die arabischen und türkischen, sie ähneln sogar ein wenig unseren nüchternen Fabrikschloten. Diese unschönen Türme, verbunden mit den unverhältnismäßig langen horizontalen Linien der Galerien und der flachen Dächer der Torbauten nehmen den indischen Moscheen viel von ihrer sonst großen architektonischen Schönheit. Bei der Moschee von Delhi sind die drei Kuppeln, welche den Hauptbau krönen, auch noch in Zwiebelform. Nach all den Herrlichkeiten der Baukunst, die ich sonst in Indien, besonders in Agra, gesehen, konnte ich mich mit der Moschee von Delhi nicht recht befreunden, und erst als ich, im Vorhofe selbst stehend, nur das Hauptgebäude allein vor mir sah, erkannte ich die Majestät und das herrliche Ebenmaß des großen Hauptportals, die Schönheit des inneren Raumes, die Kostbarkeit des Materials — weißer und schwarzer Marmor von großer Reinheit.

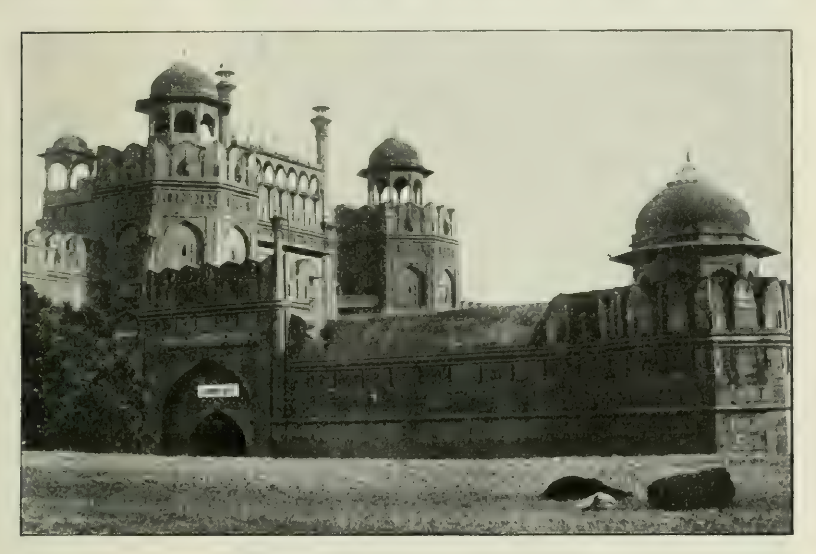
Es war an einem Freitag gegen Mittag, als ich die Moschee be-

suchte. Sie war leer, und der kahle kalte Raum, ohne den geringsten Schmuck, ohne Teppich, ohne Fenster, machte einen öden Eindruck. Die Sonne brannte auf die blendendweißen Marmorplatten des etwa einen Morgen großen Vorplatzes, und ihre Strahlen durchleuchteten den Strahl der Fontäne in der Mitte mit seinen zahllosen Wassertropfen. In den langen Galerien, welche diesen ungeheuren Platz umgaben, schliefen ein paar Bettler — sonst war niemand zu sehen. Aber wie anders zeigte sich mir das Bild der Moschee, als ich auf den Rat meines Führers eine Stunde später wiederkam! Die majestätische Freitreppe, die von dem Vorplatz zu dem gewaltigen Hauptportal in einer Länge von dreißig Meter emporführt, war mit Hunderten von Bettlern besetzt, Krüppel, Kranke, Greise, Aussätzige, und zwischen dieser Garde der Armut und des Elends wälzte sich ein unaufhörlicher Strom von andächtigen Moslemin empor, alle blendend weiß gekleidet, mit weißen Turbanen. Oben an dem Eingange zum Vorhofe führte mich ein Moscheediener auf eine der den Hof umgebenden Galerien und wies mir Ungläubigen dort eine versteckte Nische an. Welcher Anblick bot sich mir von dort dar! Der ganze Hof war gewiß mit zehntausend Andächtigen gefüllt, ein Meer von weißen Gestalten, dicht aneinandergedrängt, daß sie kaum ihre Arme bewegen konnten; ebenso gefüllt waren die Galerien und, soweit ich es durch die hohen Torbogen wahrnehmen konnte, auch die Hallen der Moschee selbst. Und doch kamen immer noch Gläubige, die sich schließlich auf der riesigen, einer Pyramidenseite gleichenden Treppe anstauten. Alle Gesichter waren gegen die hohe Kanzel unter dem Haupteingang der Moschee gerichtet, auf welcher ein Imam mit lauter Stimme Gebete hersagte. So verharrten diese Massen in der brennenden Sonnenglut des Mittags ohne Schutz eine ganze Stunde lang.

In diesen religiösen Verhältnissen Indiens liegt großenteils das Geheimnis der englischen Herrschaft. Ich habe schon in den Kapiteln über Benares und Dschaggarnath den Glaubenseifer der Hindus geschildert, und denselben Glaubenseifer sah ich nun hier in der alten

Kaiserstadt unter den Mohammedanern. Sie und die Hindus stehen einander in getrennten Lagern feindselig und haßerfüllt gegenüber, und die Engländer, ein Lager gegen das andere je nach Bedarf ausspielend, sind die „lachenden Dritten" des Sprichworts, d. h. die Herren beider.

Indessen, alles was Delhi an Moscheen und Tempeln, an Straßen, Denkmälern, Befestigungswerken und dergleichen aufzuweisen hat, verschwindet gegenüber einer Gruppe von Gebäuden, die sich an den Ufern



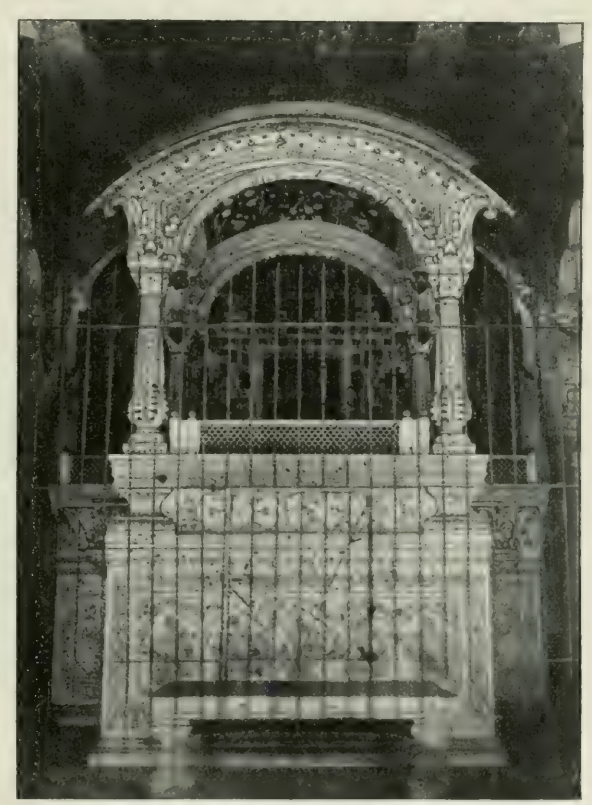
Torbau zum Großmogulnschloß von Delhi.

des breiten Dschamnastromes erheben — der einstigen Residenz der Großmoguln von Indien. Würde Delhi, wie bereits siebenmal in seiner mehrtausendjährigen Geschichte, wieder vom Erdboden verschwinden, würden alle Bauten der heutigen Viertelmillionenstadt in Staub zerfallen und nur dieser Kaiserpalast zurückbleiben, Delhi bliebe doch neben Agra das Hauptziel aller nach Indien kommenden Touristen, denn dieser Kaiserpalast gehört zu dem Schönsten, was Menschenhände jemals geschaffen haben. Von der geschäftigen, stets belebten modern-indischen Silberstraße nach Osten gegen den Fluß zu wandernd, sah

ich vor mir eine ungeheure Festung auftauchen mit so mächtigen, dräuenden Mauern, so tiefen Wallgräben, so gewaltigen, von Türmen flankierten Toren, wie sie auf dem Erdball nur selten wiederzufinden sind, Mauern wie beim Kreml in Moskau oder beim alten Serail in Konstantinopel, mit Torbefestigungen, die der Engelsburg in Rom ähneln, aus rotem Sandstein erbaut. Bei aller Massenhaftigkeit sind sie doch leicht und zierlich, dank den persischen Torbogen, den luftigen Säulengalerien ringsum und den aufgesetzten Pavillonen und Türmchen. Wohl ein Quadratkilometer Raum wird von diesem gewaltigen Steinpanzer umschlossen, der sich viele Meter hoch über dem Stadtboden von Delhi erhebt. Das Tor führte mich unter den Befestigungen wie durch einen langen Tunnel hindurch, sanft ansteigend mit Wendungen und flankiert von so starken, mit Schießscharten versehenen Mauern, daß die gewaltsame Erzwingung dieses Tores geradezu unmöglich erscheint. Das Ganze macht den Eindruck unverfälschten Mittelalters. Erfüllt von der Geschichte dieser Kaiserstadt, mit all den Szenen und Ereignissen am Hofe der Großmoguln kam es mir vor, als wäre ich, einem zweiten Austin de Bordeaux gleich, auf dem Wege zum Großmogul selbst, als lägen nicht Jahrhunderte zwischen meinem Besuch und seiner damaligen Herrlichkeit. Aber die Nischen, in welchen sonst die Torwächter in eisernem Harnisch mit Morgensternen und Lanzen Wache hielten, waren leer; aus den Hunderten von Schießscharten starrten mir keine Kanonenmündungen entgegen, und als ich aus dem Tore in den inneren Festungshof trat, tönten mir englische Kommandoworte entgegen. Englische Rotröcke hielten hier Wache, der ganze weite Raum, wo einst alle Fürsten Indiens, die Abgesandten aller Höfe Asiens sich zu versammeln pflegten, um dem Großmogul auf seinem Pfauenthron ihre Ehrfurcht zu bezeigen, enthielt nun englische Kasernen, englische Munitionsmagazine, Wohnhäuschen für englische Unteroffiziere mit ihren Frauen! Während ich noch verwundert über diese Wandlung dastand, näherte sich mir ein Sergeant. „Wir haben die Verpflichtung, Besucher nach dem Kaiserpalast zu führen," sagte

er, seine Rechte an die Mütze legend, und wies mir den Weg nach einigen Gebäuden am anderen Ende des Hofes, die ich anfänglich zwischen den modernen Kasernenbauten gar nicht bemerkt hatte.

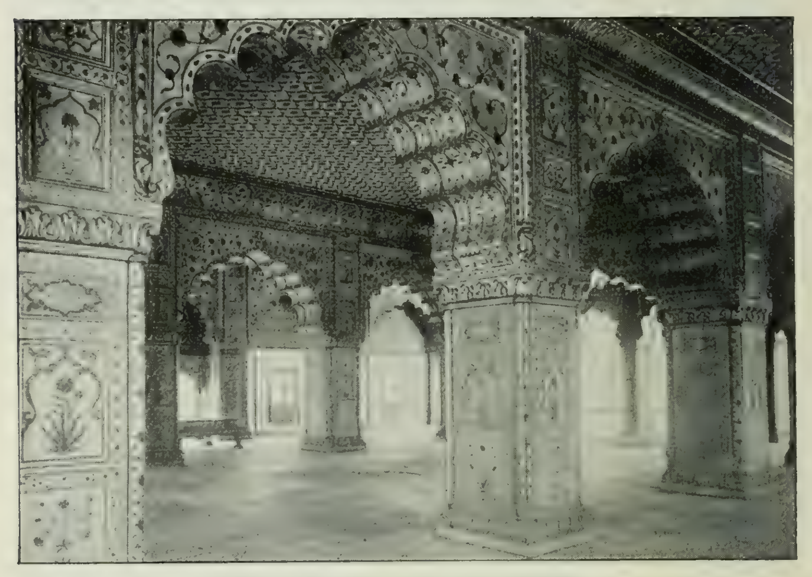
Die Stunden, die ich dort zubrachte, gehören zu den genußvollsten meines Lebens. Ich hatte eine Art Alhambra erwartet, aber was ich dort an Kleinodien morgenländischer Baukunst zu sehen bekam, übertrifft nicht nur den Maurenpalast von Granada, es übertrifft an Ausschmükkung, Kostbarkeit des Materials, Schönheit, Anmut, Zierlichkeit alles, was von Menschenhänden für Päpste, für Kaiser und Könige bisher geschaffen



Thron des Großmoguls in der äußeren Audienzhalle von Delhi (zum Schutz mit einem Eisengitter umgeben).

worden ist. All diese Audienzhallen, Privatgemächer, Baderäume, Wohnungen der Frauen, Moscheen u. s. w. sind aus blendendweißem, fleckenlosem Marmor hergestellt und in so vorzüglichem Zustande der Erhaltung, als wären sie erst gestern erbaut worden. Wahre Zauberkünstler bearbeiteten diesen Marmor wie Elfenbein mit dem zartesten Skulpturenschmuck; ja, diese wunderbaren durchbrochenen

Marmorplatten betrachtend, die, kaum fingerdick, die Haremsräume von den Audienzhallen scheiden, oder in die hohen Fensteröffnungen eingesetzt sind, schien es mir, als hätten die Künstler das Geheimnis gekannt, den Marmor in zarteste Fäden zu zerteilen und daraus Spitzen zu klöppeln. Der spiegelblanke marmorne Fußboden wird in den meisten dieser entzückenden Räume von Kanälen durchzogen, durch welche kristallklares Wasser sprudelt. Die blendendweißen Wände



Die Audienzhalle im Schlosse von Delhi.

sind mit Halbedelsteinen, hauptsächlich Karneol, Chrysopras, Achat, Jaspis und Amethyst eingelegt, Blumen- und Blattranken in der sogenannten Pietra Dura-Arbeit bildend, so zart wie die schönsten farbigen Stickereien. Die Privataudienzhalle der Großmoguln, der berühmte Diwan-i-Khas, ist ein Traum von Schönheit und Pracht, erhaben und unirdisch. Zu dem blendenden Weiß des Grundmaterials kommen hier zwischen dem Farbenschmelz des Pietra Dura noch reiche Vergoldungen, zarte Skulpturen, alles in den entzückendsten Formen, und dabei doch unähnlich allem, was das Abend- und Morgenland an

Wundern der Ausschmückung aufzuweisen hat. An einem Ende dieses schönsten Raumes solcher Größe, den ich auf meinen weiten Reisen gesehen habe, erhebt sich eine kniehohe Plattform, und auf dieser stand einst der berühmte Pfauenthron, das kostbarste Werk, das die Menschheit durch alle Zeitalter hindurch aufzuweisen gehabt hat, ein zwei Meter breiter Thron aus reinstem Golde, mit Perlen und Diamanten besät. Den Rücken bildeten zwei lebensgroße Pfauen mit ausgebreiteten



Zimmer in der „Zenana" (Frauenabteilung) des Schlosses in Delhi.

Schwänzen, ganz aus den herrlichsten Edelsteinen Indiens zusammengesetzt, und zwischen ihnen stand ein lebensgroßer grüner Papagei, aus einem einzigen Smaragd geschnitten! Der Wert dieses Thrones, als ihn der persische König Nadir Schah raubte, wurde auf hundertfünfzig Millionen Mark geschätzt, eine Summe, die man mindestens vervierfachen müßte, um auf den heutigen Wert zu kommen.

Die Schilderung all dieser traumhaft schönen Räume würde einen Band füllen, und doch würden all die Worte auch mit Hilfe des Zeichenstiftes und der Palette nicht hinreichen, um sie dem Leser vor

Augen zu führen! So hehr und rein, waren sie doch der Schauplatz der blutigsten Taten, der erbärmlichsten Intrigen, der niedrigsten aller menschlichen Leidenschaften, aber man kann sich von ihnen nicht ohne tiefes Bedauern trennen, so sehr wirken sie auf das Schönheitsgefühl im Menschen ein, so stolz machen sie den Menschen darüber, daß seinesgleichen so Schönes herzustellen vermocht hat. Von den zauberhaften Buen-Retiros der indischen Prinzessinnen in den marmornen Pavillonen genießt man einen weiten Ausblick auf die Ebene des Dschamnastromes, in dessen klarem Wasser riesige Schildkröten schwimmen, und an dessen Ufern Krokodile schlummern. Jenseits zeigt sich das ungeheure Trümmerfeld des alten Delhi mit seinen nach Tausenden zählenden Moscheen und Tempeln und Mausoleen, überhöht in weiter Ferne von dem herrlichen Turme von Kutab-Minar, einem der schönsten Baudenkmäler der Erde. Rom, Babylon, Palmyra und Luxor haben nicht halb so viel aufzuweisen wie dieses Ruinenfeld von Delhi, dieser Tummelplatz der Weltgeschichte. Sieben Delhis sind dort im Laufe der Jahrtausende erstanden und vergangen und wieder erbaut worden und wieder vergangen. Die aus leichterem Material gebauten Wohnungen der Millionen und Millionen von Menschen, die hier gelebt haben, sind zu Staub geworden, aber die ungeheuren Ringmauern und Festungen, die herrlichen Moscheen und Tempel von Ferozabad, Indrapat, Tuglakabad, Alidabad und wie sonst die früheren Delhi alle geheißen haben, sind geblieben, steinerne Denkmäler der Weltgeschichte und ihrer Lenker, die hier als Könige und Kaiser eines der größten Reiche des Erdballes beherrscht haben. Dort auf diesem an hundert Quadratkilometer umfassenden Trümmerfelde, durchzogen von vielverschlungenen Via Appias, liegt der Hauptreiz von Delhi, dort, und nicht in der modernen, durch die Engländer der banalen Gegenwart gewonnenen Stadt. Dort unter den Steinen liegt die Geschichte des indischen Reiches begraben, dort ist das alte romantische Indien!

23. Der Friedhof des indischen Reiches.

Wer diesen Friedhof nicht gesehen hat, kann sich unmöglich eine Vorstellung davon machen. Er ist auch gar nicht in Worten zu schildern. Delhi, die Stadt der Lebenden, ist bekannt, und ihre Paläste sind weltberühmt. Delhi, die Stadt der Toten aber ist die in Stein gehauene Geschichte Indiens seit vier Jahrtausenden.

Vier Jahrtausende! Zur Zeit, als die Könige, welche die Pyramiden Ägyptens erbaut haben, noch lebten und regierten, war Delhi bereits die Hauptstadt des indischen Reiches. Und während überall in der weiten Welt in den seither verstrichenen vierzig Jahrhunderten große Reiche entstanden und vergingen, Völker, ganze Zivilisationen vernichtet wurden, ist Delhi immer die Hauptstadt und Kaiserresidenz Indiens geblieben! Delhi war beinahe tausend Jahre alt, als der Sage nach die Gründung des ewigen Rom erfolgte, und wie sich die Geschichte Europas in früherer Zeit großenteils in Rom abgespielt hat, so wurde in Delhi die Geschichte Indiens und man könnte sagen der westlichen Hälfte Asiens gemacht, nicht nur in vergangenen Jahrtausenden, sondern bis auf die jüngste Zeit. Ja heute noch werden alle großen historischen Festlichkeiten nicht in Kalkutta oder Bombay, sondern in Delhi gefeiert, und die größte dieser Festlichkeiten seit der Niederwerfung der Großmoguln hat im Januar 1903 wieder Delhi zum Schauplatz gehabt. Die Fürsten Indiens, mit wenigen Ausnahmen, fanden sich mit ihren Hofstaaten und glänzendem Gefolge dort ein, um der Proklamierung des Königs von England zum Kaisar-i-Hind beizuwohnen und seinem Vertreter den Eid der Treue zu leisten.

Bei den fortwährenden Kriegen, Invasionen fremder Völker, Aufständen, Kämpfen um die Herrschaft über das ungeheure indische Reich, welche die Geschichte bis in die graue Vorzeit erfüllen, hat natürlich auch Delhi, die Kaiserstadt, in erster Linie gelitten, und das heutige Delhi ist bereits das siebente oder achte seit seiner Gründung. Jede

Dynastie baute sich auf der weiten Ebene des Dschamnaflusses eine andere Residenz und Hauptstadt. Die Bewohner der bisherigen Hauptstadt verließen sie allmählich bis auf den letzten Mann, um sich am glänzenden Hoflager ihres Kaisers neue Wohnstätten zu bauen, und die alte Stadt wurde dem Verfall überlassen. Wenn sie überhaupt noch vorhanden war! Wechselten nämlich die Dynastien, so waren die Ursachen dieses Wechsels doch gewöhnlich nur Kriege und Eroberungen durch fremde Herrscher oder durch eigene Usurpatoren. In jenen fernen Zeiten, als über Nacht Kaiser zu Sklaven und Sklaven zu Kaisern werden konnten, mußte gewöhnlich das ganze Volk unter diesen Ereignissen leiden. Die Stadt wurde gestürmt, geplündert, verbrannt, die Einwohner wurden niedergemetzelt, und die Sieger mußten sich notgedrungen eine neue Stadt bauen. Selbst in dem seit etwa zweieinhalb Jahrhunderten bestehenden Delhi von heute sprechen zahlreiche Ruinen von Palästen und Ringmauern, zerschossene Festungstore, eingefallene Türme von den Kämpfen, welche die Stadt zum Schauplatz gehabt haben. Sogar der herrliche Marmorpalast der Großmoguln, dieses indische Seitenstück zur Alhambra von Granada, wurde von Kämpfen nicht verschont, und auf den Trümmern mancher dazugehöriger Bauten erheben sich heute Kasernen der Engländer!

Wenn die zahllosen Ruinen, die auf dem unübersehbaren Trümmerfelde von Delhi heute in Einsamkeit schlummern, doch sprechen könnten! Was könnten sie für Geschichten erzählen, Geschichten, die den Zuhörer in das traumhafte Elysium geleiten, oder ihm vor Entsetzen das Herzblut starr machen könnten! Sie würden ihn zurückführen in Zeiten, wo kein Regierungswechsel sich ohne die blutigsten Schlachten, die grausamsten Morde, die verzweigtesten Intrigen abspielte, um den Gewinnern des gewagten Spieles einige Jahre des glänzendsten Lebens zu gewähren. Das Trümmerfeld von Delhi ist ein Golgatha vergangener Dynastien. Weit über hundert Quadratkilometer sind mit den Resten vergangener Städte bedeckt, neben Ruinen von beinahe vier-

tausend Jahren Alter erheben sich solche, die noch nicht dreihundert Jahre zählen. Von dem ersten Delhi sind freilich nur mehr Schutthaufen vorhanden. Arische Einwanderer unter einem König namens Yudhisthira haben es gegründet und ihm den Namen Indraprastha gegeben. Die Pandudynastie blieb dreißig Generationen lang auf dem Thron, bis sie von einem einstigen Sklaven, der sich zum Minister emporgeschwungen hatte, gestürzt wurde. Auf dem Trümmerfeld von Indraprastha baute sich der zweite in der langen Reihe der Großmoguln, Humayan, in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts seine Residenz, Indrapat genannt, und verwendete dabei die letzten Reste der mehrtausendjährigen Ringmauern der ersten Stadt für jene seiner eigenen. Diese Stadt Humayans steht zum Teil noch heute, und ihre mächtigen Bastionen, von riesigen Türmen flankierten Tore und ihre Moscheen ragen hoch über die mit Schutt bedeckte Ebene des Dschamnastromes empor. Nicht weit von ihr lag das Delhi des vierzehnten Jahrhunderts, von Feroz Schah Tuglak gebaut und Ferozabad genannt, damals eine der größten Städte Indiens, heute ein Trümmerfeld, wo nicht ein Stein mehr auf dem anderen steht. Selbst die Paläste und Moscheen, die sich sonst überall erhalten haben, sind vollständig verschwunden, mit Ausnahme eines einzigen Gebäudes, der berühmten Kotila. Nahe dem Strom erhebt sich dieser dreistöckige, massive Turm, die Basis für einen Sandsteinmonolith, eine Art Obelisk von einem Meter Durchmesser und vierzehn Meter Höhe bildend. Ähnliche Obelisken wurden vor undenklichen Zeiten von König Asoka in verschiedenen Orten Indiens errichtet, und auf ihnen wurden seine Gesetze eingegraben. Auch der Obelisk von Ferozabad, den Feroz Schah aus der Stadt Tophar, hundertundfünfzig Kilometer von Delhi entfernt, herbeischleppen ließ, trägt eine Pali-Inschrift aus dem dritten Jahrhundert vor Christi Geburt!

Südlich von Indrapat erheben sich aus dem Gestrüpp, mit welchem das Ruinenfeld überwuchert ist, Hunderte von gewaltigen Grabdenkmälern in Moscheenform, mit schönen steinernen Kuppeln. Die mensch-

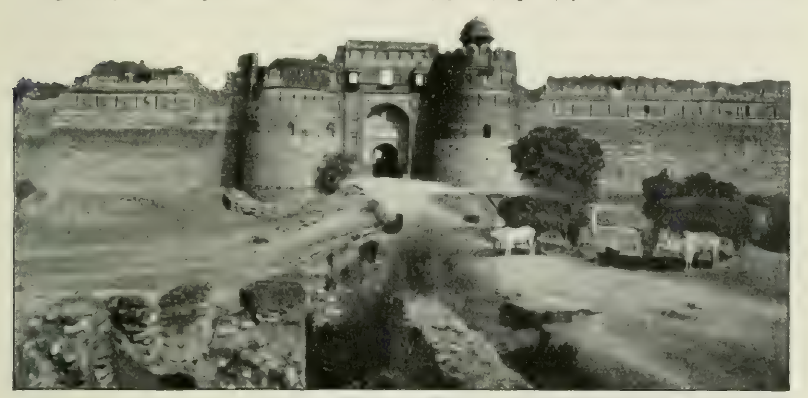
lichen Wohnungen, die früher rings um sie gelegen haben mochten, sind längst zu Schutt und Staub zerfallen, gerade so wie die Wohnungen der alten Ägypter rings um die Pyramiden an den Ufern des Nil. Und als ich bei untergehender Sonne in der Ferne die schönen, dunklen Umrisse dieser großen Kuppelbauten aus dem flammenroten Horizont hervortreten sah, wurde ich unwillkürlich an die Trümmerfelder von Memphis und Sakkara erinnert, die auch nicht älter und auch nicht malerischer sind als dieses.

Die Via Appia des alten Delhi, südlich von Indrapat, bietet in ihrem ganzen Charakter ähnliche Ausblicke dar, wie jener auf die lange Reihe verschieden großer Pyramiden von Heluan aus, nur daß an Stelle der Pyramiden hier die entzückendsten Kuppelbauten sich erheben. Grabmoscheen aus kostbarem Marmor mit herrlichen Skulpturen bedeckt, die Kuppeldächer belegt mit buntfarbigen Glasurziegeln, die hohen Außenwände mit langen Inschriften in altarabischer Schrift geschmückt. Sie eignet sich so vorzüglich zur Ornamentierung! Die Erbauer brauchten nur einige Koransprüche in die kahlen Mauern zu meißeln, und sie prangten in schönstem Schmuck.

Und wer liegt in diesen zahllosen Mausoleen begraben? Unter den einfachen Marmorblöcken, welche sich in der Mitte der Grabmoscheen erheben, schlummern Kaiser und Könige, Minister und Feldherren, Fürstinnen und Haremsdamen, aber auch Juweliere, Barbiere, Lieblingssklaven ihrer Herren. In der Nähe jedes Fürstengrabes stehen andere, mitunter prachtvolle Kuppelbauten, die sich die Lieblingsdiener noch zu ihren Lebzeiten errichtet haben. Das schönste Grabmal unter all den Hunderten des alten Delhi, ja mit Ausnahme des einzig schönen Tadsch Mahal von Agra sogar das schönste von ganz Asien ist das Mausoleum des Großmoguls Humayan, des Vaters von Akbar dem Großen. Denke man sich den größten Kuppelbau Berlins aus rotem und blendendweißem Marmor mitten in einem großen, schattigen Park, denke man sich den Hauptbau umgeben von Flügeln, auf deren flachen Dächern eine Reihe zierlicher kleiner Säulenpavillone, von

Kuppeln gekrönt, stehen, dann hat man ein ungefähres Bild der Grabmoschee Humayans. Sie würde jeder Großstadt Europas zur schönsten Zierde dienen, so herrlich ist sie in ihren Formen, so kostbar ist das Material, so zart und kunstvoll die Ausschmückung. Das Innere ist vollständig kahl und enthält neben dem Grabstein des Großmoguls noch zwei andere ohne Inschriften. In den Seitenhallen liegen noch fünf andere Großmoguln begraben, dazu elf Großwesire, Generale und Staatsmänner, die von ihren Fürsten würdig befunden wurden, in diesem herrlichen Bau den ewigen Schlaf zu schlafen.

Zwischen Dutzenden anderer Moscheen, zwischen den Trümmern

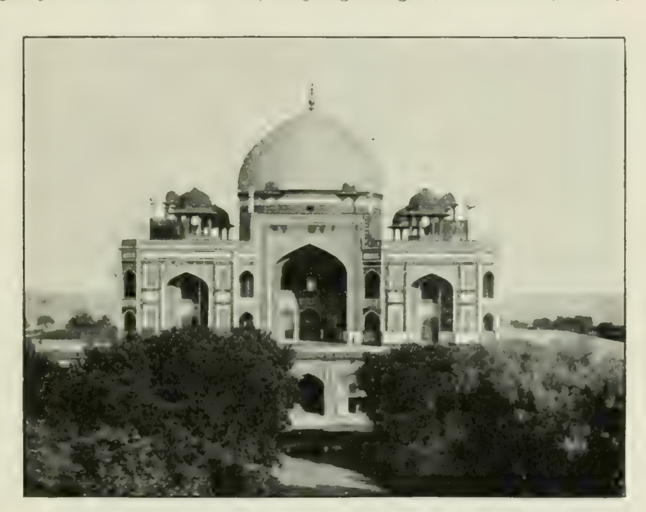


Ruinen von Indrapat.

von Tempeln und Festungswerken und Palästen führt der Weg weiter nach Süden. Selten begegnet man Menschen. Ziegen suchen sich im Gestrüpp zu den Seiten des Weges Nahrung, und unzählige wilde Pfauen stolzieren auf den einsamen Feldern umher, ihr Gefieder im Sonnlichte glitzernd. Von jeder Erhöhung des Weges sieht man immer wieder neue Ruinen, neue Moscheen. Mitten unter ihnen erscheint endlich, sechzehn Kilometer südlich vom heutigen Delhi, ein steiles Felsplateau, gekrönt von einem Kuppelbau, größer, mächtiger, anscheinend auch älter als die bisher gesehenen. Es ist Tuglakabad, die Hauptstadt und Residenz des Kaisers Tuglak, der sie zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erbauen ließ. Cyklopen scheinen ihm dabei

geholfen zu haben. Ungeheure Felsblöcke von mehreren Tonnen Gewicht sind hier zu geradezu unzerstörbaren dräuenden Mauern aufgetürmt, ein Sechseck von acht Kilometer Umfang bildend. Dreizehn Tore, von massiven Türmen flankiert, führen zu dem hoch über der Ebene liegenden Plateau, auf welchem noch heute die Ruinen des Kaiserpalastes zu sehen sind. Was muß dieses Tuglakabad für einen Anblick dargeboten haben, als innerhalb der finsteren, fast uneinnehmbaren Festung der Wüterich Tuglak noch hauste! Von Geburt ein Sklave, stieg er begünstigt durch das Glück von Stufe zu Stufe, bis ihn sein kaiserlicher Herr zum Statthalter des Pandschab ernannte. Kaum auf diesem machtvollen Posten, zog er gegen den Kaiser, ermordete ihn und seine Familie und setzte sich selbst auf den Kaiserthron. Er war der Gründer einer Dynastie blutdürstiger Wüteriche, die ein Jahrhundert lang Indien beherrschten, bis sie durch den großen Tatarenhäuptling Tamerlan im Jahre 1398 vertrieben wurden. Tamerlan stürmte mit seinen Horden die Stadt, ließ während fünf Tage und Nächte die Einwohner abschlachten, die Paläste plündern und seither ist Tuglakabad ein Tummelplatz der Panther und Schakale, die einzigen Einwohner dieser einst so großen Stadt. Mein Führer zeigte mir die Ruinen eines Gebäudes, das dem Sohn und Nachfolger Tuglaks, Mohammed, als Wohnung gedient haben soll. Mohammed ließ seinen eigenen Vater, den Kaiser, erschlagen, und während seiner glücklicherweise nur zweijährigen Herrschaft war es sein Hauptvergnügen, mit seinen Kriegern auf das eigene Volk Jagd zu machen. Den Erschlagenen wurden die Köpfe abgeschnitten, und diese prangten nach Tausenden auf den Zinnen der Festung! War er bei guter Laune, dann zog er in großem Staate, seine Elefanten mit Münzen beladen, durch die Stadt und warf das Geld unter die Leute. Als er einst einen Zahn verlor, ließ er ein großartiges Mausoleum bauen und dort, umgeben von seinem ganzen Hofe, unter großem Pomp den Zahn beisetzen! Tuglaks Grab, eine düstere Moschee, steht inmitten einer eigenen starken Zitadelle, rings umgeben von Sümpfen, die

früher einen See bildeten. Hier ruhen er, seine Königin und sein Nachfolger Mohammed, der gegenüber von Tuglakabad noch eine zweite Stadt und Residenz, Alidabad, anlegen ließ. Auch sie liegt in Trümmern. Aber das großartigste Trümmerfeld des alten Delhi befindet sich fünf Kilometer westlich von Tuglakabad, und schon aus der Ferne sah ich sein Wahrzeichen, den ungeheuren, seltsamen Turm, Kutab-Minar genannt, aufragen, der eines der merkwürdigsten und berühmtesten Bauwerke in ganz Asien ist. Um dahin zu gelangen, mußte ich durch die Trümmer von zwei weiteren Städten, Jahaupuna und Siri, die zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts vom Sultan Ala-ud-din erbaut wurden, und von denen das letztere diesem prachtliebenden Sultan als Residenz gedient hat. Von seinem weltberühmten Palaste Hazar-Minar, der von nicht weniger als tausend Minaretten überhöht war, sind nur noch Trümmer vorhanden, denn beide Städte dienten den Erbauern der späteren Delhis als Steinbrüche!

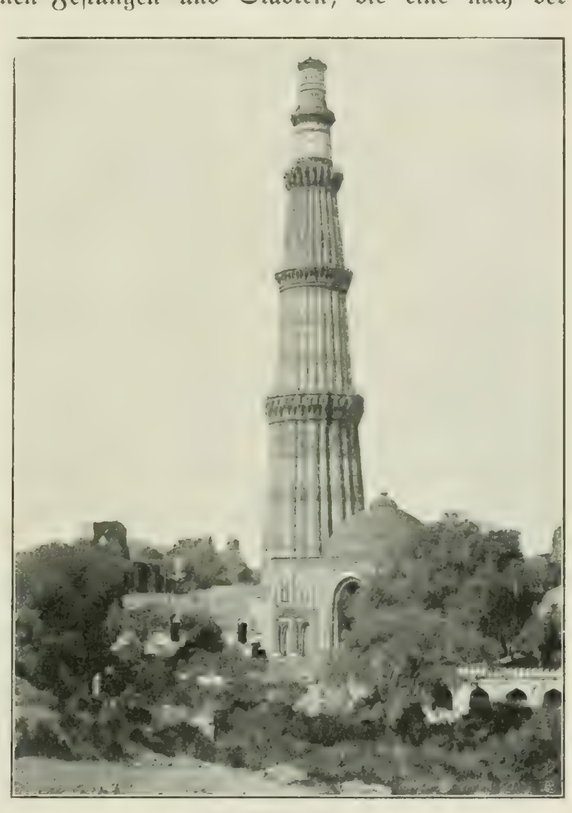


Grabmoschee des Großmoguls Humayan, Delhi.

Der Großvater Ala-ud-dins, Kutab-ud-din, und sein Vater, Altamsch, waren die Erbauer des Kutab-Minar, des höchsten und mächtigsten aller Minarette, welche jemals in der mohammedanischen Welt gebaut worden sind. Rings um ihn stehen noch die entzückendsten Moscheen und Säulenhallen aus derselben Zeit, zu welchen den genannten mohammedanischen Eroberern alle Hindu- und Dschaintempel der

Umgebung das Baumaterial gegeben haben. Unter den Hunderten von Säulen, die hier stehen, sind nicht zwei von gleicher Form und Größe. Alle zeigen noch Hindu- oder Dschainskulpturen und Inschriften, und zu einer mohammedanischen Moschee zusammengestellt, geschmückt mit Kuppelbauten und mächtigen Toren im persisch-indischen Baustil, machen sie einen eigenartigen Eindruck. Selbst der große Turm, der, in fünf Stockwerke abgeteilt, auf dreiundachtzig Meter Höhe emporragt, ist ein solches Gemisch von Hindu- und sarazenischem Stil. Dort, wo er mit den ihn umgebenden Moscheen, Säulenhallen und Grabtempeln steht, stand einst Lalkot, das erste, von Hindus gebaute Delhi. Bis zum Jahre 1191, also über drei Jahrtausende, war Delhi unter der Hinduherrschaft geblieben, und mit Delhi auch der größte Teil Indiens. Der letzte Hindukönig, Raja Pithora, umgab das alte Lalkot mit ungeheuren Ringmauern, zwanzig Meter hoch aus der Ebene ragend, und großenteils noch heute erhalten. Da kam die afghanische Invasion. Die fanatischen Mohammedaner schlugen den Hindukönig im Jahre 1191, und seine Nachfolger machten anfangs Lalkot zu ihrer Hauptstadt. Das Minarett Kutab-Minar ist ein unvergängliches Denkmal ihres Sieges, und seit es zum Himmel ragt, ist die Herrschaft über Indien den Mohammedanern geblieben bis zum Jahre 1857, als die Engländer den letzten Großmogul vom Throne jagten. Obgleich der gewaltige Turm nun schon achthundert Jahre steht, sind seine in rotem Sandstein ausgeführten Skulpturen, seine weißmarmornen Balkone und Ornamente in den verschiedenen Stockwerken so frisch und zart, als wären sie erst jetzt ausgeführt worden. An Majestät und Schönheit kann ihm wohl kein freistehender Turm des Abendlandes zur Seite gestellt werden. Weder die Giralda von Sevilla, noch der Campanile von Florenz, noch der jetzt unter seinen eigenen Trümmern begrabene Markusturm von Venedig reichen an ihn heran. Seine Säulenbündel, als welche die eingeschnittenen Vertikalfurchen des Turmes die einzelnen Stockwerke erscheinen lassen, verjüngen sich nach oben, so daß der Turm an der Basis einen Durch-

messer von sechzehn Meter, an der Spitze nur von drei Meter besitzt. Eine gewundene Treppe von dreihundertfünfundsiebzig Stufen führt in seinem Innern empor zu dem höchsten Balkon, und von dort oben allein erhält man einen Überblick über das gesamte Ruinenfeld von Delhi, mit all seinen Festungen und Städten, die eine nach der anderen entstanden und vergangen sind, wie die Dynastien, denen sie als Residenzen gedient haben.


Der Kutab-Minar.

In der Nähe dieses merkwürdigen Turmes, dessen Bild jedem, der ihn einmal gesehen, immer wieder in unsagbarer Majestät vor das Auge tritt, steht noch ein anderes Objekt, viel kleiner, unscheinbarer, aber ungleich merkwürdiger, rätselhafter. Im Hofe der Moschee, vor ihrem herrlichen Eingangstore, erhebt sich auf steinernem Sockel ein Obelisk sieben Meter hoch, und etwa vierzig Zentimeter im Durchmesser. Dieser Obelisk ist aus einem einzigen Stück Eisen geschmiedet, und eine Inschrift auf ihm besagt, daß er von Raja Bhava im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung errichtet worden ist! Wir staunen heute, in dem Zeitalter der Dampfhämmer und

Dampfkrane und anderer cyklopischer Behelfe der Eisenindustrie über die mächtigen Panzerplatten, über die langen Wellen, die für Schiffsschrauben geschmiedet werden, und hier, im Trümmerfeld von Delhi, steht eine derartige Schiffswelle aus Schmiedeeisen schon seit sechzehnhundert Jahren!

* * *

Von einer dieser in Ruinen liegenden Städte zur anderen führen Straßen, wahre Seitenstücke zu der berühmten Via Appia in Rom, denn auf diesen Straßen einherfahrend, erblickt man wie dort mitten unter den mit Gestrüpp bedeckten oder mit wallenden Feldern bekleideten Trümmerfeldern hier und dort großartige Bauten emporragen, die Zeugnis ablegen von der Pracht, die in diesen längst verschwundenen Hauptstädten des indischen Reiches geherrscht haben mochte. Ja, diese Bauten machen auf den Besucher einen noch weit tieferen Eindruck als jene des antiken Rom, denn während sie dort selbst nur Ruinen sind, zeigen sich die Moscheen, Mausoleen und Tempel des alten Delhi der Mehrzahl nach in vorzüglichem Zustand der Erhaltung. In den Bäumen ringsum spielen wilde Affen ihre Possen, auf den einsamen Feldern stolzieren Hunderte und aber Hunderte von Pfauen mit herrlichem Gefieder umher, auf den Trümmerhaufen dieses größten Ruinenfeldes der Erde springen hier und dort halb verwilderte Ziegen umher, und zur Nachtzeit hausen hier Panther und Schakale. Nur der Mensch fehlt, und das ist es vor allem, was dieses mit so wunderbaren Bauten erfüllte alte Delhi gar so traurig macht.

Aber ein Plätzchen fand ich doch, das auch von Menschen bewohnt ist, das schönste, lieblichste, lauschigste dieses hundert Quadratkilometer großen Friedhofes von Indien, eine wahre Oase. Sie liegt nicht weit vom Grabe Humayans. „Wollen Sie nicht auch das Grab des Dichters Kusrau ansehen?“ fragte mich mein Dolmetscher, „es liegt nur hundert Schritte weit, jenseits dieses Trümmerhaufens.“ Nur un=

willig folgte ich ihm dorthin. Denn was sollte ich am Grabe eines mir unbekannten Dichters, der vor über sechshundert Jahren gelebt hat, wenn ich mich unter den Mausoleen Dutzender von Kaisern und Schahs und Großmoguln befand? Ich stand schon davor und sah es noch immer nicht, so tief ist es eingebettet zwischen den Trümmern vergangener Städte, die den natürlichen Erdboden der Umgebung um mehrere Meter erhöht haben. Indier haben durch diesen Schutt einen Hohlweg gegraben, zu einem uralten Tor, an das sich ein paar bewohnte Hütten lehnen. Welche Freude für mich, hier in dieser unsagbar öden Einsamkeit wieder Menschen zu sehen, wenn es auch nur bettelnde Hindus waren! Sie machten ihren Salaam, und einer von ihnen, ein schöner bärtiger Mann in langem weißen Kaftan, führte mich zunächst zu einer der eigentümlichen indischen Baolis, das heißt tiefen Brunnenbassins, welche besonders im westlichen Indien die Bewohner mit Wasser versehen. Zehn Meter hohe Mauern umgeben das Bassin, und auf einer Seite der Umfassungsmauer erhebt sich ein Steinhaus, auf dessen Dach, vielleicht zwanzig Meter über dem trüben, grünbedeckten Wasserspiegel, erwartungsvoll ein paar nackte schwarze Kerle standen. Der Cicerone bat mich um zwei Rupien für sie; dafür würden sie von der schwindelnden Höhe ins Wasser springen. Schien mir das schon ein gefährliches Wagnis, so war es mir auch noch unbegreiflich, wie die tollkühnen Taucher, einmal im Wasser, an den glatten, nicht den mindesten Halt bietenden Mauern zehn Meter hinauf wieder auf festen Boden gelangen könnten. Zu so gewagtem Spiel wollte ich keine Handhabe bieten. „No man drown here," beteuerte der Cicerone in gebrochenem Englisch. „This well holy, dieser Brunnen ist heilig, der große Heilige Naisam-ud-din, der dort drinnen begraben liegt, hat ihn gesegnet. Wasser sehr tief, zwölf Meter, aber niemand kann ertrinken."

Als ich noch immer zögerte, ging der Cicerone im Preise herunter. „Give one Rupee, men jump", und das ging so fort, bis er bei sechs Annas — etwa fünfzig Pfennige — angelangt war. Er bettelte so,

und Bargeld ist unter den armen Leuten in Indien so selten, der Verdienst bei der geringen Zahl an Reisenden auch so kärglich, daß ich ihm die Münzen gab, ohne auf den Salto mortale der schwarzen Kerle auf dem Dach oben Anspruch zu machen. Kaum sahen sie aber das Silber in der Hand ihres Landsmannes blinken, schrien sie laut auf, stürzten sich kopfüber in die Tiefe und verschwanden unter dem grünlichen Wasserspiegel. Angsterfüllt harrte ich auf ihr Emporkommen. Ich zählte die Sekunden, es wurden daraus Minuten und noch immer war von ihnen nicht die leiseste Spur zu sehen. Waren sie insgesamt ertrunken? Mein Cicerone machte das gleichgültigste Gesicht der Welt und forderte mich auf, ihm zum Grabe des Dichters zu folgen. Zögernd ging ich ihm nach, und als ich durch ein zweites Tor getreten war, standen die Taucher da und blickten mich grinsend, Bakschisch, Bakschisch rufend an! Ich hatte dafür keine andere Erklärung', als daß irgend ein unterirdischer Gang aus dem Wasser an die Oberfläche führt. Abgesehen von dem gewaltigen Sprung, ist es immerhin ein Kunststück, so lange unter Wasser zu bleiben und die Passage dort aufzufinden.

Was mich jetzt mehr fesselte, war der Hof, in welchem ich mich befand. Mit weißen Marmorplatten gepflastert, ringsum von hohen, mit Inschriften bedeckten Mauern umschlossen, über welche die Schutthaufen des alten Delhi draußen hinwegragen, zeigte er eines jener malerischen orientalischen farbenreichen Bilder, welche dem Beschauer zeitlebens unvergeßlich bleiben. Im Schatten riesiger Tamarinden liegen hier eine Reihe hochinteressanter Gräber. In der Mitte zwischen ihnen erhebt sich eine entzückende kleine Grabmoschee, ein architektonisches Kunstwerk von außerordentlicher Schönheit, etwa wie die berühmte Omarmoschee in Jerusalem, nur kleiner, zarter, zierlicher. Der zentrale Kuppelbau, ebenso wie die reizenden Säulengalerien, die sich im Viereck an ihn anschließen, sind aus dem reinsten weißen Marmor. Die Kuppel ist mit vergoldeten Kupferplatten gedeckt, mit bunten Blumengirlanden in Email; die Säulen zeigen die zartesten Skulpturen, und der Sarkophag, der in der Mitte unter der Kuppel

liegt, wird von durchbrochenen Marmorwänden umschlossen, Platten von mehreren Quadratmetern Größe und doch kaum fingerdick. Die Zeichnung der durchbrochenen Arbeit ist von einer Zartheit, wie sie bei uns kaum in Elfenbein ausgeführt werden kann. Ein schwerer, mit Goldstickereien bedeckter Teppich war über das Grab gebreitet, auf den schneeigen Marmorplatten davor waren frische Blumen gestreut und die Zwischenräume der Säulenkolonnaden waren mit bunten Teppichen verhängt, vor welchen sich oben eine Girlande aus Straußeneiern hinzog. Hier und dort lagen ein paar betende Gestalten auf den Knieen, und ihre bunte Kleidung erhöhte den Farbenreiz des Bildes. Ringsum an den Mauern des weiten Hofes, dem die Strahlen der Abendsonne noch stellenweise warme Lichter aufsetzten, liegen andere Gräber, alle mit ähnlich herrlichen durchbrochenen Marmorplatten umgeben, die sich wie weiße Spitzenvorhänge ausnehmen. Unter den Bäumen lagerten Gruppen von Männern und Frauen; die einen lauschten rauchend den Worten des Erzählers, andere spielten, Mädchen flochten aus den vor ihnen liegenden Blumenhaufen mit geschickter Hand Ketten zur Ausschmückung des Grabes. Und während ich entzückt vor diesem unverfälschten Bilde des fernen Orients dastand, kam ein junges Mädchen mit elastischem Schritt in den Hof, gefolgt von einer älteren Frau und zwei Männern. Die letzteren machten es sich mit untergeschlagenen Beinen unter einem Baum bequem, während das Mädchen aus einem Bündel bunte, mit Gold und Silber reich gestickte Kleider hervorzog, und unbekümmert um die Anwesenden ihren geschmeidigen braunen Körper damit drapierte. Dann begannen ihre Begleiter zu musizieren, der eine auf einer Art Violine, der zweite auf einer Schalmei, und nach ihren Klängen tanzte das Mädchen auf dem blanken Marmorboden vor dem Grabe des Heiligen. Tanzte, wie nur die Nautschmädchen Indiens tanzen können, nicht mit den Füßen und Beinen, sondern mit ihrem schlangengleichen Körper, ihren Armen und Händen, so süß und verführerisch, wie man es sich in den heimlichen Räumen eines Harems vorstellt, aber nicht

vor einem Grabe unter fremden Menschen. Dann trat sie zögernd in die Säulenhalle, legte Blumen als Opfer vor das Grab, warf sich auf die Kniee und betete. Sie hatte als Opfergabe Schöneres als diese Blumen, sie hatte ihre Kunst, ihren schönsten Tanz mitgebracht. Und welcher große Heilige liegt hier, daß man ihm solche Verehrung zollt? Sein Name ist Naisam-ud-din. Er war vor sechshundert Jahren einer der Generale des Sultans Ala-ud-din und soll auf dessen Anstiften den Kaiser Tuglak ermordet haben!

In den weißen Marmornischen, verborgen hinter den so bewundernswert zarten, durchbrochenen Platten aus gleichem Material, die nun schon seit Jahrhunderten unter freiem Himmel stehen und doch so neu aussehen, kann man wie durch einen Spitzenschleier die steinernen Sarkophage einer ganzen Menge vornehmer Herrschaften sehen. Hier das Grab der unglücklichen indischen Majestät Mohammed Schah, jenes Großmoguls, dem der Perserkönig Nadir Schah seinen Pfauenthron und andere Schätze raubte. Dort ein Sohn und eine Nichte Akbars II., weiter ein Sohn des Schah Alam und endlich, der Grabmoschee Naisams gegenüber, das einfache Grab der Tochter das berühmten Kaisers Jehan, mit dem schönen Namen Jehanara. Sie ist eine der entzückendsten und erhabensten Frauengestalten der indischen Geschichte. Von blendender Schönheit und als Kaiserstochter viel umworben, zog es Jehanara Begam (Prinzessin) doch vor, ihrem Vater in die Gefangenschaft zu folgen, als ihr Bruder, der spätere Großmogul Aurangzeb, ihn vom Throne stieß und in dem Kaiserpalast von Agra einsperren ließ. Nach dem Tode ihres Vaters führte sie ein so gottgefälliges Leben und übte so große Barmherzigkeit, daß sie sich der höchsten Verehrung seitens der Indier erfreut und unter die mohammedanischen Heiligen gerechnet wird. So zeigt denn auch heute noch die Nische, in der sie ruht, einen weißen Sarkophag, der oben eine Grasdecke trägt. Welcher Kontrast zwischen diesem Grabe und jenem ihrer Mutter, welcher Kaiser Jehan in Agra das schönste Denkmal der Erde, den Tadsch Mahal, errichten ließ!

Erst als ich mich dem Ausgang wieder zuwandte, entdeckte ich das Grab des Dichters Kusrau, das die eigentliche Veranlassung zu meinem Besuch dieses so versteckt in den Ruinen Delhis gelegenen Plätzchens war. Ein einfacher Stein bezeichnet die Stelle, wo einer der größten Poeten Indiens ruht. Seine Lieder werden heute noch gesungen, obschon er vor sechshundert Jahren, im Jahre 1315 in Delhi das Zeitliche segnete. Er war der poeta laureatus des Kaisers Tuglak, und schon zu seinen Lebzeiten erfreute er sich so großer Berühmtheit, daß der nicht minder berühmte persische Dichter Sa'adi eigens nach Indien pilgerte, um ihn kennen zu lernen. Boccaccio und Dante waren seine Zeitgenossen. Ich wünschte, ich hätte etwas von der Erzählergabe des ersten, um die Märchen aus „Tausend und einer Nacht“, die sich hier in den verschwundenen Hauptstädten Indiens abgespielt haben, niederzuschreiben, und etwas von dem Genius des letzteren, um die Großartigkeit zu schildern, in der sich der ungeheure Friedhof Indiens, dieses Golgatha vergangener Kaiserdynastien, noch heute zeigt!

24. Hotels und Bakschisch in Indien.

Man sollte glauben, daß in diesem Dreihundertmillionenreiche, das schon seit Jahrhunderten unter englischer Herrschaft steht und so großen Reiseverkehr aufzuweisen hat, auch für die Reisenden entsprechend gesorgt wäre. Indien besitzt ja Millionenstädte und Welthäfen, wie Bombay und Kalkutta, dazu Touristenzentren mit Sehenswürdigkeiten, wie sie in ganz Asien nicht wieder zu finden sind. Man braucht dabei nur an Delhi oder Agra oder Benares zu denken. Aber gerade in den Städten, wo es am meisten zu sehen gibt, sind die Hotels die unzulänglichsten.

In Bombay ist wenigstens ein Hotel, das Esplanadehotel, vorhanden, wo man leidliche Unterkunft findet. Es besitzt eine Reihe

großer luftiger Zimmer, mit der Aussicht auf die mit Tropenbäumen beschattete Esplanade, die großen prächtigen Riesenbauten und breiten Straßen, welche Bombay zur schönsten Großstadt Ostasiens machen, und darüber hinaus erblickt man das weite blaue Meer, von wo auch in der heißesten Zeit stets ein kühles Lüftchen herüberweht. Auf der breiten Veranda im ersten Stockwerk läßt es sich gut ruhen und die Taschenspieler, Schlangenbändiger und Zauberkünstler beobachten, die unten auf der Straße in Erwartung eines reichen Obolus den Touristen ihre mitunter staunenswerten Kunststückchen vormachen. Im Speisesaale und in vielen Schlafzimmern weht von der Decke die Punka, der in den Tropen fast unentbehrliche Riesenfächer, und fächelt dem schweißtriefenden Insassen Kühlung zu. Mit jedem Zimmer ist ein Baderaum verbunden, über jedes Bett ist ein Mückennetz gespannt, und sind die Matratzen und Kopfkissen auch so hart, daß der daran nicht Gewöhnte am anderen Morgen Gliederschmerzen hat, so ist es doch besser, als auf weichen Federbetten liegend die Nacht in Schweiß gebadet zuzubringen. Die Zimmer werden in allen Hotels östlich des Suezkanals von Männern besorgt. Die Herrschaft des Stubenmädchens reicht nur bis ans Mittelmeer. Für Damen ist es in der ersten Zeit etwas unbehaglich, von bärtigen Dienern mit Turbanen auf den schwarzen Köpfen bedient zu werden, aber sie gewöhnen sich bald daran, und die wenigsten entschließen sich, eine indische Aya zu nehmen, die von den Toilettengeheimnissen einer Europäerin doch nichts versteht. Eine europäische Kammerzofe mitzunehmen, kostet so viel und ist in dem Lande, wo Europäer nur als Herren, niemals als Diener auftreten, mit so großen Schwierigkeiten verknüpft, daß sich nur die Reichsten einen derartigen Luxus erlauben.

Man sieht, selbst in dem besten Hotel Indiens ist die Behaglichkeit nicht groß; in Kalkutta sind die Hotels noch viel weniger ansprechend und in der Reisezeit, besonders im Dezember und Januar, so überfüllt, daß man nur mit Mühe Unterkunft findet. In Madras, der drittgrößten Stadt Indiens, wird das Hotelelend noch empfindlicher,

denn zu der schlechten Unterkunft kommen hier noch die teuren Preise. Im allgemeinen sind die Rechnungen keineswegs hoch; in den genannten drei Hauptstädten zahlt man für Wohnung und ganze Verpflegung zehn bis zwölf Rupien täglich, d. h. also etwa vierzehn bis siebzehn Mark; in den Hotels der kleineren Städte ist der Durchschnittspreis täglich nur sechs Rupien, d. h. also etwa acht Mark. Im sogenannten „besten" Hotel in Madras jedoch, in Connemara House, werden dem Reisenden, der sich gewöhnlich nur einen oder zwei Tage aufhält, die begonnenen Tage als ganze angerechnet.

Wer von den drei Hauptstädten aus ins Innere Indiens reist, der muß allem Hotelkomfort Lebewohl sagen. Selbst in dem berühmtesten, an den großartigsten Sehenswürdigkeiten so überreichen Touristenmittelpunkte Indiens, in Benares, gibt es kein Hotel europäischer Art, und in Jeypur, Udaipur, Baroda u. s. w. stehen dem Reisenden nur Herbergen zur Verfügung, nicht viel besser als gewöhnliche Dorfherbergen. Glücklich derjenige, der vom Vizekönig mit Empfehlungen an die in jeder Hauptstadt eines eingeborenen Maharaja wohnenden englischen Residenten versehen wird. Für ihn gibt es keine Hotelfrage. Auf dem Bahnhofe wird er von dem Vakil, d. h. einem Haushofmeister oder indischen Sekretär des Residenten, in Empfang genommen. Diener des letzteren in scharlachroter, goldverbrämter Livree besorgen sein Gepäck, vor dem Bahnhofe steht eine elegante Equipage, die den Bevorzugten nach der „Residency", d. h. der Wohnung des Residenten bringt, und dort werden ihm die bequemen, englisch eingerichteten Gasträume zur Verfügung gestellt. Er speist an der Tafel des Residenten, der etwa den Posten eines Gesandten Englands bei dem betreffenden indischen Fürsten versieht, ein Unterbeamter begleitet ihn auf allen seinen Ausflügen, und wo sich die stadtbekannte Livree des Residenten zeigt, stehen Türen und Tore offen, ohne daß man von den zahllosen Bakschischbettlern, die sonst jeden Reisenden verfolgen und bedrängen, belästigt wird. Beim Abschied, nach zwei- oder dreitägigem Aufenthalte, hat man freilich die aus einem Dutzend Köpfen

oder noch mehr bestehende Leibdienerschaft mit ebenso hohen Trinkgeldern abzufüttern, als die Hotelrechnung ausmachen würde, aber man war doch zum mindesten in der bestmöglichsten Weise untergebracht und bekam Gelegenheit, Sehenswürdigkeiten zu besichtigen, die in der Regel dem Dutzendreisenden vorenthalten bleiben.

Noch besser geht es dem Touristen, wenn er dank seiner Beziehungen während seines Aufenthaltes in der Hauptstadt eines der zahlreichen indischen Maharajas von dem Fürsten als Gast geladen wird. Die meisten Beherrscher der größeren Staaten, wie Baroda, Haidarabad, Gwalior, Alwar, Udaipur, Jeypur u. s. w. unterhalten in ihren Residenzen eigene Guesthouses, d. h. Absteigequatiere für ihre Gäste. Manche dieser fürstlichen Hotels sind wahre Paläste, mit eigener Haushaltung und einem großen Stab von Dienern, mit Equipagen, Pferden, Elefanten u. s. w. Alles das steht dem Gaste zur Verfügung, jeder Wunsch wird ihm sofort erfüllt, er kann bleiben, solange er mag, und will er abreisen, so wird er gewöhnlich noch gebeten, seinen Aufenthalt zu verlängern, alles auf Kosten des freigebigen Landesfürsten. Indessen während der großen Reisezeit kommen auch viele englische Pairs und Parlamentsmitglieder nach Indien, und es trifft sich vielleicht gerade, daß die fürstlichen Absteigequartiere sowie die Gasträume der Residenten besetzt sind. Dann bleibt nichts anderes übrig, als im „Hotel" abzusteigen, wenn auch vielleicht als Gast des Maharaja. So ging es mir in Jeypur, einer der schönsten und eigenartigsten Hauptstädte Indiens. Der prachtliebende gastfreie Herrscher befand sich gerade als strenggläubiger Hindu in Benares, um in den heiligen Gewässern des Ganges zu opfern. Sein Vakil hatte einen Palastbeamten zu meinem Empfang auf den Bahnhof gesandt; eine fürstliche Equipage, begleitet von einem Gardisten mit Schild und Schwert, brachte mich in das Hotel und stand während meines dreitägigen Aufenthaltes zu meiner Verfügung. Aber dieses Hotel! Obschon Jeypur gewiß von allen Indienreisenden besucht wird und es an Besuch also keineswegs fehlt, gibt es für sie kein anderes Unterkommen, als zwei

ebenerdige Herbergen außerhalb der Stadt. Die bessere davon führt den stolzen Namen Kaisar-i-Hind Hotel. Das klingt besonders in Indien viel besser als Grand oder Continental Hotel. Aber wie wenig entsprach es seinem Namen und meinen Erwartungen! Nach kurzer Fahrt lenkte die fürstliche Equipage in einen weiten, sonnigen, staubigen Hof ein, umgeben von einer hohen Steinmauer. Im Hintergrunde erhob sich ein niedriger Bau, einer Stallung nicht unähnlich, und dies war das Hotel Kaisar-i-Hind. Ein beturbanter Eingeborener stellte sich in gebrochenem Englisch als Besitzer vor und sagte mir, der Vakil hätte bereits Wohnung für mich bestellt. Damit führte er mich in einen dunklen Raum, in dem sich ein hartes Bett, ein wackliger Tisch und ein Stuhl befand. Eine niedrige Tür führte in ein Kämmerlein, wo auf dem gemauerten Boden ein rundes Gefäß zum Baden stand. Beim Betreten dieses Baderaumes eilte ein großer Skorpion quer über den Fußboden und versteckte sich in einer Mauerritze. Eine niedrige Türöffnung in der jenseitigen Mauer führte wieder in den weiten sandigen Hof, wo die elenden Hütten der Dienerschaft standen. Durch diese Tür pflegte ein Kuli des Morgens und Abends in Ziegenschläuchen das Wasser für mein Bad zu bringen.



Indische Tänzerin.

In ähnlicher Verfassung waren alle anderen vollbesetzten Fremdenzimmer des Hotels Kaisar-i-Hind. In der Mitte des langgestreckten Gebäudes war ein Zimmer als „Speisesaal" eingerichtet, mit schmutziger Tischwäsche und schadhaften Bestecken. An den weißgetünchten Wänden hingen, mit zahlreichen Fliegen bedeckt, billige Farbendrucke König Alberts von Sachsen und einer orientalischen Schönheit. In der Vorhalle zu diesem Speisesaale hockte eine Anzahl beturbanter Hindus auf ihren Waden und bot allerhand alte Waffen, bronzene Götzen-

figuren und Kuriositäten feil. Davor die sonnige Sandfläche, jenseits über den Mauern der Umfassung staubbedeckte Baumkronen der Gärten — von der Stadt Jeypur war nichts zu sehen.

In diesem „Hotel“ ist im Laufe der Jahre die große Mehrzahl der Indienreisenden abgestiegen. Jeder wird von dem Hotelier, der Dienerschaft, den ambulanten Händlern, den Basarbesitzern in der Stadt, den Fremdenführern und Aufsehern der Sehenswürdigkeiten als willkommene Beute, als reisender Geldsack angesehen, der nur dazu da ist, geplündert zu werden. Eine so umfassende Kamarilla zum Aussaugen und Übervorteilen des arglosen Reisenden ist wohl in der weiten Welt nirgends wiederzufinden, selbst sonst nicht in Indien, wo die Schamlosigkeit in dieser Hinsicht am weitesten getrieben wird. Ich nahm natürlich das mir angebotene Zimmer an, denn andere Unterkunft war nicht aufzutreiben. Sofort kamen etwa ein Dutzend Kulis zum Vorschein, die meine vier oder fünf Gepäckstücke vom Wagen hoben und in mein Zimmer brachten. Ein einziger hätte das besorgen können, aber dann hätte nur ein einziger Trinkgeld fordern können. So blieben sie alle im Zimmer erwartungsvoll stehen. Ich bedeutete ihnen, es wäre gut, sie könnten gehen. Da streckten sie ihre schmierigen schwarzen Hände aus — zuerst demütig stumm, und als ich diese Zeichensprache nicht verstehen wollte, riefen sie: „Bakschisch, Master, Bakschisch, plenty Kulis, plenty Work!“ Ich warf ihnen ein Vierannastück zu, also etwa fünfunddreißig Pfennige. Daraufhin zogen sich drei der Kerle zurück, die anderen blieben bettelnd stehen, bis ich ihnen energisch die Türe wies. Nun postierten sie sich ans Fenster und bettelten dort, augenscheinlich ganz erstaunt über das Unrecht, das ich ihnen zufügte. Erst als ich mit dem Stocke vor die Türe trat, schlichen sie davon.

Im Korridor hatte sich inzwischen das Personal der fürstlichen Equipage eingefunden: der Gardist mit Schild und Schwert, der Kutscher und die zwei in zerlumpten Livreen steckenden Kerle, die auf dem hinteren Trittbrett gestanden hatten. Nur die Pferde waren nicht

gekommen. Alle standen erwartungsvoll und würdig da, als wäre Zahltag für ihren Monatslohn. Hinter ihnen gewahrte ich drei besser gekleidete Personen mit verschmitzten Gesichtern, und weiter im Hintergrunde harrten ein paar Händler, beladen mit Schwertern, Lanzen, Dolchen, Seidenstoffen und Stickereien. Ich rief den Hotelier herbei. Er meinte, es wäre Sitte, die Leute des fürstlichen Wagens durch eine Kleinigkeit zu entschädigen. Ich gab dem Gardisten eine Rupie (1,30 Mark) für die ganze Gesellschaft. Er behielt die Hand offen und blickte ernst auf das Silberstück darin herab, die anderen guckten über seine Schultern ebenfalls auf die Münze, blieben noch einige Augenblicke stehen, als müßten gewiß ein paar andere Münzen folgen, dann verbeugten sie sich tief und verschwanden. Der Tarif für eine Droschkenfahrt vom Bahnhof nach dem Hotel ist, nebenbei bemerkt, nur zwölf Annas, also etwa eine Mark.

Nun traten die Händler vor und verlangten, ich möchte ihnen doch ihren Krimskrams abkaufen, mit solcher Bestimmtheit, als hätte ich sie telegraphisch hierher bestellt und wäre eigens nur ihrethalben nach Jeypur gekommen. Sie nannten mir Preise, für welche ich in Europa einen ganzen Kuriositätenladen hätte auskaufen können. Daß sie mich für dumm genug hielten, mir solche Preise abzufordern, war zu viel, und ich jagte sie fort. War ich doch von der Reise müde, staubbedeckt und beschmutzt und mußte mich zunächst umkleiden. Aber ich wurde nochmals aufgehalten. Die Fremdenführer näherten sich mir, mit schmutzigen Papierbündeln in der Hand, Zeugnisse früherer Opfer, und boten ihre Dienste an. Ich bedeutete ihnen, später zu kommen, und konnte nun aus voller Seele „Endlich allein!“ rufen.

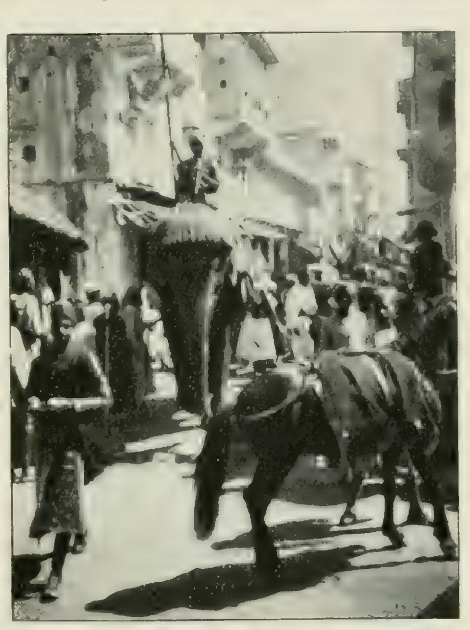
Derlei Belästigungen wiederholten sich während der ganzen Zeit meines Aufenthalts, und ähnliche Erfahrungen wird wohl jeder Besucher der herrlichen Fürstenstadt gemacht haben. Vor meiner Türe lagerten schon am frühen Morgen Zauberkünstler und Schlangenbändiger, Händler und Führer und lauerten auf den Augenblick, wo ich aus dem Bette kroch und, vor die Türe tretend, nach einem Boy

rief. Sofort sprangen sie auf und boten ihre Dienste an, nicht bittend, sondern als wäre es ihr gutes Recht, geradeso wie das des Steuereinnehmers auf die Zahlung der Staatssteuern. Erscholl der Gong zum Frühstück oder Mittagmahl, dann wurde jeder Hotelgast bis zum Eingang in den Speisesaal von diesen zudringlichen Kerlen verfolgt, traten wir nach der schlechten Mahlzeit in die Vorhalle, um dort kurze Zeit Siesta zu halten, so waren sie auch wieder da. Um diese Händler los zu werden, bot ich ihnen als Antwort auf ihre unverschämten Forderungen eine lächerlich niedrige, ganz unmögliche Summe. Da kam ich aber schön an! Sie schlossen daraus, daß ich doch den Wunsch hegte, zu kaufen, und die Plage ging erst recht los. Ich beklagte mich beim Wirt. Er zuckte die Achseln und meinte, es wäre immer so gewesen, er könnte dagegen nichts machen. Ich erfuhr erst später, daß er mit den Händlern, Führern, Kutschern, Wageninhabern der Stadt u. s. w. unter einer Decke steckte und an den Einnahmen aus dem Fremdenbesuch seinen Anteil hatte. Jedesmal, wenn die Händler meiner gewahr wurden, gingen sie mit ihren Preisen ein wenig herunter, und bei der Abreise gaben sie mir die Waren zu dem Angebot, das ich ihnen am ersten Tage gemacht hatte!

Die Führer verlangen für ihre Dienste nur zwei bis drei Rupien täglich, aber sie verdienen durch die Prozente, die sie von den Einkäufen in den Basaren bekommen, das drei- oder vierfache dieser Summe. Sie sind der Schrecken der Basare von Jeypur, denn die Händler sind in ihrer Gewalt. Verweigert ihnen einer den geforderten Tribut, so boykottieren sie ihn und führen ihm keinen Käufer mehr zu. Ich wußte dies von Delhi und Agra her und ließ mich daher von ihnen niemals in die Basare zu Einkäufen begleiten, sondern nur zur Besichtigung der Sehenswürdigkeiten, wobei ich ihrer Dienste wirklich bedurfte. Aber auch hier holen sie sich ihren Bakschisch. Bei dem Besuch der Schlösser, Kunstsammlungen, Museen, überall raunten sie mir zu, es sei üblich, ein oder zwei Rupien zu geben. Wie ich nachträglich erfuhr, erhielten sie davon die Hälfte, und dabei

hatte der Fürst seinen Beamten das Annehmen von Trinkgeldern streng verboten.

Im Hotel war gewöhnlich kein Diener oder Kuli zu sehen, wenn man einen brauchte. Als aber die Stunde meiner Abreise herbeikam, standen gewiß zwei Dutzend Menschen vor meiner Türe, die alle abgelohnt sein wollten. Leute, die mir auch nur den geringsten Dienst erwiesen hatten, ja andere, die ich gar nicht gesehen, harrten ihres Bakschischs. Schon Stunden zuvor kamen Händler, welche ein Zeugnis haben wollten, daß ich von ihnen Waren zu entsprechenden Preisen gekauft, mein Führer, daß er mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt gezeigt habe u. s. w. Mit Mühe konnte ich sie abschütteln, aber die Dienerschaft blieb standhaft, jeder mußte mindestens seine Anna haben. Sie liefen noch neben dem Wagenschlage einher, als ich endlich mit meinem Gepäck davonfuhr, bis zum Bahnhof. Dort wiederholte sich derselbe Tanz mit den Gepäckkulis, und als ich im Wagen saß, traten ernst und würdig wieder mein Gardist, der Kutscher und die zwei Lakaien der fürstlichen Equipage vors Fenster, um ihre Steuer einzutreiben.



Straßenleben in einer Radschputresidenz.

Diese widerliche Trinkgeldplage herrscht in Indien überall, von den vornehmsten Fürstenhöfen bis in die einfachen Dak-Bungalows, d. h. Rasthäuser, welche die englische Regierung in allen Städten, wo sich keine Hotels befinden, zur Bequemlichkeit der Reisenden errichtet

hat. Sogenannte „Hotels" gibt es nämlich nur in den größeren Städten, wie den genannten, dann in Lahore, Cawnpur, Lucknow, Dardschiling, Simla u. s. w. Aber selbst in Haidarabad, in Tanjore, Madura, Trichinopoly u. s. w., Städte mit einer von fünfzig- bis zweihunderttausend Seelen zählenden Einwohnerschaft, sind keinerlei Gasthäuser vorhanden, welche den Namen Hotel verdienen, und der so interessante Besuch wäre ganz unmöglich, wenn nicht diese Dak-Bungalows beständen oder die Eisenbahngesellschaften in den Stationsgebäuden für die Reisenden zwei bis drei Schlafzimmer eingerichtet hätten.

Die Dak-Bungalows sind ebenerdige Gebäude mit ein paar Schlafräumen und damit verbundenen Badezimmern, gewöhnlich in einem ummauerten Garten gelegen. In mancher größeren Stadt enthält das Bungalow auch ein Speisezimmer, und der indische Aufwärter versieht die Betten mit Wäsche, besorgt wohl auch Speisen und Getränke. Wer ein solches Bungalow benützen will, tut wohl daran, am Tage vorher eine Depesche an den Aufwärter zu senden, sonst findet er es bei der Ankunft verschlossen oder vielleicht vollbesetzt. Gelingt es ihm, Unterkommen zu finden, so darf er vierundzwanzig Stunden darin ungestört verweilen, meldet sich nach Ablauf derselben ein anderer Reisender, so muß er das Bungalow verlassen und ihm Platz machen. Für die Benutzung des Rasthauses hat jeder Reisende täglich eine halbe bis zu einer ganzen Rupie zu zahlen und muß die gezahlte Summe in einem von dem Regierungsbeamten kontrollierten Buch eintragen.

Es gibt aber in Indien eine große Zahl sehr interessanter und sehenswerter Orte, die in den Staaten der indischen Fürsten liegen, wo also die englische Regierung nicht die Befugnis hat, Dak-Bungalows einzurichten, und wo es auch keine Hotels gibt. Sie werden deshalb nur selten von Reisenden besucht, und diese sind dann auf das Wohlwollen des Fürsten oder seines ersten Ministers angewiesen. Gewöhnlich wird dort die Gastfreundschaft in der ausgiebigsten Weise

geübt. In X., der Hauptstadt eines kleinen Staates von Radschputana, stellte mir der Minister in Abwesenheit des Fürsten einen Sommerpalast des letzteren zur Verfügung; der fürstliche Koch besorgte die Mahlzeiten, die fürstliche Kapelle spielte Tafelmusik, und der Minister war so liebenswürdig, an den Mahlzeiten teilzunehmen und die Sehenswürdigkeiten der Residenz persönlich zu zeigen. Die Dienerschaft überbot sich in Aufmerksamkeiten, Dutzende waren meinen Wünschen gewärtig, denn die Hofdienerschaft hatte eben wegen des Fernseins ihres Herrn nichts zu tun. Gesprächsweise erwähnte der Minister, die Leute dürften bei Strafe der sofortigen Entlassung keine Trinkgelder annehmen.



Radschputfürst.

Bei der Abfahrt kam verlegen der alte beturbante Haushofmeister heran und meinte zu mir: „Mylord, wir dürfen keine Trinkgelder annehmen.“ Er sagte es in so unzweideutiger Weise, daß ich unwillkürlich in die Tasche greifen und ein paar Rupien hervorholen mußte. Er drehte sich verstohlen um, durch die weitgeöffneten Säle blinzelnd, griff hastig nach den Geldstücken, die im Handumdrehen in dem faltenreichen Kaftan verschwanden, und sagte dann mit weinerlicher Stimme, als würde er seine Tat tief bereuen: „Sie wissen, Mylord, wir werden entlassen!“ Dann legte er die Hand bedeutungsvoll auf den Mund. Ich verstand ihn und ließ kein Wörtlein darüber verlauten.

Kaum war er abgegangen und hatte, wie ich aus dem Münzengeklirre vernehmen konnte, die Verteilung unter den Dienstleuten besorgt, da trat mein Leibdiener herein und bat mich um ein Zeugnis. Ich genoß das Vergnügen seiner Bekanntschaft freilich erst anderthalb

Tage, aber gerne stellte ich ihm schriftlich fest, daß er mich aufmerksam bedient hätte. Ich fügte mündlich bei, ich sei sehr zufrieden gewesen, auch mit der Küche. Daraufhin kam der Leibkoch Seiner Hoheit und bat mich ebenfalls um ein Zeugnis. Ich saß noch am Schreibtisch, und wo man so viel Gastfreundschaft genossen, kann man eine derartige Kleinigkeit nicht gut verweigern. Vergnügt stahl er sich mit seinem Papierbogen davon, um aber gleich darauf wieder zu erscheinen. Der Butler bäte auch um ein Zeugnis! Er hatte während meiner Mahlzeiten ein paar Flaschen Wein und Sodawasser für mich geöffnet und meine Gläser gefüllt gehalten, aber dafür ein schriftliches Zeugnis ausstellen, nein, das war mir zuviel. Dann würde wahrscheinlich auch der Wasserträger für mein Bad kommen, und der Führer der Gepäckträger. Ich schlug deshalb das Ansuchen des Butlers ab. Er war mir recht böse darüber. Als ich bei der Abfahrt in den Wagen stieg, standen sie alle da, um Abschied zu nehmen. Nur der Butler fehlte. Ich stelle ihm aber hiermit nachträglich das Zeugnis aus: er hat die vier Weinflaschen tadellos geöffnet. Wie viele er aber seinem Herrn wohl angerechnet haben mag?



25. Hardwar, eine Pilgerstadt.

Brahma, Vischnu, Siwa! Über zweihundert Millionen Menschen, ein Siebentel aller Erdenbewohner verehren sie seit Jahrtausenden. Aber nicht genug damit, ihr Pantheon enthält noch dreihundertunddreißig Millionen anderer Götter, also viel mehr als die Zahl ihrer Anhänger beträgt. Wer durch das indische Land reist, von Bombay nach Kalkutta oder Haidarabad, dem wird das unendliche Menschengetriebe und Menschengewühle in den Städten wie auf dem Lande vorkommen wie ein ungeheurer Ameisenhaufen, fremd und eigenartig und unfaßlich in seinem Tun, in seinem Kommen und Gehen. So muß aber auch dem indischen Volke selbst die Welt seiner

Hunderte von Millionen Göttern vorkommen, dieser ungeheure Olymp, dessen Tiefen auch nicht der weiseste aller Brahmanen ganz zu begreifen im stande ist. Wer hätte das Gehirn, um die Taten all dieser Götter, ihre Geschichte, ihre Abstammung, ihre Familienbeziehungen zu erfassen? Es bleibt schon erstaunlich genug, daß die Bücher die Geschichte von Tausenden dieser Götter enthalten, und daß jedem dieser Tausende eine eigene Art Gottesdienst zukommt!

Die größte Verehrung wird indessen den Hauptgöttern Siwa und Vischnu zu teil, täglich in all den Hunderttausenden von Tempeln, von der Südspitze Indiens bis in die ewigen Eisregionen des Himalaya, täglich in allen Wohnstätten dieses eigentümlichen Hinduvolkes, von den Palästen der souveränen Maharajas bis herab in die elenden Hütten der Ärmsten, bis zu den Parias, den nackten, von Ort zu Ort wandernden religiösen Fanatikern, den Yogis. Nichts in ganz Indien wird auf den Reisenden einen so tiefen Eindruck machen, wie diese tätige Ausübung der Religion, der er zu jeder Tageszeit an allen Orten begegnet; dieses fortwährende Opfern vor den abstoßendsten Götzenbildern, vor scheußlichen Fratzen, vor nichtssagenden Bäumen, Steinen, Wasserpfützen. Der großartigste Götzendienst aber findet in den zahllosen Wallfahrtsorten im indischen Reiche statt, vor allem in Benares und in Hardwar.

Benares ist der Wohnsitz Siwas, Hardwar jener Vischnus, und Brahma thront über allen.

Von Benares hat gewiß schon jeder gehört, aber Hardwar?

Ich gestehe, ich habe selbst erst in Indien von Hardwar gehört, und wenn diese nächst Benares besuchteste aller heiligen Stätten Hindostans den Fremden so wenig bekannt ist, und bisher nur von den allerwenigsten besucht wurde, so liegt dies wohl zunächst darin, daß erst seit der Jahrhundertwende die Eisenbahn dahin führt. Als ich von Delhi nach Jeypur, der Hauptstadt des gleichnamigen berühmten Radschputstaates, reisen wollte, erfuhr ich zu meinem Bedauern, der Maharaja sei nach Hardwar gepilgert. Ich will gleich hier be-

merken, daß sich die jährlichen Pilgerzüge der Indier nach den heiligen Stätten, die Hunderttausende von Menschen fast beständig auf der Wanderschaft erhalten, nicht auf das Volk beschränken, sondern daß wohl jeder Hindufürst mindestens einmal in seinem Leben eine Pilgerreise unternimmt. Die orthodoxen Rajas tun dies sogar in jedem Jahre, ja sie haben sich in den verschiedenen Wallfahrtsorten großartige Paläste erbaut, als zeitweilige Wohnstätten für sich und ihre Familien, und als letzte Wohnstätte vor ihrem Tode.

Ich suchte Hardwar auf der Karte und fand es im Norden Indiens, hart an der tibetanischen Grenze, dort, wo der heilige Ganges die eisgepanzerten Höhen des Himalaya durchbricht und die Ebene erreicht. Von Delhi aus ist Hardwar heute mit der Eisenbahn leicht zu erreichen. Leicht im indischen Sinne, denn man macht sich in Europa schwer einen Begriff von den Entfernungen, die beim Besuch der hauptsächlichsten Städte und Touristenorte zurückzulegen sind. Nach Hardwar erforderte es von Delhi aus „nur" eine Nachtfahrt mit zweimaligem Umsteigen, europäische Hotels oder sonstige Absteigequartiere gibt es in Hardwar noch nicht, man muß also ein Reisezelt, Küche und Diener mitnehmen, oder am Abend des gleichen Tages wieder abreisen.

Man riet mir, erst eine Woche später nach dem berühmten Wallfahrtsorte zu fahren, um Zeuge des ungeheuren Pilgerandranges zu sein, der in jedem Frühjahr um diese Zeit dort stattfindet. Hunderttausende versammeln sich dann in Hardwar, das selbst nur ein Städtchen von gegen dreißigtausend Einwohnern ist, also dasselbe, als würde sich die Gesamtbevölkerung von Frankfurt in Weimar zusammendrängen. Das mag sehr interessant sein, aber es schien mir klüger, Hardwar vor der großen Pilgerwoche zu besuchen, wo der Andrang noch kein so lebensgefährlicher war.

Am nächsten Morgen sah ich durch den leichten Dunst über dem Horizont die blendendweißen Majestäten des Himalaya auftauchen; die höchste Spitze in diesem Teile der ungeheuren Gebirgskette ist der

steil und kühn aufstrebende Gangutri, nahezu achttausend Meter hoch, aus dessen tiefer gelegenen Gletschern der heilige Ganges entspringt. Bald darauf war ich selbst an seinen Ufern in der Stadt Hardwar.

Für den, der das heilige Benares gesehen hat, ist die zweitheiligste Stadt der Hindus einigermaßen enttäuschend, denn sie ist klein und unbedeutend. Ihre breite Hauptstraße, die sich auf dem oberen Rande des steil abfallenden Flußufers etwa einen Kilometer dahinzieht, ist allerdings mit anspruchsvollen, reichornamentierten Häusern besetzt, jede Haustüre zeigt Holzschnitzereien, Skulpturen, Bemalungen, jedes Fenster hat seinen Balkon oder Erker, aber diese architektonischen Schönheiten werden durch die Jahrmarktsbuden, die sich vor ihnen in den Straßen erheben, großenteils verdeckt. In langen Reihen stehen sie da, mit braunen Palmblattdächern, gefüllt mit dem gewöhnlichen Krimskrams der Pilgerstädte: Blumen, Götzenbilder aller Größen und Farben, Bronzegefäße und Glasflaschen für Gangeswasser, Flitterwerk, Eßwaren. Dazwischen drängen sich Pilger aus allen Teilen des weiten Reiches, Greise, Männer und Knaben, Frauen und Mädchen, denn die Leute strömen mit ihren Familien und ihrer ganzen Verwandtschaft hierher, um durch das Bad in den klaren, grünen Fluten des Ganges ihrer Sünden ledig zu werden. Man kann an ihrer Kleidung, ihren verschiedenen Turbanen erkennen, aus welchem Gebiete Indiens sie stammen, ja aus dem fernen Persien, Afghanistan und Bokhara strömen sie herbei, nicht sowohl, um zu beten und zu opfern, als sich an dem Jahrmarkt zu beteiligen, der in der Pilgerwoche hier abgehalten wird. Für den gläubigen Hindu fällt diese Pilgerwoche in die Periode, wenn die Astrologen den Eintritt des Jupiter in das Sternbild des Wassermannes verkünden; denn das ist nach ihrer Meinung die Zeit, in welcher der Ganges vor undenklichen Zeiten die Berge durchbrochen und sich zum Flusse geformt hat. Seit Jahrhunderten ist mit diesem Pilgerbesuch auch der größte Mela, d. h. Tiermarkt, Indiens verbunden. Schon waren in den Straßen eine

Menge von Pferden, von den kleinen gedrungenen Ponies aus Kabul und Kaschmir, bis zu dem großen „Whaler“ aus Neusüdwales und den flinken, sehnigen arabischen Rossen. Dazu kommen aber noch alle möglichen andere Tiere, zahlreiche Elefanten, Kamele, Büffel, Maultiere, Esel, Bären, Affen, sogar Jagdleoparden und Tiger, die hier an die Agenten der fürstlichen Hofhaltungen oder an Tierhändler aus Bombay und Kalkutta verhandelt werden, um seinerzeit irgend eine Menagerie zu zieren. Am zahlreichsten sind die Affen, nicht für den Jahrmarkt, sondern wilde Affen, welche die Stadt als ihr Eigentum anzusehen scheinen. Wohin man blickt, auf jedem Hausdach, jedem Balkon, jedem Baume sitzen sie mit ihren Jungen oder springen gewandt umher bis herab in die Jahrmarktsbuden, um sich dort einen Leckerbissen zu holen. Niemand verwehrt es ihnen, denn wie die Kühe, die ungeniert auf den Straßen, in den Häusern und Tempeln umherspazieren, nicht gerade zur größeren Reinlichkeit derselben, so werden auch die Affen als heilig angesehen!



Hindudroschke.

Dieser große Markt führt in die heilige Hindustadt auch Mohammedaner, Buddhisten, Dschains und Parsis aus Indien wie aus den benachbarten Ländern, und in wenigen Orten des weiten Reiches ist das Straßenleben in der Pilgerwoche malerischer und abwechslungsreicher als hier. Alle kommen, um Götzen zu opfern, die Hindus für

Vischnu, die Andersgläubigen für den Mammon. Und da sich eben Hunderttausende zusammenfinden, so ziehen sie auch die zahllosen wandernden Kleinhändler herbei, die sich in der Hauptstraße zwischen den Verkaufsständen unter freiem Himmel zusammendrängen oder draußen auf den breiten sandigen Ufern des Ganges ihre Waren feilbieten. Leute mit Putzsachen für indische Frauen, billigen Ohr- und Nasengehängen, Arm- und Fußspangen, Finger- und Zehenringen, Händler mit Schals aus dem benachbarten Kaschmir, Decken aus Tibet, Kabuli mit ihren spitzen, papiertütenähnlichen Turbanen bieten hübsche lackierte Schachteln und Säckelchen feil, Leute aus Delhi und Agra verkaufen goldgestickte Pantoffeln oder Kappen oder Saris, diese zarten Gazestoffe, mit welchen sich die indischen Frauen verschleiern.



Bettelfakir.

Der wichtigste, einträglichste Verkaufsartikel in Hardwar ist jedoch Wasser, natürlich Gangeswasser; jeder einzelne Hindu nimmt von Hardwar ein paar Flaschen Gangeswasser mit nach Hause, um es seinen Hausgötzen zu opfern und sie zeitweilig mit ein paar Tropfen zu besprengen. Das ganze Jahr über sind die Brahmanen mit dem Füllen und Versiegeln der langhalsigen, aus dünnem grünen Glas hergestellten Flaschen beschäftigt, die zur Sicherung gegen Reiseunfälle noch mit einem Strohüberzug versehen werden, wie die italienischen Chiantiflaschen. Gleich bei den ersten Häusern der Hauptstraße sah ich ein paar Brahmanen damit beschäftigt, nicht etwa in den Häusern, sondern draußen auf der Straße unter freiem Himmel, während neben ihnen der Menschenstrom auf und nieder wogte. Rings um sie standen

ganze Flaschenbatterien und ein großer Kübel Gangeswasser. Den Lack zum Versiegeln schmolzen sie nicht an einer Kerze oder über einem kleinen Holzfeuer, sondern an einem großen Baumstamm, dessen eines Ende fortglimmte! Kaum hatten die Flaschen — winzige, wie unsere kleinsten Parfümfläschchen, bis zu großen Literflaschen — das Siegel der Brahmanen erhalten, so wurden sie von den Wasserträgern aufgeladen, um nicht nur nach den Verkaufsständen des Lagers gebracht zu werden: eine eigene Kaste von Wasserträgern bringt das heilige Naß des Ganges nach allen Teilen Indiens. Karawanenweise ziehen sie durchs Land, jeder hat an einer Schulterstange vorne und hinten große Tragkörbe, mit Flaschen gefüllt, hängen, die Körbe geziert mit Glöckchen und Bündeln von Pfauenfedern. Sobald sie ihren Vorrat verkauft haben, kehren sie nach Hardwar zurück, um neuen zu holen. Das Geschäft geht vortrefflich, denn welcher Hindu wünscht nicht Gangeswasser in seinem Hause zu haben? Sogar in den Gerichtshöfen findet es Verwendung. In jedem Gerichtssaale steht neben der Bibel eine Flasche Gangeswasser, und während die Christen auf die Bibel schwören, schwören die Hindus auf die Flasche.

Wo die Hunderttausende von Pilgern und Händlern während des Mela in Hardwar Unterkunft finden? Nur wohlhabenden Kaufleuten gelingt es, sich ein Plätzchen in einer der zahlreichen indischen Herbergen zu erobern, die andern lagern sich draußen an den Ufern des Ganges unter freiem Himmel so gut es eben geht.

Der Hindu muß an dem von den Astrologen festgesetzten Tage bei dem Tscharanghat in die kalten Gangesfluten steigen. Von der Hauptstraße von Hardwar führen einige Seitenstraßen zum Ufer hinab, das auf etwa einen Kilometer Länge ganz mit Tempeln und Badeplätzen besetzt ist, Tempeln in allen möglichen Formen und Größen, überhöht von Kuppeln, Pyramiden, Türmen, Minaretten, hoch und niedrig, dicht neben- und hintereinander gebaut, eine Straße ausschließlich aus Tempeln bestehend, ein höchst eigenartiger und malerischer Anblick, zumal hinter diesen seltsamen Produkten hindostanischer Architektur die Berg-

ketten des gewaltigen Himalaya sich aufbauen, hoch über Wolkenhöhe abgeschlossen von den ewigen Eis- und Schneemassen des Gangutri und seiner Trabanten.

Der heiligste dieser Tempel ist der Gangadwaratempel, an der Stelle erbaut, wo nach der indischen Mythologie Sati, die Gattin Siwas, in ihrem eigenen Glanze verbrannte. Zu Füßen des Tempels erhebt sich am Flußufer eine Mauer, auf welcher Vischnu, je nach seinen Fleischwerdungen auch Hari, Rama oder Krischna genannt, in einem Stein den Eindruck seines Fußes hinterließ. Das ist die heiligste Badestelle, und dort baden an dem einen Tage im Jahre an zweihunderttausend Pilger. Alle zwölf Jahre aber erreicht die Zahl der Pilger das Doppelte, ja sie steigt bis zu einer halben Million.

Nach dem Glauben der Hindus kommt nämlich Krischna selbst alle zwölf Jahre an einem Tage zur Erde und weilt, unsichtbar für die Pilger, in Hardwar. An diesem Tage im Ganges zu baden, verleiht ganz unbeschreibliche Heiligkeit, und der Andrang ist dann so groß, daß in manchen Jahren Tausende von Menschen zu Tode getreten und gedrückt worden sind! Ein Brahmane zeigte mir die Stelle, an welcher Gott Krischna bei seinen Besuchen zu sitzen pflegt. Oberhalb des Badeghats beschatten zwei mächtige Fikusbäume eine steinerne Plattform, und auf dieser erhebt sich ein steinerner Thron. Rings um die Bäume stehen verschiedene hohe, massive Säulen oder Postamente, und auf jedem einzelnen sah ich eine scheußliche Menschengestalt — splitternackt oder mit Erde, Asche oder Exkrementen überschmiert, mit langem wilden Haar, in allen unmöglichen Stellungen erstarrt, den stieren, tierischen Blick auf den Ganges gerichtet. Es waren Yogis, jene abstoßendsten aller menschlichen Wesen, wie sie jede heilige Stadt Indiens nach Tausenden heimsuchen und von den Hindus als Heilige verehrt werden. Jeder Hindu legte im Vorbeigehen ein kleines Almosen auf den Pfeiler, auf dem sie saßen.

Daß die Hindus sogar diese Scheusale verehren, darf nicht wundernehmen. Sind ihnen doch eine ganze Menge von Tieren heilig, ver-

schiedene Pflanzen und Mineralien. In jedem rundgewaschenen Stein des Nerbuddaflusses wohnt ihrem Glauben nach ein Gott, sie vergöttern auch ihre Werkzeuge, Pflug, Fischernetz, Schreibfeder und Tinte, Webstuhl und Meißel, sogar das Muschelhorn, das sie täglich zum Gebet in die Tempel ruft, ist heilig, und die Tempelglocke wird als Göttin verehrt, allem und jedem opfern sie Gangeswasser, Blumen, Reiskörner, Feldfrüchte, Tiere. Jeder der Tausende von Pilgern, die von der Hauptstraße nach dem Badeghat herabstiegen, kaufte sich Blumen und Kränze, um sie dem Fluß zu opfern, jeder gab den an der Tempelwand betenden Brahmanen ein paar Geldmünzen.

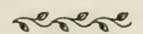
Die weit überwiegende Mehrzahl der Tempel, die sich am Gangesufer zusammendrängen, sind dem Götzen Vischnu geweiht, der als Holz- oder Steinfigur auf dem Altare thront. Aber die Priester beschränken sich nicht auf die Anbetung des Gottes, welchen diese scheußlichen, zumeist nur rohgeschnitzten Fratzen darstellen sollen, sie betrachten diese Fratzen selbst als Götter. Um Sonnenaufgang rufen die Tempelglocken zum ersten Götzendienst, und im Innern werden die Trommeln geschlagen und die Muschelhörner geblasen, um den Götzen aus seinem Schlummer zu wecken. Der Priester, der sich zuerst durch ein Bad im Ganges von seinen Sünden gereinigt hat, tritt vor das Götzenbild und schwingt davor eine Lampe mit fünf oder sieben Flammen. Eine Stunde später wird der Götze je nach der Jahreszeit gekleidet. Ist es kalt, so wird ihm ein gefüttertes Kleid angezogen und ein Becken mit glühenden Kohlen vor die Füße gestellt; im Sommer wird er zuerst gebadet, und in leichte Gazestoffe gekleidet, dann werden ihm Schmucksachen angetan, Blumen hinter die Ohren gesteckt, und so tragen ihn die Priester zu einem fließenden Brunnen, wo ihm Tempeldiener Kühlung zufächeln. Dann wird ihm sein Frühstück vorgesetzt, Milch, Reis und Süßigkeiten. Mittags findet der dritte Götzendienst statt. Das Stück Stein oder Holz, das Vischnu vorstellt, wird mit Öl eingerieben, wieder in Wasser gebadet und mit frischen Blumen geschmückt. Nach einer Einräucherung mit

Sandelholz wird ihm sein Diner vorgesetzt, worauf er sich zu seinem Nachmittagsschläfchen zurückzieht. Um diese Zeit darf im Tempel niemand laut sprechen oder Geräusch machen.

Um drei Uhr nachmittags verkünden Trommelschläge Vischnus Erwachen. Seine Diener bringen ihm nun Süßigkeiten, Früchte und verschiedene Spiele, um ihm die Zeit zu vertreiben. Bei Sonnenuntergang wird er auf einen Thron gesetzt, die Priester waschen ihm Mund und Füße und bespritzen ihn mit Wasser. Wieder frische Blumen und Weihrauch, wieder frische Kleider und ein reichliches Abendessen, das mit einer Betelnuß zum Kauen schließt.

Während dies am Altar vor sich geht, verrichten die Tempelbesucher ihre Andacht. Je nach der Kaste, der sie angehören, müssen sie einmal, siebenmal u. s. w., ja bis zu hundertundachtmal rings um den Tempel gehen, und jedesmal ein bestimmtes Gebet hersagen. Die Zahl hundertundacht stammt von den hundertundacht verschiedenen Namen Vischnus.

Damit ist aber der tägliche Tempeldienst noch nicht vorbei. Der hungrige Götze muß noch einmal gefüttert werden. Zuvor wird er wieder gebadet, eingeräuchert und mit Blumen geschmückt. Hat er gegessen, so wird er zu Bett gebracht und für die Nacht mit Decken und feinen Schalen zugedeckt. Dieser Götze hat es gut; Hungersnöte, die alljährlich Hunderttausende Hindus dahinraffen, berühren ihn nicht.



26. Sommerfrischen im Himalaya.

Während der Wintermonate, Ende November bis Ende Februar, zeigt sich das große hindostanische Reich mit seinen phantastischen Fürstenresidenzen, seinen malerischen Tropenlandschaften, seinem merkwürdigen Volksleben so anziehend, daß der Reisende gerne noch ein paar Monate dort verweilen möchte. Aber schon im März brennt die

indische Sonne mit solcher Glut, werden die Nächte so schwül, die Tage so unerträglich heiß, daß in den großen weiten Ebenen der Aufenthalt nicht nur für den Touristen unmöglich wird. Auch der in Hindostan ansässige Europäer, sei er Regierungsbeamter, Kaufmann, Soldat, muß die Städte der großen Halbinsel für die Sommermonate verlassen. Seit durch die Schnelldampfer die Fahrzeit zwischen Bombay und Europa auf kaum zwei Wochen abgekürzt worden ist, fahren viele Europäer nach der Heimat zurück, wo sie gerade in der schönsten Frühlingszeit eintreffen, bleiben den Sommer über im Abendlande bei ihren Familien, die von vielen gar nicht mehr nach Indien mitgenommen werden, und fahren im Herbst wieder dorthin, um ihren Berufen nachzukommen.

Das gilt hauptsächlich von den großen Kaufherren, welche in jedem Jahre doch einmal ihrer Geschäfte wegen nach Europa müssen. Aber die Beamten der englischen Regierung, die Offiziere können ihre indischen Posten nicht so ohne weiteres verlassen; den minder bemittelten Kaufleuten ist die alljährliche Europafahrt doch zu kostspielig, und so flüchtet denn alles, was nicht nach Europa kann, zur Frühjahrszeit in die Berge, vornehmlich hinauf in den mächtigen Himalaya, der sich im Norden wie ein ungeheurer, mit ewigem Schnee und Gletschern bedeckter Wall quer vor die indische Halbinsel legt. Dort, in den Vorbergen, bis auf dreitausend Meter Höhe ist in den letzten Jahrzehnten eine ganze Menge von Sommerfrischen entstanden, welche in vieler Hinsicht an jene unserer Alpen erinnern. Die beliebteste, großartigste, interessanteste dieser Sommerfrischen, von Kalkutta und den anderen Städten Bengalens auch am meisten besuchte, ist Dardschiling, auf einem zweieinhalbtausend Meter hohen Felssporn gelegen, von welchem aus in einem weiten Halbkreise all die vergletscherten höchsten Bergriesen des Erdballs zu sehen sind. Aus ihrer Mitte ragt der gewaltige, nahezu neuntausend Meter hohe Kintschindschinga empor. Dorthin möchten wohl auch am liebsten all die Tausende von Beamten und Offizieren des englischen Regierungsapparates in Indien, wenn sie

könnten. Aber sie müssen wie ein Kometenschweif Seiner Exzellenz dem Vizekönig folgen, und dieser große Herr, der oberste Regent über ein Viertel der ganzen Menschheit, verlegt seinen Hof für die Sommermonate nach Simla.

Simla liegt freilich zwei Tag- und Nachtreisen weit von dem Regierungssitz des Vizekönigs von Indien, Kalkutta, entfernt, auf dem entgegengesetzten Ende des hindostanischen Reiches, im ferneren Nordwesten, nahe der Grenze von Kaschmir. Aber einmal im Jahre muß sich der Vizekönig doch in diesem unabhängigsten und unruhigsten Teile Indiens zeigen, um mit den großen Häuptlingen des Nordwestens in Verbindung zu treten, ihre Besuche zu empfangen, und mitunter Inspektionsreisen nach den Berührungspunkten mit dem russischen Nachbarreiche zu unternehmen, dessen Grenze schon in bedenkliche Nähe von Peschawar, Tschitral und dem Indusstrom vorgerückt ist. So wird das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden. Der ganze glänzende, großartige Hofstaat des Vizekönigs, ebenso wie der Sitz all der weitverzweigten Regierungsämter, das Hauptquartier der indischen Armee, und in weiterer Folge die ganze vornehme Gesellschaft siedelt im Frühjahr von Kalkutta nach Simla über, um bis zum Spätherbst in den Bergen des Himalaya zu bleiben. Ein ähnlicher alljährlicher Umzug der Regierung eines großen Reiches auf so weite Entfernungen kommt in der Welt nicht zum zweiten Male vor. Man kann sich vorstellen, mit welchen Kosten er das Budget von Indien belastet.

Merkwürdigerweise war diese Sommerhauptstadt des hindostanischen Kaiserreichs bis auf die jüngste Zeit mit diesem noch durch keine Eisenbahn verbunden. Lag da vielleicht Absicht zu Grunde, Simla so exklusiv wie möglich zu erhalten? Während sogar nach dem noch weit höher gelegenen Dardschiling auf schwindelnden Schienengeleisen Lokomotiven emporfuhren, mußte man, um nach Simla zu gelangen, sich acht Stunden lang in einem kleinen Reisewagen, mit Bergponies bespannt, durchrütteln lassen.

Simla gehörte früher zu dem Gebiet Seiner Hoheit des Maharaja von Patiala, eines großen Herrn, der über anderthalb Millionen Menschen regiert und eine eigene Armee von siebentausend Mann mit hundert Geschützen besitzt. In der gewohnten willkürlichen Weise wurde ihm das reizende Bergland von den Engländern abgenommen und als Ersatz ein anderes Landgebiet im Pandschab gegeben — muckſen durfte er sich nicht, wenn ihm seine Souveränität lieb war. Ein Abkömmling der tapferen Radschputfürsten, residiert er heute in Patiala, einer der interessantesten Städte des indischen Reiches. Auf der Fahrt von Delhi nach Simla verließ ich in Radschputra den Eisenbahnzug, um das kaum eine Stunde weiter westlich gelegene Patiala zu besuchen. Seine Hoheit der Maharaja Radschendra Singh war zwar nicht in seiner Hauptstadt, doch erhielt ich ohne Mühe von seinem „Diwan" die Erlaubnis, den Palast zu besichtigen. Er ist einer der prächtigsten Fürstenpaläste von Indien, in Größe und reicher Ausschmückung vielleicht nur mit jenem von Baroda vergleichbar. Leider hält das Innere mit dem imposanten Äußeren nicht gleichen Schritt, trotz der ungeheuren Geldsummen, welche dafür verschleudert worden sind. So verschlang beispielsweise die große Audienzhalle allein zwei Millionen Mark. Hundert mächtige Kristalllüster und Kandelaber bilden den wichtigsten Teil der Einrichtung,



Der Maharaja von Patiala.

und in der Mitte erhebt sich eine monumentale Glasfontäne, die ebenfalls als Lichtquelle dient. — Die Schatzkammer enthält Edelsteine, Gold- und Silbergegenstände, wie sie kaum in Baroda oder Alwar angetroffen werden. Ein einziger Diamant von seltenster Größe und Reinheit kostete dem Fürstenhause eine runde Million Mark!

Von Patiala erreichte ich mit zweimaligem Umsteigen in drei Stunden spät am Abend Kalka, den Endpunkt der Eisenbahn, acht-



Simla.

hundert Meter hoch in den Vorbergen des Himalaya gelegen. Von hier führt eine vorzügliche Fahrstraße die Berge empor nach dem etwa achtzig Kilometer entfernten Simla. Kaum hatte ich meine Siebensachen in dem elenden Hotel von Kalka untergebracht, so stolperte ich schon in der Finsternis die schlechte Dorfstraße entlang zur Post Office, um für den nächsten Morgen eine Tonga, das heißt einen leichten zweispännigen Wagen zu mieten, der mich für dreißig Rupien nach Simla bringen sollte. Ich erwähne diese Einzelheiten, weil es mir auffällig erscheint, daß sich so viele Tausende der vornehmsten

Europäer Indiens Jahr für Jahr den gleichen Unannehmlichkeiten aussetzen, statt endlich die Eisenbahn bis Simla fertigstellen zu lassen, was doch in ihrer Macht liegt. Von dem elenden Essen, das dem Reisenden hier vorgesetzt wird, will ich gar nicht sprechen. Auch in Solan, der Halbwegsstation, wo gewöhnlich das Tiffin, das heißt Mittagsmahl eingenommen wird, war es nicht besser. Solan ist übrigens auch schon eine Sommerstation für Leute mit kleinen Ansprüchen. Für den Durst der Tausende von Soldaten, die in diesem Gebiet garnisonieren, sorgt eine große Bierbrauerei. Ganz in der Nähe, auf der Spitze des eintausendsiebenhundert Meter hohen Dagshaiberges, liegen im Sommer ein Regiment Infanterie und eine Schwadron Reiter; in Solan selbst zwei Bataillone, in Sabathu, achtzehn Kilometer weiter wieder ein Regiment, und in Simla selbst sogar mehrere Regimenter mit entsprechender Reiter- und Geschützzahl. Mit der einheimischen Bevölkerung ist hier nicht zu spaßen. Man ist hier zu nahe den unabhängigen wilden Stämmen, welche den herrschenden Engländer hassen und nur durch Entfaltung von bewaffneter Macht im Zügel zu halten sind. Nach Simla selbst darf keiner, ohne daß er sich zuvor auf einer der Polizeistationen außerhalb der Stadt nach verborgenen Waffen untersuchen läßt.

„Stadt" kann Simla eigentlich nicht genannt werden. Es ist ein auf einem bewaldeten Bergkamm gelegenes Eingeborenendorf von ein paar tausend Einwohnern, um das sich auf Meilen in die Runde, verborgen zwischen Parkanlagen und Baumgruppen, zerstreut über ein Labyrinth bewaldeter Hügel und dazwischenliegender Talmulden, die Bungalows, Hotels, Klubs und Regierungsgebäude der Engländer gruppieren, zweieinhalbtausend Meter über dem Meeresspiegel, im Angesicht der ewigen Schneekette des Himalaya, dessen Bergriesen hier sechs- bis siebentausend Meter hoch emporsteigen. Simla ist das St. Moritz, der ganze Distrikt das Oberengadin von Indien, nur mit viel glänzenderem gesellschaftlichen Leben als dort. Man kommt aus den Diners, Dejeuners, Soireen, Bällen, Bridgeparties — natürlich vor

allem Bridgeparties — gar nicht heraus, und wer in der Gesellschaft obenauf schwimmt, muß das gewöhnlich mit sehr, sehr viel Geld und einem auf Wochen verdorbenen Magen bezahlen. Simla ist übrigens auch für Leute, welche die Natur der Gesellschaft vorziehen, kein angenehmer Aufenthalt. Die Mehrzahl der ungefähr dreihundert Bungalows liegt so ungünstig, daß man von ihren weiten Veranden und Balkonen nicht einmal die „Snows", das heißt die langgestreckte Himalayakette sehen kann; dafür bietet bei vielen die Aussicht auf die ungeheure Tiefebene des Ganges einigen Ersatz, wo die zurückgebliebenen Weißen in der glühenden indischen Sonne braten, während in den Bungalows von Simla geheizt werden muß.

In ihrem Aussehen sind diese Bungalows mit ihren zwei Stockwerken den Schweizer Chalets nicht unähnlich. Der Baugrund für sie mußte erst irgendwo auf einem steilen, mit Nadelholz bedeckten Abhang durch kostspielige Abtragungen gewonnen werden. Für Gärten ist bei den wenigsten Raum. Fichten gewähren mehr Schatten als wünschenswert. Die Abhänge sind zu steil, um Fahrstraßen zu den Häusern anzulegen, und so führen denn von den Hauptwegen steile Zickzackpfade zu jedem Bungalow hinauf. Dabei gleicht ein Hügel dem andern, ein Fußweg dem andern, und Simla ist daher wie eine Stadt, deren Straßen keine Namen, deren Häuser keine Nummern tragen. Es gehört ein tüchtiger Spürsinn dazu, sich dort zurechtzufinden, und ein noch tüchtigeres Paar von Beinen, um hier bei seinen Freunden etwa die Runde zu machen. Erleichtert wird die Sache dadurch, daß der Name des Besitzers oder Mieters auf ein Brett gemalt und dieses an einen der Pfadabzweigung nahen Baum genagelt wird.

Ich hätte gedacht, daß die sportlustigen Engländer, welche in der Tropenhitze von Madras, Bombay, Kalkutta u. s. w. das Spazierengehen entbehren müssen, hier oben in den Bergen die Gelegenheit mit Wonne ergreifen würden, um ihre Glieder zu strecken. Aber nein. Gehen ist auch hier nicht „fashionable". Die Herren reiten,

die Damen lassen sich in japanischen Rickshaws fahren oder in „Dandies“ und Dschampans tragen, obschon sie dafür ein Dutzend Träger während ihres ganzen Sommeraufenthalts füttern und zahlen müssen. „Dandies“ habe ich nur in Japan gesehen, wo sie „Kagos“ heißen, „Dschampans“ im südlichen China. Ein „Dandy“, unter welchem man sich in Europa etwas ganz anderes, Zweibeiniges, vorstellt, ist ein Teppich, der von einer Bambusstange hängt wie eine Hängematte. Man setzt sich hinein, Träger heben die Stange auf ihre Schultern und tragen die menschliche Last. Der Dschampan ist ein Rohrstuhl mit zwei Tragstangen. Darüber ist ein glänzendes Wachsleinwanddach angebracht mit schwarzen, nach allen Seiten herabfallenden Vorhängen wie eine Krankenbahre. Dieser Eindruck wird noch durch die gewöhnlich schwarze Kleidung der acht bis zehn Träger erhöht.

Die Träger sind „hill boys“, kräftige, junge Burschen der Bergvölker, und präsentieren sich zu Beginn der Saison in nicht viel mehr Kleidung, als ihnen die Mutter Natur auf ihren Lebensweg mitgegeben hat. Es ist Sache jeder englischen Lady, sie ihrem Geschmack oder vielmehr ihrer Phantasie nach zu kleiden. Schwarz ist praktisch. Dazu kommen Aufschläge und Borten in allen möglichen und unmöglichen Farben. Nur Ihre Exzellenz die Frau Generalgouverneur, von den Eingeborenen die „Lady Sahib“ genannt, hat das Recht auf das königliche Scharlachrot, wie es am Hofe von St. James und an jenem des Vizekönigs in Kalkutta getragen wird. Man kann sich vorstellen, was diese Kulis jedem Familienpapa für Ausgaben verursachen, zumal er ja noch im Hause selbst mindestens ein Dutzend Diener unterhalten muß. Hat ihn seine Lady noch dazu mit einem Baby beschenkt, dann bekommt auch das Baby sein „Dandy“, einen Schlafkorb aus Binsengeflecht, in welchem es die Nacht zubringt. Soll es an die Luft gebracht werden, dann stecken die Kulis ihre Bambusstange oben durch den Korb, und begleitet von der Aja der oberen Kaste und der Aja der unteren Kaste geht der ganze schwarze Kulitroß mit dem einzigen weißen Menschenwurm spazieren!

Nun denke man sich aber ein Konzert oder den sonntäglichen Kirchgang, Theater oder Ball, wo gleich drei- bis vierhundert Ladies zusammenströmen. Dazu werden drei- bis viertausend Menschen in Bewegung gesetzt! Wie Leichenzüge marschieren sie mit ihren schwarzen Kästen, in denen die Ladies in elegantesten Toiletten sitzen, zu dem Versammlungsort, und dort herrscht Gewimmel und Geschrei, Stoßen und Drängen. Besonders wenn eine Theatervorstellung oder der Gottesdienst zu Ende ist. Jeder Troß will der erste am Platze sein, und was das bei viertausend Personen heißen will, kann man sich vorstellen, zumal wenn einer der im Sommer häufigen Regengüsse niederprasselt, verbunden mit Sturm, Blitz und Donner! Bei diesen gesellschaftlichen Anlässen erscheinen die Herren ebenso in tadelloser Abendkleidung, die Damen in ihren schönsten Pariser Kleidern, als wären sie im Londoner Westend während der „Season", und eine Festlichkeit beim Vizekönig ist gerade so formell, so glänzend und steif wie im Buckinghampalast. Für die Mehrzahl der tausend oder zwölfhundert Engländer, die hier oben in den wunderbaren Bergen den Sommer zubringen, vergeht die Zeit einfach mit gesellschaftlichen Verpflichtungen, und nur wenige kommen dazu, sich an der Natur zu laben, Ausflüge in die Wälder, die mit Rhododendronbäumen gefüllten Täler oder nach den vielen Aussichtspunkten, etwa auf den Jackoberg, zu unternehmen, von wo aus der Himalaya auf unmeßbare Entfernungen seine schneebedeckten, mit Eisdiademen geschmückten Häupter zeigt. Der einzige Out-door-Versammlungsplatz ist höchstens Annendale, ein breites Tal, vierhundert Meter unterhalb Simla, wo ein größerer Garten, der einzige öffentliche des Ortes, seltene Pflanzen zeigt, und wo sich die Cricket Grounds und natürlich eine Rennbahn für Pferderennen befinden. Ein Flüßchen bewässert das Tal, und an seinen Ufern hatte ich Gelegenheit, eine ganz merkwürdige Einschläferungsmethode für indische Babies kennen zu lernen. Eine ganze Reihe der schwarzen Kleinen lag da im Gras gebettet und auf die Köpfchen jedes einzelnen träufelte Wasser. Eben kam wieder eine Mama mit

ihrem Baby an, legte es sanft in die Reihe, brach dann ein Schilfrohr vom Ufer und legte es derart auf die grüne Grasbank darüber, daß das Wasser aus einem der verzweigten Kanäle durch das Rohr auf den Kopf des jungen Wesens sanft rieselte. Dem kleinen Wurm schien das sehr zu behagen. Mama summte es in Schlaf und ging dann ihrer Arbeit nach, ohne sich weiter um ihr Jüngstes zu kümmern. Hoffentlich kamen keine Affen über die Schlafenden.

Die Affen sind in Simla eine wahre Landplage. Sie treiben sich hier nach Tausenden umher, gewöhnliche braune wie in ganz Indien, aber auch die großen grauen, mit häßlichen schwarzen Gesichtern und Pfoten, mit einem Kranz weißer Haare um die Stirne. In ganzen Truppen umschwärmen sie die Bungalows, springen über Balkone und Dächer, lauern in den Bäumen, und wehe, wenn jemand unbedacht sein Zimmer verläßt, ohne die Fenster zu schließen! Im Nu sind sie darin und richten schreckliche Verwüstungen an, besonders, wo die Baumäste sich bis an die Häuser erstrecken. Lady Barker erzählt darüber eine heitere Geschichte. Sie hatte eines Abends den Tisch im Speisesaal für eine Anzahl Gäste decken lassen, mit kostbaren Fruchtschalen, Blumenornamenten, Süßigkeiten in Porzellanschüsselchen u. dgl. Bevor sie sich zurückzog, um Toilette zu machen, schärfte sie dem Troß von reichlivrierten schwarzen Dienern ein, den Saal nicht zu verlassen. Aber Diener sind eben in Indien auch nicht besser als bei uns. Kaum war Her Ladyship draußen, so stahlen sich auch die Schwarzen hinaus, um zu rauchen. Als Lady Barker wieder den Speisesaal betrat, bot sich ihr ein schrecklicher Anblick dar. Eine Anzahl Affen auf den nahen Bäumen hatten den Augenblick wahrgenommen, wo sich niemand im Saale befand, um sich zu den Leckereien zu helfen. Sie schwangen sich auf den Tisch, warfen das Geschirr zu Boden, raubten, was sie nur fortschleppen konnten, und verunreinigten die schneeweißen Tischtücher derart, daß die hungrigen Gäste erst eine Stunde nach dem Affenschmaus sich zu Tisch setzen konnten.

Gegen diese schädlichen Tiere gibt es keine Abhilfe, denn sie werden

ja von den Hindus für heilig angesehen, reichlich gefüttert und in einem eigenen alten Tempel hoch oben auf einem der bewaldeten Hügel angebetet!

Angenehmer als Simla, weitaus schöner gelegen und leichter von Delhi aus zu erreichen ist Massouri. Von Hardwar aus hatte ich durch das Felsentor, durch welches der Ganges seine milchiggrünen Fluten wälzt, den eisumgürteten Himalayariesen Gangutri gesehen, ähnlich wie die Jungfrau von Interlaken aus, nur viel, viel weiter entfernt. In der Richtung gegen diesen heiligsten Berg der Hindus, dessen Gletschern der gesegnete Ganges entspringt, liegt Massouri. Die Bahn fährt heute bereits von Hardwar in drei Stunden nach Dehra Dun. Das weite Tal, dessen Hauptstadt Dehra Dun ist, war früher seiner Fieber wegen berüchtigt. Ungeheure Urwälder bedeckten es, der Aufenthalt zahlloser Panther, Tiger, Leoparden, Elefanten, eines der beliebtesten Jagdgebiete sportliebender Engländer, die indessen großenteils ihre Jagdlust mit ihrer Gesundheit fürs ganze Leben bezahlen mußten. In neuerer Zeit ist der Urwald streckenweise niedergebrannt worden, und die weite Talebene ist heute mit den üppigsten Feldern bedeckt. Von Dehra Dun erreichte ich in wenigen Stunden, auf guter Straße immer bergaufwärts fahrend, zunächst Landour, eine militärische Heilstation, und zwei Kilometer weiter Massouri, ungefähr zweitausendsechshundert Meter hoch auf einem malerischen Sporn in den Vorbergen des Himalaya gelegen. Wie in Simla, so sind auch hier die Bungalows weit über bewaldete Hügel zerstreut. Während sie dort nach Art der Schweizer Chalets zwei Stockwerke besitzen, sind sie hier wie jene in den heißen Ebenen des Ganges nur ebenerdig, mit schweren, auf Steinpfeilern ruhenden Dächern und weiten düsteren Veranden. Nur einzelne Hotels, von denen das beste einem Deutschen gehört, sind größer und höher gebaut. Die „Season" beginnt hier im April zur Zeit der Rhododendronblüten, wenn die Hügel ganz in ihr herrliches Rot gekleidet sind, und bis zum September vergnügt sich die Welt mit Picknicks, Bogenschießen und allem möglichen Out-

door-Sport am Tage, mit Soireen, Diners und Bällen des Abends. Was sind diese Engländer in Indien doch für ein vergnügungslustiges Volk! Mögen unten in den ausgedörrten Tiefebenen Pest, Cholera und Hungersnot herrschen, mögen Hunderttausende zum Opfer fallen, was macht's? Hier oben herrscht Gesundheit und Wohlstand, hierher in die herrliche Gebirgsnatur, im Angesicht des ewigen Schnees, senden die Weißen auch ihre Kinder zur Schule. Der schönste Punkt im schönen Massouri wird von einem großen Jesuitenkollegium, dem St. George's College eingenommen, wo gegen achthundert Knaben, darunter wohl die Hälfte Protestanten, unterrichtet werden. Ebenso haben auch katholische Nonnen hier eine sehr gesuchte Mädchenschule. Von einem noch zu ihrem Grundstück gehörigen Felsvorsprung hoch über Massouri ist die Aussicht großartiger als irgendwo in den am meisten bewohnten Teilen des Himalaya, vielleicht Dardschiling ausgenommen. Tief unten — zweieinhalbtausend Meter unter mir — lag der ungeheure Erdozean, das Tal des Ganges und des Dschamna ausgebreitet, auf welchen die Sonne in ungebrochener Glut niederbrannte, und wandte ich den Blick nach rückwärts, dann sah ich hoch über mir die gewaltigen Ketten des höchsten Gebirges der Erde, eine über der anderen in einem malerischen Durcheinander sich aufbauen, die nächsten Hänge mit dunklem Urwald bedeckt, darüber gelbliche und rötliche und graue Felsen, und noch weiter das weiße Schneemeer mit seinen wie im heftigsten Sturmgewoge erstarrten Wellen — den unzähligen Gipfeln des Himalaya, sechs- bis achttausend Meter hoch, jeder von anderer Form, anderer Höhe, in der Mitte der heiligste, der sagenumsponnene Gangutri.

Die Eingeborenen dieser Bergregion sind von jenen Simlas und Dardschilings ganz verschieden. Reine Hindus, mit ihren absonderlichsten Gebräuchen und streng religiösem Leben. In jeder ihrer engen Hütten fand ich auf einem kleinen Altar irgend einen Götzen stehen. An manchen ihrer zahlreichen religiösen Festtage überschmieren sie ihren nackten Körper mit dem gelben Blütenstaub der Fichten und

tanzen stundenlang wie verrückt umher, dabei allerhand wilde Tiere nachahmend. Ihren Witwen geht es viel besser als jenen der Hindus in der Tiefebene unten. Sie dürfen sich wiedervermählen, und wenn eine von ihnen den großen Silberring, den jede Frau in ihrer Nase trägt, entfernt, so ist es ein Zeichen, daß sie auf Freiersfüßen geht. Hat eine Witwe keinen Sohn, wird sie sogar von ihren Dorfgenossen zur Wiedervermählung gezwungen, da sonst der ganze Besitz ihres verstorbenen Gatten an den Raja fiele. Dazu gehört aber sie selbst mit all ihren Töchtern, und das paßt den jungen Dorfburschen keineswegs. Trotz der englischen Herrschaft ist bei ihnen die Sklaverei in ihren traurigsten Folgen noch heute allgemein. Nimmt irgend ein armer Teufel, vielleicht durch Not gezwungen, ein noch so kleines Darlehen auf, und gelingt es ihm nicht, die Schuld abzuzahlen, dann wächst sie bald durch die unverhältnismäßig hohen Zinsen derart an, daß sie nur durch den Verkauf seiner Person und seiner Familie getilgt werden kann. Häufig werden von Schuldnern ihre eigenen Kinder an die Gläubiger verkauft.

So begegnet man in Indien überall neben verschwenderischer Pracht dem größten Elend. Wo viel Licht ist, ist viel Schatten, und das zeigt sich auch in den indischen Sommerfrischen hoch oben in den gewaltigen Ketten des Himalaya.



27. Alwar, ein altindisches Reich und sein Herrscher.

Auf den in unseren Atlanten enthaltenen Landkarten Indiens ist das ganze Riesenreich mit roten englischen Grenzlinien umrändert, als wäre innerhalb dieser Grenzen alles englisch. In Wirklichkeit gibt es dort, wie schon aus früheren Kapiteln hervorgeht, eine ganze Menge größerer und kleinerer Staaten, welche, abgesehen von ihren auswärtigen Beziehungen, von England ganz unabhängig sind. Dies

ist besonders in Radschputana der Fall, dem vom Indus zum Ganges reichenden mittelsten Teil Indiens, bewohnt von den schönen, tapferen, stolzen Radschputen, das heißt Königsöhnen. Regiert von ihren uralten angestammten Fürstenhäusern, haben sie ihre ebenso alte Kultur, ihre Gebräuche, Sitten und Trachten bis auf den heutigen Tag erhalten, und die englischen Eroberer haben bei ihnen nicht so viel zu sagen, als man im Ausland gewöhnlich annimmt. Die größten und mächtigsten dieser Radschputstaaten sind das schon geschilderte Gwalior, dann Jeypur, Udaipur, Jodhpur, Bikanir, Bhartpur und Alwar. Mag auch das englische Indien, das diese Staaten auf allen Seiten umgibt, eine Menge Sehenswürdigkeiten aus altindischer Zeit aufzuweisen haben, Paläste, Tempel und Ruinen, die den schönsten des Erdballs beigezählt werden müssen, so kommt in den Radschputstaaten dazu noch der malerische Glanz der Fürstenhäuser, die Eigenart der inneren Verwaltung, die Absonderlichkeit altindischen Wesens, das von den Fluten moderner, alles gleichmachender abendländischer Kultur noch nicht verschlungen worden ist.

Ein Beispiel davon bietet das uralte Land von Alwar, südlich von Delhi. In früheren Zeiten, als dort auf dem berühmten Pfauenthron, umgeben von dem höchsten Glanz, noch die Großmoguln saßen, bestand das heutige Alwar aus einer Anzahl kleiner Fürstentümer, bewohnt von den wilden, kriegerischen Meos, welche oft genug ihre Eroberungszüge bis an die Tore Delhis ausdehnten. Die Großmoguln konnten ihrer nicht Herr werden, denn ihr Land wird von hohen, steilen Gebirgsketten durchzogen, auf deren Kämmen sie ihre Festungen und Burgen anlegten; die weiten Täler aber sind vielfach von Wasserläufen zerrissen, in manchen Teilen ein wahres Labyrinth wasserloser, tief eingeschnittener Schluchten, welches das Vordringen größerer Truppenteile unmöglich macht.

Einem dieser Meosfürsten, Portab Singh Naruka, gelang es, die einzelnen Stämme und ihre Länder zu einem Staate zu vereinigen, und dieser Staat, von den Nachkommen Portab Singhs regiert, ist

das heutige Alwar. Obschon nur so groß und mit der gleichen Bevölkerungszahl wie das Großherzogtum Hessen, hat Alwar doch die Großmoguln und deren Kaiserreich überdauert, ja der Maharaja von Alwar ist in seiner Pracht, in seinem glänzenden Hofstaat und seinen Einnahmen selbst ein kleiner Großmogul, dem sogar andere Fürsten tributpflichtig sind. So muß beispielsweise der Raja des Feudalstaates Nimrana dem Beherrscher Alwars einen Jahrestribut von dreitausend Rupien zahlen, und außerdem bei einem Thronwechsel eine „Nazarena" darbieten, welche den Einkünften von Nimrana während eines halben Jahres gleichkommt. Gegenüber den Engländern ist der Maharaja von Alwar unabhängig, nur hat er sich verpflichtet, im Bedarfsfalle von seiner Armee, die etwa siebentausend Mann zählt, den Engländern ein Kontingent von sechshundert Reitern und tausend Mann Infanterie zur Verfügung zu stellen.



Yours Sincerely.
Jey Singh
Maharajah of Alwar.

Maharaja von Alwar.

Der Maharaja von Alwar residiert in der gleichnamigen Hauptstadt seines Staates, die von Delhi aus in sechsstündiger Eisenbahnfahrt zu erreichen ist. Ich hatte dem englischen Residenten in Alwar von Delhi aus meine Empfehlungsbriefe gesandt, und als Antwort traf umgehend eine Einladung ein, Alwar als Gast des Maharaja zu besuchen. Auf dem hübschen, mit Gartenanlagen geschmückten Bahnhof der Stadt erwartete mich ein Hofbeamter mit einer Equipage des Fürsten, und eine Viertelstunde später war ich in einem reizenden Bungalow untergebracht, das der Herrscher bevorzugten Besuchern mit weitgehender Gastfreundschaft zur Verfügung stellt. Ein Dutzend Diener, Aufwärter, Köche harrten meiner Befehle, ein Hofwagen und ein Reitpferd standen tagsüber für

mich bereit, und jeden Morgen wurden aus den Hofgärten Blumen, Gemüse, Früchte, Fische und Geflügel nach dem Bungalow gebracht und mir feierlich in großen flachen Körben zur Begutachtung unterbreitet. Ich hätte am Potsdamer Platz nicht besser und bequemer leben können, und doch befand ich mich in einem Lande, wo mit Ausnahme eines halben Dutzend Missionare und Offiziere keine Europäer wohnen, einem Lande, berühmt wegen der Zahl und Wildheit seiner Tiger und Leoparden, welche zur Nachtzeit sogar bis in die Stadt ihre Raubzüge ausdehnen, einem Lande, in dessen Seen und Flüssen zahlreiche Alligatoren und Schlangen hausen, auf dessen weiten Steppen und kahlen Gebirgen Antilopen, Ameisenbären, Füchse, Luchse, Hyänen, Wildschweine zu finden sind, eines der besten Jagdgebiete von ganz Indien. In meinem Garten tummelten sich wilde Affen in den Bäumen, stolzierten Dutzende wilder Pfauen umher, flogen Papageien, Falken, grüne Tauben, von den Baumästen hingen die flaschenähnlichen Nester des kleinen, zierlichen Webervogels — die reine Menagerie. Mit Ausnahme der Raubtiere ist eben den Indiern das Tierleben heilig. Der Hindu tut keinem Tiere, nicht einmal den kleinen blutdürstigen Leibesgemsen oder Haarparasiten etwas zuleide, und sie sind dadurch so zutraulich geworden, daß sich sogar Raben krächzend auf mein Fensterbrett setzten, und Bussarde vor dem Hause gemächlich die Speisereste verzehrten, die ich ihnen zuwarf, als wären sie Spatzen. Ich kam mir vor, als befände ich mich auf einem einsamen Landsitze, fern von aller Welt, und doch lag nur ein Viertelstündchen weit, am Fuße der hohen, kahlen Berge, die mit ihren steilen Spitzen über die Baumkronen meines Gartens emporragten, Alwar, eine Stadt von hunderttausend Einwohnern und Residenz eines alten Fürstengeschlechtes!

Vor der Gartenmauer draußen, auf der von großen Bäumen beschatteten Straße, die vom Bahnhof nach der Stadt führt, war es freilich recht lebendig. Scharen von Landleuten brachten ihre Produkte, in Körben auf beturbanten Köpfen tragend, zur Stadt. Durch-

wegs prächtige hohe Gestalten mit schwarzen, martialisch zur Seite gestrichenen Bärten; Reiter mit Speer, Schwert und Schild bewaffnet, trabten auf buntgeschirrten Pferden einher, an langen Zügen von Lastkamelen vorbei; zeitweilig ein kleiner Wagen, mit einer offenen Spitzpagode anstatt eines Wagenkastens zwischen den zwei Rädern, gezogen von weißen Rindern mit bunt übermalten Hörnern. Am merkwürdigsten erschienen mir aber die Weiber durch ihre Tracht. Von ihren nackten Lenden fallen kurze, faltenreiche Kleidchen bis über die Knie. Über Kopf und Schultern tragen sie leichte Schleier in den buntesten Farben, die wohl über den Rücken fallen, aber vorne den braunen Körper vom Halse bis zu den Lenden unbedeckt lassen. Dabei sind sie sich in ihren naiven Anschauungen des Unpassenden dieser Bloßstellung ganz unbewußt; denn kamen mir auf meinen Spazierfahrten Frauen oder Mädchen entgegen, dann pflegten sie ihre Umhängtücher wohl vor ihren Näschen zusammenzuhalten, aber der Rumpf blieb zum größten Teil unbedeckt. Ihre Eitelkeit scheint sich weniger auf ihren Körper, als auf ihre Kleidung und ihren Schmuck zu erstrecken. Zuweilen sah ich in der Ferne im Sonnenlichte wandelnde Gestalten, die ganz in Gewänder blitzender Funken gehüllt schienen. Bei jeder Bewegung, jedem Schritte glänzten und strahlten sie, als wären sie selbst wandelnde Sonnen. Dieser Glanz rührt von eigenartigen Umhängtüchern, den sogenannten Phulkaris her, auf



Alwarfrau aus dem Bhilsvolk.

welche unzählige winzige Spiegelscheiben aufgenäht sind. Dazu tragen die Frauen fast ausnahmslos die schwersten Ohrgehänge in ihren fingerlang ausgedehnten Ohrläppchen, mit Edelsteinen besetzte Gold- oder Silberringe in ihrem linken Nasenflügel, so groß, daß sie bei manchen über den Mund fallen, Armbänder, welche nicht nur die Arme, sondern mit großen, juwelenbesetzten Scheiben auch die äußere Handfläche bedecken, Ringe an allen Fingern und dem Daumen, schwere Silberringe mit klirrenden Behängseln an den Fußgelenken, Ringe an jeder Fußzehe.

Alwar ist von einer hohen Ringmauer umgeben, durch welche vier stark befestigte Tore führen. Jenseits des Osttores bot sich mir ein äußerst malerischer Anblick dar. Eine schnurgerade Straße, besetzt von einstöckigen Häusern mit flachen Dächern, mit Balkonen, Galerien, Veranden und vergitterten, glaslosen Fenstern, die unteren Stockwerke durchwegs von Kaufläden und Werkstätten eingenommen, in welchen alle Industrien des Landes den Augen des Beschauers vorgeführt werden; da wird gemahlen, gesponnen, gewebt, gefärbt, gestickt; Waffenschmiede hämmern an Schwertern und Lanzenspitzen, Goldarbeiter versehen Klingen und Schwertgriffe mit Gold- und Silberzierat, verfertigen Schmuckgegenstände, Metallgießer machen mit flinker Hand die irdenen Formen für die reizenden Messinggefäße, welche in jeder indischen Haushaltung zu finden sind; Schuster nähen Pantoffel und Schnabelschuhe mit langen, zurückgebogenen Spitzen, wie sie bei uns im Mittelalter getragen wurden, mit Gold- und Silberstickerei bedeckt; dazwischen werden von Frucht- und Gemüsehändlern alle die eigenartigen Lebensmittel der Umgegend feilgeboten, nebenan in eigenen Restaurants auch gleich zubereitet. Zwischen diesen Basaren wogt und drängt sich das Volk, wandern Kamele und Elefanten umher, erscheinen wohl auch stattliche Herren mit einem Gefolge von Schwert- und Schildträgern, alle mit den denkbar buntesten Kleidern und Turbanen bekleidet. Indessen ist Weiß die vorherrschende und beliebteste Farbe, wenigstens was die Stoffe betrifft.

Die Eitelkeit der stolzen kriegerischen Radschputen geht nämlich so weit, daß sie ihre Haare und Bärte, sobald sie sich zum Weiß neigen, rot färben.

Das alte malerische Bild der Straße wird in der Mitte der Stadt durch einen merkwürdigen Bau unterbrochen, ein hohes Grabdenkmal in maurisch-indischem Stil, von einer Kuppel gekrönt und auf vier gewaltigen Pfeilern ruhend, zwischen denen sich der Straßenverkehr hindurchwälzt, denn unter dem Grabmal ist der Kreuzungspunkt der beiden, die ganze Stadt durchziehenden Hauptstraßen. Das Grabdenkmal stammt aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts und enthält die Leiche des Sultans Tarang, eines Bruders des berühmten Kaisers Feroz Schah, der damals auf dem Thron von Delhi saß.

Hoch über dieses alte Gebäude sieht man jenseits der Stadtmauern einen steilen kahlen Felskegel aufragen, von einem massiven Turm gekrönt, und jenseits desselben steigt ein noch steilerer Felsen auf, vierhundert Meter über die Stadt. Auf dem fast senkrecht gegen das Häusermeer abstürzenden Felsen liegt eine starke Festung mit hohen Ringmauern, die nur auf steilen vielgewundenen Fußwegen erreicht werden kann. Im Inneren der Festung befindet sich ein alter Palast, der zeitweilig, besonders in der sommerlichen Regenperiode, vom Landesherrn bewohnt wird, gewiß nicht zur Freude seiner Minister und Hofbeamten, welche dann täglich diese schwindelnde Höhe emporzuklettern haben.

Jenseits des Sultangrabes, am Westende der Stadt, steht ein eigenartiger Hindutempel mit figurengeschmückten, pyramidenförmigen Türmen, und daran schließt sich die Mauer, welche die fürstliche Residenz umgibt, Banni Bilas genannt. Sie bildet eine kleine Stadt für sich selbst, mit Regierungsgebäuden, Schatzamt, Bibliothek, Waffensammlung und ausgedehnten Stallungen für Hunderte von Pferden und fünfzig Staatselefanten, welche der Fürst mit großen Kosten unterhält; in eigenen Lehmhütten mit davorgebauten Eisenkäfigen sind die zahlreichen Jagdfalken, Jagdleoparden, Luchse und Tschitahs unter-

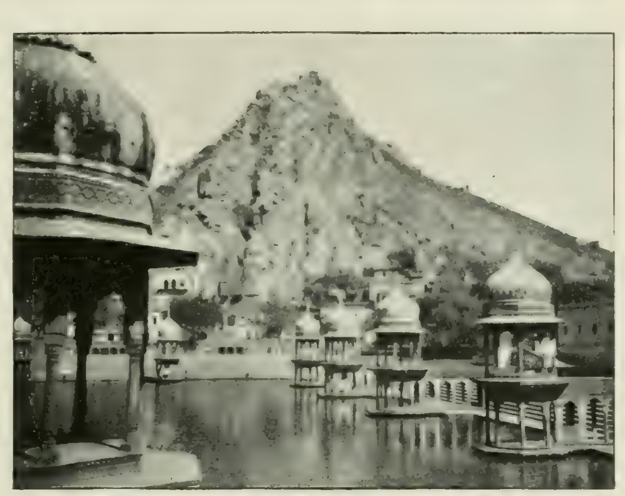
gebracht, mit denen zeitweilig besonders auf Antilopen gejagt wird. Mag dieses blutige Schauspiel auch grausam sein, der brutale Eindruck wird wenigstens teilweise abgeschwächt durch die wilde Energie der gelenkigen Raubtiere und die unglaubliche Behendigkeit ihrer Opfer. Der Sprung des Leoparden auf den Nacken der Antilope und der weite Satz der letzteren in die Luft, um dem Angreifer zu entgehen, sind der höchste Ausdruck wilden Blutdurstes auf der einen, von Todesfurcht auf der anderen Seite.

In der Mitte der Residenz öffnen sich mehrere von schönen Gebäuden aus weißem Marmor umgebene wohlgepflasterte Höfe mit plätschernden Fontänen und Marmorterrassen und reizenden indischen Pavillonen. Im Hintergrunde des letzten Hofes steht der herrliche Marmorpalast des Fürsten mit Balkonen und gedeckten Galerien, jedes einzelne Fenster mit einem vorgelegten, kuppelgekrönten Erker. Auf dem flachen Dache erheben sich einige auf zierlichen Marmorsäulen ruhende Pavillone, von denen man die entzückendste Rundsicht genießt. Die Skulpturen, mit denen jedes Tor, jeder Pfeiler, jedes Fenster dieses prächtigen Baues geschmückt sind, erreichen an Zartheit der Ausführung und Schönheit der Zeichnung jene der weltberühmten Kaiserpaläste von Delhi und Agra, welche den Erbauern des Banni Bilas augenscheinlich auch als Vorbilder gedient haben. Die durchscheinenden dünnen Marmorplatten, welche an Stelle von Glasfenstern eingesetzt sind, zeigen die prächtigste Miniaturarbeit. Die große Audienz-



Hauptpalast in Alwar.

halle im Mitteltrakt wetteifert in der Zartheit ihrer Skulpturen, in der Ausschmückung ihrer Wände mit Mika- und Spiegelscheiben, ihren Pietra Dura-Flächen mit eingelegten verschiedenfarbigen Halbedelsteinen zu Blumen und großblättrigen Pflanzen mit den wunderbaren Haremsräumen der Großmoguln von Delhi. Der ganze Palast ist entschieden einer der entzückendsten Indiens, heute der Wohnsitz der Witwen des letzten Maharaja, Seiner Hoheit Mangal Singh. Sie verbringen hier mit den nach Hunderten zählenden Frauen ihres Hofstaates und etwa tausend Sklaven oder vielmehr Frondienern ihr freudloses Leben, von Eunuchen bewacht, die an den Toreingängen der Zenanas alle Männer zurückweisen.



Heiliger Teich hinter dem Fürstenpalast in Alwar.

Von den Fenstern der Thron- oder Audienzhalle des Palastes fielen meine Blicke auf ein weites, seeartiges Bassin, das sich vom Palaste bis an den Fuß des steilen Festungfelsens hinzieht. Marmorne Treppenfluchten führen auf allen Seiten zu der klaren stillen Wasserfläche hinab, unterbrochen von herrlichen offenen Pavillonen aus weißem Marmor, unter denen eine Anzahl Hofleute eben ihr kühles Bad nahmen. Auf der dem Palast gegenüberliegenden Seite erheben sich, dicht an den Felsen gebaut, ein ganzes Dutzend der schönsten Hindutempel, den Göttern Siwa und Vischnu geweiht, ein höchst eigenartiger und befremdender Anblick. Den fabelhaften Reichtum des Fürstenhauses lernt

man erst beim Besuch der Waffensammlung und der Schatzkammer kennen. Die erstere enthält Hunderte altberühmter Schwerter, Lanzen, Dolche, Feuersteinflinten und Schilder mit goldenen Griffen, über und über mit Rubinen, Smaragden, Perlen und Saphiren bedeckt. Manche Schwertklingen aus dem feinsten Damaszenerstahl sind so geschmeidig, daß ich die Spitze bis über den Griff hinaus biegen konnte. Andere enthalten ihrer ganzen Länge nach in halbgeöffneten Rinnen eine Anzahl kugelrunder Perlen, die beim Heben und Senken der Klingen auf- und niederlaufen, ein ziemlich verbreitetes Kunststück der orientalischen Waffenschmiede, die besonders in Alwar unter den tapferen kriegerischen Meos ihre höchste Kunst erreicht haben. Das konnte ich hauptsächlich an den Waffen und Rüstungen Bani Singhs, des Urgroßvaters des heutigen Herrschers, erkennen, welche in den schönsten Waffensammlungen Europas Prunkstücke bilden würden. Der mit großen Diamanten bedeckte Küraß dieses Fürsten hat ein Gewicht von acht Kilo, die Lanzenspitze ein solches von zweieinhalb Kilo, und ebensoviel wiegt sein mit goldenem Griff versehenes Schwert. Eine der vorhandenen Rüstungen von köstlicher persischer Arbeit mußte einem Manne von über zwei Meter Höhe gedient haben. In der Waffensammlung und den daran stoßenden Räumen sah ich auch die Unmenge seidener Fahnen und Banner, die hohen Pfauenwedel mit goldenen Griffen, die vergoldeten Paradelanzen, silbernen Paradekeulen und vergoldeten Sonnenschirme, welche an besonderen Festtagen dem Maharaja bei den Umzügen vorangetragen werden; die hervorragendsten Objekte sind indessen die Standbilder der Götzen Sita und Rama, die sich in Alwar besonderer Verehrung erfreuen, sowie das berühmte Mahi Maratib, das „Symbol des Fisches", das dem Fürsten von Alwar von den Großmoguln verliehen wurde. Der Maharaja selbst fährt bei diesen Umzügen in einem reichvergoldeten zweistockigen Riesenwagen, auf dem fünfzig Persönlichkeiten seines Hofstaats in ihren juwelenstrotzenden Prunkgewändern Platz nehmen. Gezogen wird dieser Monsterwagen von vier Elefanten mit reichstem Goldschmuck auf den

Stoßzähnen und an den Fußgelenken, und bedeckt mit golddurchwirkten Decken. An solchen Festtagen, besonders beim Feste der Desara oder Einsegnung der Waffen durch die Brahmanen, herrscht in der Stadt ein Leben und Treiben und werden Festlichkeiten abgehalten, wie sie wohl kaum mehr in anderen Ländern vorkommen. Ein Hauptspaß ist es dabei, einander mit gefärbtem Wasser zu begießen oder sich gegenseitig mit wassergefüllten Wachsballen zu bewerfen, die beim Platzen den Getroffenen vollständig durchnässen. Der Maharaja hat dann große Körbe solcher Wachskugeln vor sich auf dem Wagen stehen und bewirft seine Untertanen, aber auch den englischen Gesandten und die fremden Offiziere und Gäste, die sich nicht scheuen, den Fürsten in gleicher Weise zu taufen.

Von seltener Pracht sind auch die Durbars oder Staatsaudienzen, die in den großen Hallen des Palastes bei dem genannten Desarafest, dann am Geburtstag des Fürsten, beim Sirdfest u. s. w. abgehalten werden. Bei dem letztgenannten Fest bringen die Großen und Edlen des Landes wie auch die Beamten dem Herrscher Geschenke dar, die er in reichem Maße erwidert, indem er Schwerter, Turbane, kostbare Gewänder u. s. w. unter sie verteilt. Nur der Fürst allein darf in den Hof des Palastes einfahren, seine Untertanen müssen sich nicht nur zu Fuß dahin begeben, sie müssen sogar ihre Schuhe und Schirme am Tore ablegen. Eigentümlichkeit des Palastes ist es, daß an Stelle von Treppen schiefe Rampen die Stockwerke miteinander verbinden.

Ebenso wie die Waffensammlung, enthält auch die fürstliche Bibliothek herrliche Schätze, darunter eine Anzahl kunstvoll geschriebener und mit Malereien geschmückter Bücher in persischer Sprache von hohem Wert. Das schönste dieser Werke ist wohl eine Kopie des „Gulistan", deren Wert auf eine Million Mark geschätzt wird. Ich hätte Tage damit zubringen können, in diesen Schätzen umherzustöbern, wenn nicht der erste Minister in der Schatzkammer meiner geharrt hätte, um mir die fürstlichen Schmuckgegenstände zu zeigen. Die Schatzkammer darf nämlich nur im Beisein des Ministers geöffnet werden. War ich schon

von dem bisher Gesehenen geblendet, so übertraf doch der Reichtum der Schatzkammer alle meine hochgespannten Erwartungen. In dieser Tascha Khana gab es Hals- und Armbänder aus haselnußgroßen Diamanten, Smaragden, Rubinen und Türkisen, von Perlen und Saphiren, Turbanagraffen, Fußspangen, Ohr- und Nasenringe für die fürstlichen Frauen mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt, von denen ein einziger den Stolz einer europäischen Modedame bilden würde. Aber die wertvollsten Objekte, wohl einzig in der Welt, sind eine kleine Tasse aus einem Rubin herausgeschliffen und eine handgroße Schale aus einem einzigen Saphir! An den Wänden stehen zahlreiche in Eisen gefaßte Teakholzkästen, gefüllt mit „Mohurs", den Goldmünzen von Alwar, im Wert von Millionen, darüber hängen die mit Edelsteinen besetzten Prunkgeschirre für Elefanten und Pferde, und in einigen Räumen werden auch die wohlriechenden Essenzen für die fürstlichen Damen aufbewahrt.

Neben diesem mit solchen Herrlichkeiten gefüllten Palast verfügt der Maharaja von Alwar noch über mehrere andere Paläste in und außerhalb der Stadt, darunter ein reizendes Buen-Retiro auf einer Insel in dem nahen Deotisee, die indessen wegen der zahlreichen Alligatoren und Wasserschlangen im See und an seinen Ufern nicht bewohnt werden kann. Der Lieblingspalast des Fürsten erhebt sich auf einem steilen isolierten Felsen, der nahe den Stadtmauern aus der mit Gärten bedeckten Ebene aufragt und erst vor einem Jahrzehnt von dem Vorgänger des regierenden Fürsten für den Besuch des Herzogs von Connaught erbaut worden ist. Dorthin war ich vom Maharaja zum Tee geladen worden. Am Fuße des Felsens, an dem von stattlichen Gardisten besetzten Wachthause, hielt mein Wagen an, und der mich begleitende Hofbeamte bat mich auszusteigen. Vor mir führte ein staubiger Fußweg von schwindelnder Steilheit direkt zu dem oberen Plateau des Felsens empor, vorläufig der einzige vorhandene, und Hunderte von Arbeitern waren beschäftigt, einen Fußweg rings um den Felsen herzustellen. Eben als ich mich bei der herrschenden Tropen-

hitze mit schwerem Herzen daran machte, den steilen Fußweg emporzuklettern, wurde mir ein kohlschwarzer, gesattelter Hengst vorgeführt. Kaum waren meine Füße in den Bügeln, da galoppierte das Tier auch schon in großen Sätzen hinauf, daß ich mit Mühe im Sattel blieb, an senkrechten Mauern entlang, durch enge Tore, und ehe ich nur zu Atem gekommen war, hielt der Hengst am Haupteingang des Palastes. Das feurige Tier ist für diesen Aufstieg trainiert, und bringt, solange die Fahrwege nicht hergestellt sind, täglich nicht nur den Maharaja, sondern auch seine Beamten und Gäste in der gleichen Weise hinauf und wieder herunter.

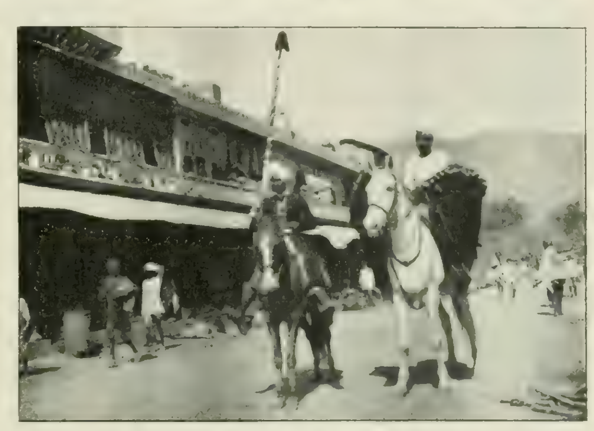
Oben wurde ich von einem jungen, bartlosen Herrn, der kaum siebzehn Jahre zählen mochte, empfangen. Er trug einen grauen englischen Reitanzug mit hohen Stiefeln und begrüßte mich in englischer Sprache. Hinter ihm trat der liebenswürdige Resident, Oberst Fagan, heraus, und erst durch diesen erfuhr ich, daß der junge Mann Seine Hoheit der Maharaja Sawai Jai Singh Bahadur, der Herrscher von Alwar, in eigener Person war! Nach all der Pracht, die ich in seiner Hauptstadt und in seinen Palästen gesehen hatte, erwartete ich einen Fürsten in der malerischen Hindutracht mit dem Turban auf dem Haupt zu sehen, und statt dessen stand ein Engländer vor mir, der dem Aussehen nach gerade aus Oxford oder Cambridge gekommen sein konnte. Seine Liebenswürdigkeit überwand indessen sofort meine Überraschung und ich kann wohl beifügen Enttäuschung. Er führte mich in seine ganz nach englischer Art möblierten Empfangsräume, zeigte mir seine prächtigen Jagdtrophäen und die Preise, die er auf englischen Pferderennen und im Polospiel errungen hatte. Er selbst goß den Tee in die Tassen und reichte mir die silbernen Platten mit Sandwiches und Kuchen, als weilte ich in einem Londoner Klub und nicht in einer indischen Fürstenresidenz.

Tatsächlich ist der Maharaja ganz nach englischer Art erzogen, und wenn er auch nach alter Väter Sitte an den Festen und Vergnügungen in der Stadt teilnimmt, und sich dabei mit dem gewohnten Prunk

umgibt, so hat er doch viel mehr Freude an englischem Sport. Von den weiten Terrassen des Palastes, die einen herrlichen Rundblick in das Alwarland gewähren, zeigte er mir seinen Polo- und Tennisplatz, wo er mit englischen Offizieren zu spielen pflegt, und den Tummelplatz der Pferde seines auserlesenen Gestüts. Es war Abend geworden. Er zog die Uhr aus der Tasche und meinte: „Wenn Sie ein seltenes Schauspiel sehen wollen, dann fahren Sie rasch hinüber in den Dschungel, jenseits des Bahnhofs.“ Dann geleitete er mich bis zu meinem Rappen und reichte mir die Hand zum Abschied. Eine halbe Stunde später war ich auf einem weiten von Dschungel umgebenen freien Platz, in dessen Mitte sich steinerne Wassertröge, von einem monumentalen Ziehbrunnen gespeist, befanden. Ein Trompeter schien auf mich gewartet zu haben, denn kaum war ich aus dem Wagen, so blies er langgezogene Signale in den Wald hinein. Es dauerte nicht lange, da hörte ich Pferdegetrappel, und zwischen den Bäumen brachen Hunderte von Rossen hervor. In großen Sätzen sprangen sie über Gräben und Buschwerk hinweg, und nach wenigen Minuten war der weite Platz mit den schnaubenden, wiehernden, munteren Tieren gefüllt, die auf das Trompetensignal wie alte Schlachtrosse gefolgt waren; nun wurden sie in ihre Stallungen geführt, um am nächsten Morgen wieder freigelassen zu werden. Dieses seltsame Schauspiel wiederholt sich täglich, ohne daß auch nur ein einziges Roß zurückbleiben würde!

Ich hatte den Maharaja gebeten, unter anderem auch seine Elefanten und seine Truppen photographieren zu dürfen. Bereitwilligst wurde mir die Erlaubnis erteilt. Wie erstaunte ich aber, am nächsten Vormittag in dem Hof vor meiner Wohnung Trompetengeschmetter zu hören und, heraustretend, verschiedene Abteilungen der Armee von Alwar in Paradeuniform aufmarschiert zu sehen. Der Fürst hatte sie zu mir befohlen, um mir den Weg nach der Kaserne zu ersparen. Kaum waren sie abmarschiert, traf auch die Elefantenherde in ihrer Festausrüstung, mit goldgestickten Decken behängt, die Howdahs auf den breiten Rücken, die Kornaks in Uniform mit silbernen Leithaken

auf den Köpfen sitzend, ein. Weiter konnte die Freundlichkeit des Fürsten wahrhaftig nicht gehen. Aber es folgten doch noch Festlichkeiten, Vorstellungen von Zauberkünstlern und Bajaderen. Ich genoß den ganzen Märchenzauber dieses seltsamen Hofes im Innern von Indien. Reiche Geschenke sandte der liebenswürdige Gastgeber mit fürstlicher Freigebigkeit in meine Wohnung, und als endlich die Stunde des Abschieds gekommen war, der mir wirklich schwer wurde, gab er mir die herzliche Aufforderung mit auf den Weg, doch bald wiederzukommen.



Straße in Alwar.

So aufgeklärt der Herrscher des Landes auch sein mag, sein Volk steckt bis jetzt in finsterem Götzendienst, und die geheimen, mitunter abstoßend obszönen Festlichkeiten zu Ehren Siwas und Vischnus werden heute noch, vornehmlich in der Hauptstadt selbst, von Tausenden gefeiert. Besonders die schamlose Saktisekte hat viele Anhänger beiderlei Geschlechts, und die vielen mit Schmuck bedeckten jungen Weiber, welche sich in den Basaren ganz gegen die sonst so strengen Hindugesetze mit unverhüllten Gesichtern zeigen und mit den Männern plaudern und schäkern, besagen allein schon, wie es bei den Festlichkeiten zu Ehren der Göttin Sakti, dieser Venus vulgivaga der Hindus, hergehen mag. Wohl sind in Alwar verschiedene christliche Missionare tätig, aber ihr Erfolg war bisher ein geringer, und es wird noch Jahrzehnte dauern, ehe das Volk dem barbarischen Götzendienst und den damit verbundenen Orgien entrissen werden kann.

28. Aus dem Frauenleben.

Die Frauen wissen gar nicht, wie gut sie's bei unseren europäischen Männern haben. Sie sollten nur ein bißchen mehr in der Welt herumkommen, nicht immer an die Riviera, in die Alpen, nach den Seebädern reisen, wo die Verehrung, die Bewunderung, der Kultus der Frau etwas ganz Selbstverständliches sind, sondern einmal einen Ausflug nach Indien unternehmen. Dann würden sie wahrscheinlich ganz andere Saiten aufziehen und sich glücklich schätzen, daß sie in Europa das Licht der Welt erblickt haben. Ein traurigeres Los, als das der Hindufrau ist wohl bei keinem Kulturvolke den weiblichen Wesen beschieden. Schon ihr Erscheinen im irdischen Jammertale wird von ihren Eltern als Unglück angesehen. Tiefe Trauer erfaßt den Papa, wenn er das weibliche Geschlecht seines jüngsten Sprößlings herausgefunden hat, und seine Nachbarn drücken ihm vielleicht gar ihr Beileid aus, indem sie ihn auf mehr Glück in Zukunft vertrösten. — „Welch große Sünde habe ich denn begangen, daß ich wieder durch eine Tochter bestraft wurde!" so hört man den Vater jammern, und sitzt irgend ein Hindu traurig vor der Haustür, dann fragt ihn sein Nachbar: „Sag mal, ist dir denn eine Tochter geboren worden, weil du so betrübt bist?"

In früheren Zeiten, als die Engländer den Hindus noch nicht so auf die Finger sahen wie jetzt, wurden unzählige Töchter von ihren Eltern dem Sohne Siwas, dem elefantenköpfigen Ganescha geopfert. Was sollten die armen Hindus mit den Mädchen anfangen? Zum Heiraten gehört Geld in Indien, und das besaßen sie nicht. Ganescha ist nun einer der volkstümlichsten Hindugötter, dessen scheußliche Fratze in jedem Dorfe zu finden ist, und da er großen Einfluß bei den höchsten Göttern besitzt, glaubten die Hindus ein ihm gefälliges Werk zu tun, indem sie ihm ihre Töchter opferten. Dadurch wurden sie auch ihre unnützen Mädchen los, und töteten so zwei Fliegen mit

einem Schlag. Besonders in der heiligen Stadt Benares kamen diese grauenerregenden Abschlachtungen der armen kleinen Wesen in dem Ganeschatempel sehr häufig vor. Die Eltern brachten sie den Priestern gleichzeitig mit einer Opfergabe an Geld, und vor ihren eigenen Augen wurden sie mit einem Schwerthieb in den Nacken ins hindostanische Jenseits befördert. Die Eltern trösteten sich, indem sie sich sagten, daß ihre armen weiblichen Sprößlinge nach dem Gesetz der Seelenwanderung möglicherweise doch noch einmal als Knaben auf der Welt erscheinen würden. Die ganz armen Hindus, welchen vielleicht auf der monatelangen Pilgerreise nach dem heiligen Ganga (das ist der indische Name für Ganges) die letzten Groschen ausgegangen waren, ertränkten die Mädchen einfach in kochender Milch*).

Aber auch unter den besseren Ständen der Hindus ist es gewissermaßen eine Strafe der Götter, wenn Mädchen zur Welt kommen. Fragt man einen Hindu nach der Zahl seiner Kinder, dann versteht er darunter immer nur die Söhne, ganz so wie es bei den Chinesen der Fall ist. Daß die Eltern den Töchtern auch Liebe entgegenbringen, ist unzweifelhaft; denn häufig genug sah ich die Väter mit den netten, zierlichen kleinen Mädchen spielen und sie liebkosen, aber dabei denken sie sich wahrscheinlich doch: Ach, wärst du nur ein Junge!

Das Geschlecht der armen weiblichen Babies wird der Haushaltung dazu auch noch recht auffällig vor Augen geführt, denn Kleider tragen die Kinder in den ersten Jahren ihres Daseins keine. Eine Schnur um den Leib, und daran baumelt vorne ein silbernes Blättchen oder ein Schlüsselchen. Das ist alles. Zu dieser Zeit können die Mädchen auch mit ihren Brüdern spielen, aber sobald die letzteren sechs, sieben Jahre alt geworden sind, meiden sie die Gesellschaft ihrer Schwesterchen, um von anderen Knaben nicht aufgezogen zu werden. So lernen die Mädchen schon frühzeitig erkennen, daß sie dem männlichen Geschlecht nicht gleichwertig sind. Immer schließen sie sich an

*) Siehe Gordon Cumming, „On the Indian Plains“. London 1901.

die Mutter und die älteren Schwestern an, bleiben in den hinteren Räumlichkeiten ihres Hauses und beginnen frühzeitig in der Haushaltung mitzuhelfen, während Vater und Brüder in den viel schöneren, luftigeren vorderen Räumen wohnen.

Die erste Unterbrechung in der Einförmigkeit ihres jungen Daseins ist ihre Vermählung, wenn sie auch nur vier oder fünf Jahre alt sein sollten. Die Ehen werden bei den Hindus bekanntlich schon in den Kinderjahren geschlossen. Natürlich haben dabei weder Bräutigam noch Braut ein Wörtchen mitzusprechen, nur beim kindlichen Spiel sind sie einander möglicherweise, noch dazu in völligem Naturzustand, gegenübergetreten. Die Sache wird ausschließlich zwischen den Eltern der Brautleute abgemacht, und das einzige Zeremoniell der Vermählung oder vielmehr der Verlobung besteht darin, daß die Braut von ihren Eltern mehrere Male um ein heiliges Feuer herumgeführt wird. Damit ist der kleine, unverständige Wurm für das ganze Leben an einen Mann gebunden, den er möglicherweise noch gar nicht gesehen hat, und dem das Mädchen erst im elften oder zwölften Jahr, nach Eintritt seiner Reife, zugeführt wird. In der Zwischenzeit bleibt es im Hause seiner Eltern, lernt Kochen, Scheuern, Handarbeiten, aber von geistiger Ausbildung ist keine Rede. Jetzt noch wird es bei der großen Masse der Hindus, besonders in den höheren Ständen, als ein wahres Unglück angesehen, wenn ein Mädchen lesen oder schreiben kann. Aufgeklärte Eltern geben vielleicht ihren Töchtern eine solche Erziehung oder lassen sie eine der vielen englischen Missionsschulen besuchen, die in den letzten Jahrzehnten besonders in Kalkutta, Bombay und anderen Großstädten ins Leben gerufen worden sind. Dann aber schreien die alten Weiber aus dem Bekanntenkreise Zeter und Mordio: „Wie kann man nur ein Mädchen in solcher Weise ausbilden! Das ist doch Sache der Knaben! Das Mädchen gehört ins Hinterhaus. Dort soll sie ihrer Mutter helfen, damit sie später ihrem Manne die Haushaltung führen kann!“ Eine ganze Menge indischer Fürstinnen, darunter Frauen der höchsten Maharajas, sind des Lesens

und Schreibens unkundig. Wahrscheinlich hat zu dieser Abneigung, die Mädchen unterrichten zu lassen, der Glaube beigetragen, daß Schulkenntnisse der Gattin das Leben ihres Mannes verkürzen. Daher stammen auch größtenteils die Schwierigkeiten, mit denen die Schulmissionen in Indien zu kämpfen haben. Nur in den Hauptstädten ist ein Fortschritt wahrzunehmen. Die englischen Misses, welche ihr Leben der Besserung des Schicksals ihrer indischen Schwestern gewidmet haben, machen dort unglaubliche Anstrengungen, um die Eltern zu bewegen, ihnen ihre Kinder anzuvertrauen, selbst der sonst allmächtige Bakschisch dient dafür als Lockmittel; Erfolg haben sie aber nur bei den Parias und den untersten Kasten, die sich über die traditionellen Vorurteile gegen den Unterricht leichter hinwegsetzen, und denen mit der Erziehung ihrer Töchter vielleicht noch anderer Gewinn in Aussicht steht. Die oberen Stände verhalten sich den Missionsversuchen der englischen Gesellschaften gegenüber sehr zugeknöpft. Ein Mädchen, das lesen, schreiben, dazu singen und tanzen kann, hat damit nach Hinduglauben die nötigen Vorbedingungen für einen leichtfertigen Lebenswandel, und ihr solchen Unterricht erteilen zu lassen, wird ungefähr in ähnlicher Weise angesehen, als würde eine unserer steifen Beamtenfamilien eine Tochter zum Tingeltangel hergeben.



Nautschmädchen.

Die englischen Missionsfräulein haben es mit ihren Schulen naturgemäß vor allem auf die Seelenrettung der kleinen Mädchen abgesehen, d. h. auf die Bekehrung zum Christentum, und der wichtigste

Unterricht ist daher die Bibel. Der Mehrzahl der Eltern dieser Mädchen ist wieder die Bibel Nebensache, und der sogenannte Nebenunterricht, d. h. Lesen, Schreiben und die englische Sprache Hauptsache. Sind die Missionsschulen in Kalkutta also erfolgreich, und haben sie immer größeren Zuspruch aufzuweisen, so liegt der Hauptgrund in dem Wunsch der Hindueltern, ihren Töchtern nur allgemeine Erziehung zu teil werden zu lassen. Mit dem bestandenen zwölften Jahre müssen sie doch heiraten, in Kalkutta werden bei dem innigen Verkehr der Hindus mit den Engländern und dem lebhaften Geschäftsleben solche „gebildete" Frauen von Heiratslustigen immer mehr begehrt, und sind sie einmal in ihrer Haushaltung, umgeben von den Götzenbildern des Siwa, Vischnu, Ganescha und anderen des Millionen umfassenden Hinduolymps, dann ist die Bibel in der Regel bald vergessen.

Mit bewundernswerter Zähigkeit sind die englischen Misses darauf aus, auch unter den höheren Kasten der Hindus Boden zu gewinnen, und „Seelen zu retten". Deshalb wurde schon vor Jahren die Zenanamission gegründet, deren Missionarinnen die einzelnen Häuser der vornehmeren Hindus besuchen. In dem aufgeklärten Kalkutta, teilweise auch in Bombay, war es nicht so schwer, die Einwilligung der Familienväter zu erlangen, und die Frauen selbst fühlen sich glücklich, die englischen Misses, welche natürlich Hindostanisch sprechen, zu empfangen! Bringen sie doch Leben und geistige Anregung in die trostlose Einförmigkeit der Zenanas (d. h. Frauenquartiere). Die Mädchen lernen durch die Missionsfräulein die Kleidung, den Schmuck, die Lebensweise der Europäerinnen kennen, erfahren allerlei über die ihnen vollständig fremde, außerindische Welt und lauschen den Schilderungen mit vielleicht größerer Aufmerksamkeit als den Erzählungen der gewerbsmäßigen Märchenerzähler. Den Missionsdamen ist die Bekehrung zum Christentum, die Bibellehre, ihr vornehmstes Streben, die Hindufrauen lassen diese Versuche ruhig über sich ergehen, wenn sie dabei nur sonst noch etwas hören, und einige Stunden Zerstreu-

ung haben. Es ist ja ähnlich, als würden des Deutschen kundige Hindufrauen eine Mission gründen, um irgendwo in Berlin oder Hamburg deutsche Frauen zum Hinduglauben zu bekehren. Sie würden schon durch diesen Versuch allein Neugierde und Interesse erregen, und man würde ihnen schon lauschen, um etwas von dem Leben der Frauen in dem großen, mysteriösen Indien zu erfahren, man würde auch ihren Erzählungen über das außerordentlich interessante Götterwesen der Hindus zuhören, aber es dürfte gewiß niemand einfallen, sich zur Anbetung von Brahma, Vischnu und Siwa herzugeben. Die englischen Missionsdamen haben es mit der Lehre der unendlichen Wahrheiten des Messias natürlich unvergleichlich leichter, denn sie sind so einfach, rein und eindrucksvoll, daß selbst bei den im Götzendienst verhärteten Hindus etwas zurückbleibt, ein Samenkorn, das bei richtiger Pflege und Umgebung doch aufgeht und Früchte trägt, aber vorläufig sind die Erfolge in dieser Richtung verschwindend im Vergleich zu der ungeheuren Masse von Frauen, über hundertfünfzig Millionen an der Zahl! Die erste Lehre, welche den Hindumädchen schon im dritten oder vierten Lebensjahre beigebracht wird, und die sie unzählige Male wiederholen müssen, lautet: „Der große Krischna ist meiner Seele Zufluchtsort"; täglich sehen sie in ihrem Heim die Götzenbilder an kleinen Altären, die Opfer, welche ihre Väter diesen scheußlichen Fratzen darbringen, täglich hören sie von den reinigenden Wassern des Ganges und des Nerbudda, und wenn sie sich nicht brav aufführen, droht ihnen die Mutter vielleicht mit der schrecklichen Göttin Durga-Kali, der Göttin der Hinduhölle.

So vergehen die ersten elf bis zwölf Jahre des Hindumädchens, und dann kommt der größte Tag, jener ihrer eigentlichen Vermählung mit dem Manne, den sie nie gesehen haben mag, und von dem nur die Eltern ihr erzählt haben. Es ist der stolzeste, glücklichste Tag des Kindes, und nie werde ich das liebe Gesichtchen einer solchen kleinen Braut vergessen, die ich in Benares, an den Ufern des Ganga sah. Es war ein buntgekleideter, fröhlicher Hochzeitszug, der sich dort die

Stufen herab, mitten durch die vielen Tausende andächtiger Pilger, scheußlicher Fakire, nackter, wundenbedeckter Bettler zum Ufer bewegte, und auf einer in den Fluß hinausragenden Landungsbrücke Platz nahm. Die kleine Braut war in die prächtigsten Gewänder gekleidet, alles an ihr flimmerte und strahlte; in ihren vielfach durchlöcherten Ohren saßen wohl ein Dutzend mit Steinen besetzte Gehänge, auf die junge keusche Brust fielen ganze Stränge von Perlen, Korallen und Münzenketten, an jedem ihrer Fingerchen saßen Ringe bis an den zweiten Knöchel, an jeder Zehe blitzten Gold- und Silberringe, an den Fußknöcheln klirrten schwere Silberreifen. Ähnlich bunt und strahlend geschmückt war auch der kleine Bräutigam. Auf der Brücke unten band ein Brahmane eine braunrote Schärpe um ihre ineinandergelegten Hände, und schlang dann, Gebete murmelnd, eine Baumwollschnur um ihre Hälse. Eine Zeitlang blieb das putzige Pärchen tieferregt in Betrachtung der milchiggrünen Fluten versunken, während der Priester aus einer Lota, d. h. einem Opfergefäß aus Messing, fortwährend betend, Wasser schöpfte und es langsam in den Fluß zurückgoß. Dann bewarfen die Angehörigen das junge Pärchen mit Reiskörnern, und fröhlich machte sich die ganze Gesellschaft nunmehr auf den Rückweg nach dem Hause des Bräutigams, lachend und scherzend, die kleine Braut vor Glück strahlend, während nur einen Steinwurf weit von ihr die Körper toter Hindus auf brennenden Scheiterhaufen schmorten und der übelriechende Qualm zu ihr drang!

Zu Hause angekommen, wird im Hofraum das heilige Feuer entzündet, und das junge Pärchen muß dasselbe dreimal umschreiten, während der Bräutigam Samenkörner verschiedener Art in die Flammen wirft. Dann beginnt die leider nur kurze glückliche Zeit der jungen Frau, wie ein Traum, der rasch verfliegt. . . . Ja, wenn die Götter ihr den Gatten bis zum eigentlichen Hochzeitsfeste wirklich erhalten haben! Aber wie häufig kommt es vor, daß der kleine Junge, den die Eltern ihr zum Bräutigam auserkoren haben, von irgend einer Krankheit

dahingerafft wird! Dann ist sie Witwe, und bleibt Witwe ihr ganzes Leben lang, geächtet, eine Bürde und Sorge ihrer Eltern, und später, nach deren Tode, eine Bürde ihrer Familie. Bei den Hindus darf sich eine Witwe nicht zum zweiten Male vermählen, selbst wenn sie beim Tode ihres Bräutigams ein kleines Kindchen gewesen wäre! Sie muß sich noch dazu von ihrem stolzesten Schmuck, ihrem schwarzen Haarwald, trennen, die langen Flechten fallen der Schere zum Opfer, und zeitlebens darf sie kein Geschmeide mehr anlegen. Die durchbohrten Ohrläppchen fallen schlaff und schmucklos herab, ihr Nacken ist ohne Ketten, die schönen bunten Kleider darf sie nicht mehr anlegen und niemals an frohen Festen teilnehmen!



Fuß einer Hindufrau.

Solcher unglücklichen Geschöpfe gibt es in Indien einundzwanzig Millionen! Nicht weniger als sechzigtausend davon stehen im Alter von unter zehn Jahren und fünfzehneinhalb Millionen im Alter von zehn bis zwanzig Jahren! In dieser schönsten, glücklichsten Zeit des Lebens unserer Frauen sind fünfzehneinhalb Millionen Hindufrauen schon Witwen, ohne vielleicht das Eheleben überhaupt nur gekostet zu haben!

An diesen unseligen Zuständen krankt ganz Indien. Die englische Regierung, die traurigen Folgen derselben wohl erkennend, hat freilich erklärt, daß Witwen wieder heiraten dürfen, aber zum Heiraten gehören zwei, und die Vorurteile gegen Witwen sind so groß und schwer überwindlich, daß sich der zweite eben selten findet! Ein Witwer darf heiraten, wann und wieviele Frauen er will, der Frau aber ist die Wiederverheiratung unmöglich gemacht, und die Folge davon ist, daß sich

viele Frauen der Prostitution ergeben! — Ebenso ist es von der englischen Regierung versucht worden, das Alter zum Eingehen von Ehen gesetzlich zu erhöhen, aber auch diese Maßregel scheiterte an dem Widerstand der Hindus, ja es wäre deshalb in Bengalen beinahe zum Aufstand gekommen.

Folgen wir nun der jungen Frau in ihr neues Heim, das für die Zukunft auch ihre Welt bedeutet, denn sie verläßt es nur in den seltensten Fällen. Gehört sie den unteren Kasten an, dann darf sie wohl auf den Markt und in die Basare, um Einkäufe zu besorgen. Je höher die gesellschaftliche Stellung, der sie angehört, desto seltener kommt sie zum Vorschein, ja sogar die Waren, die sie kaufen will, werden ihr von den Händlern ins Haus gebracht und zur Auswahl vorgelegt, ohne daß sie selbst sichtbar wäre. Hinter einem Schirm verborgen, oder an einem vergitterten Fenster im oberen Stockwerk trifft sie ihre Entscheidung. Kein anderer Mann, als ihr eigener Gatte, vielleicht auch ihr Bruder oder Vater darf sie besuchen. Nicht einmal der Arzt hat Zutritt zu ihr, und ist sie so leidend, daß die Kunst der alten Megären, welche die Arzneikunde ausüben, nicht hinreicht, muß doch ein Arzt gerufen werden, dann trennt ihn ein Wandschirm von der Kranken. Er fühlt ihren Puls ohne die Hand zu



Hindumädchen auf einer Dachterrasse in Baroda.

sehen, und muß er die Zunge untersuchen, so streckt sie die Kranke durch ein Loch. Zu manchen Fürstinnen haben selbst europäische Frauen der höchsten Stände keinen Zutritt. Die Maharani von Udaipur beispielsweise hat außer ihren indischen Hofdamen und Sklavinnen noch niemand zu Gesicht bekommen. Als die Herzogin von Connaught in Udaipur weilte, äußerte sie den Wunsch, der Fürstin einen Besuch abzustatten, aber es wurde ihr unter allerhand Ausflüchten verweigert. Dabei besitzt die Fürstin die herrlichsten Geschmeide im Wert von vielen Millionen, die kostbarsten Gewänder, Saris (Umhängetücher) aus den feinsten Goldgeweben von Benares, jeder ihrer leisesten Wünsche wird erfüllt, doch immer nur innerhalb des goldenen Käfigs, in welchem sie ihr Leben verbringt.



Vornehme Hindufrau in Kalkutta.

Sie kann wohl aus der Ferne, hinter Gitterfenstern und Vorhängen verborgen, die Festlichkeiten an dem glänzenden Hofe ihres Gatten, des Maharaja, mitansehen, teilnehmen aber darf sie daran nicht.

So wie ihr geht es zahlreichen anderen Hindufrauen. Sie können ihre Gatten bei ihren Ausflügen und Spaziergängen nicht begleiten, nur an den Familienfesten können sie verschleiert teilnehmen, und vor allem anderen Pilgerreisen nach Benares, Hardwar und anderen

heiligen Orten unternehmen. Wer weiß, ob die eifrigen Wallfahrten der Frauen dorthin immer tiefe Religiosität und nicht den lebhaften Wunsch zu Grunde haben, einmal die Welt auch gehörig anzusehen? Sind sie dort eingetroffen, baden sie im heiligen Wasser, dann sind ihre Körper in die dünnsten, gazeartigen Saris gehüllt; steigen sie wieder ans Ufer, so lernen alle Umstehenden, darunter ebensoviele Männer wie Frauen, die ganze Anatomie ihres Körpers kennen, aber das Gesicht bleibt stets verhüllt. In vielen Gegenden, vornehmlich in Radschputana, bekleiden die Frauen nur Lenden und Schultern, die Brust und der ganze Rumpf, soweit er eben reicht, sind entblößt, das Gesicht aber ist verschleiert.

Beim Bade im heiligen Ganges oder im Dschamna ist es die Pflicht einer guten Frau, einen Teil ihrer Haare dem Fluß zu opfern. Begleitet von ihrem Gatten, nähert sie sich einem der zahlreichen Brahmanenpriester und bietet ihre Flechten dar. Unter Gebeten aus den heiligen Büchern schneidet dieser ein Stück derselben ab und legt sie auf eine Messingplatte. Der Gatte der Pilgerin legt eine Münze dazu. Das Geld bekommt der Priester, die Haare der Fluß.

Daß die Hindufrauen trotz der Unwissenheit, in der sie auferzogen werden, sehr aufgeweckt sind, und, wenn sie Gelegenheit bekommen, auch Großes leisten können, beweisen zahlreiche Beispiele. Einige der schönsten Hymnen im Rig Veda sind von Frauen verfaßt worden. Die Schriften von Avyar, einer Philosophin des neunten Jahrhunderts, gehören zu den besten der indischen Literatur und werden heute noch in den Tamilschulen gelehrt. Das schwierigste aller Spiele, Schach, wurde von einer Königin Indiens zweitausend Jahre vor Christi Geburt erfunden, zu einer Zeit, als die Frauen noch nicht in Zenanas eingesperrt waren und die gleichen Rechte wie die Männer besaßen. Es war dies Wandodari, die Königin von Ceylon. Damals wurde die Hauptstadt ihres Landes von Rama belagert, und um ihrem Gatten die Zeit zu verkürzen, erdachte sie das „Spiel der vier Partner“, Tschaturanga, denn es wurde damals von zweien gegen zweie gespielt.

Von Ceylon fand es den Weg nach Indien, Persien, Arabien und durch die Sarazenen über Spanien nach Europa. Freilich wird die Erfindung des Schachs auch den Ägyptern zugeschrieben, doch war ihr Spielbrett nur in dreißig Felder geteilt, während jenes von Wandodari schon dieselbe Einteilung besaß wie heute.

Eine andere außergewöhnliche Hindufrau war Begam (d. h. Fürstin) Somru. Ursprünglich eine Nautschtänzerin der untersten Kasten, wußte sie den Nabob von Sirdhana so kirre zu machen, daß er sie heiratete. Dann quälte sie ihn dermaßen, daß er Selbstmord beging. Auf verschiedene Arten beseitigte sie auch ihre weiblichen Rivalinnen, und wurde endlich Alleinherrscherin des Reiches, befehligte selbst ihre Truppen und ritt ihnen zu Pferd voran. — Das Königreich Bhopal in Radschputana wird jetzt von einer Königin regiert, die an Weisheit, Klugheit und Energie unter den eingeborenen Fürsten ihresgleichen sucht. Wo immer die Indierinnen durch die Zenanamission unterrichtet und aufgeklärt werden, wird ein Herd für die Weiterverbreitung freiheitlicher Ideen geschaffen, und wenn auch heute ungezählte Millionen im Alter zwischen zwölf und achtzehn Jahren noch immer nicht wissen, was ein europäischer „Backfisch“ ist, so wird es doch nur mehr eine Frage von wenigen Generationen sein, bis die Frauen des mysteriösen Indien ebenfalls die Emanzipation von ihrem heutigen Joche erreichen.



29. Jeypur.

Eine Stadt in Rosenrot gebadet, mit breiten, geraden Straßen, besetzt von langen Reihen seltsamer hoher Paläste von rosenroter Farbe, das Ganze umgeben von rosenroten Ringmauern und Bastionen. Rosenrot die Tempel und Moscheen, rosenrot die Türme und Minarette. Nichts als Rosenrot: Straßenauf, straßenab, von den Basaren unten durch die Stockwerke hinauf bis zu den flachen Dächern,

gekrönt von eigenartigen Pavillonen, die Balkone, Erkertürmchen und Miradores, alles rosenrot, höchstens daß sich schmale weiße Streifen um die Tore und seltsamen, kleinen vergitterten Fensterchen ziehen. Es ist nicht etwa der Schein der auf- oder untergehenden Sonne, der diese merkwürdige Stadt zeitweilig in rosenrotes Licht badet, es ist tatsächlich eine ganze Stadt von dieser Farbe, die einzige dieser Art auf dem weiten Erdball. Aber sie ist auch in manch anderer Hinsicht einzig. Wo anders noch gäbe es ein so seltsames malerisches Leben, wie hier, wo die boulevardbreiten Straßen und Avenuen mit buntgekleideten Menschen so dicht gedrängt sind, Menschen in scharlachroten, gelben, grünen, weißen oder goldenen Kaftanen, mit ebenso bunten mächtigen Turbanen auf den Köpfen, Kinder wie Greise alle in gleich malerischem Aufzug. Die Männer groß, schlank und kräftig wie kaum anderswo, mit ernsten, martialischen, braunen Gesichtern, die langen Bärte vom Kinn aus nach den Seiten gescheitelt, daß ihre Spitzen über die Backen hinausragen und auch von rückwärts sichtbar sind. Viele tragen Schilder und Lanzen und Schwerter in den Händen, Dolche im Gürtel. Dazwischen edle Reitergestalten in farbenprächtiger Kleidung, mit einem Arsenal seltsamer Waffen, auf glänzend geschirrten stolzen Pferden oder auf langsam einherschreitenden Kamelen; lärmende Karnevalszüge, voraus Pferde mit bunten Schabracken, an den Zügeln geführt von Lakaien; dann auf Kamelen reitend Fahnenträger mit Standarten in den Farben des Regenbogens gestreift, Paukenträger, die Pauken an beiden Seiten ihres Kameles befestigt, dann Sänftenträger, die kurios geschwungenen langen Tragstangen auf den Schultern, in der offenen goldgestickten Sänfte ein Knabe, mit Flitter und Edelsteinen bedeckt; dann große, plumpe Elefanten mit buntfarbigen Häuschen auf den breiten Rücken, ihre Stirnen und die langen Stoßzähne grotesk bemalt; dann Reiter und Fußgänger, Musikkorps mit nie gesehenen Instrumenten, eigenartige Weisen spielend; gleich darauf eine Schar von Frauen und Mädchen mit faltenreichen Kleidern, die, von den Köpfen herabfallend, die ganzen

graziösen Gestalten in luftige Gaze hüllen, als wären sie zum Serpentintanz geschmückt; an ihren nackten Fußknöcheln klirren bei jedem ihrer elastischen Schritte silberne Spangen und Geschmeide. Diener in Scharlachrot führen gefesselte Leoparden oder Tiger durch die Straßen. Die Wagen sind zweiräderig mit aufgesetzten spitzen Pagoden, gezogen von weißen Rindern mit bemalten Hörnern; in den Basaren und selbst auf den breiten, sonnigen Straßen sitzen in langen Reihen Händler in bunten Kaftanen, seltsame Waren feilbietend; und auf den Terrassen, in den Erkern und Pavillonen ihrer Häuser Gruppen von Frauen und Mädchen, welche dem lebhaften Getriebe in den Straßen zusehen oder, auf Teppichen ruhend, ihre Siesta halten, Tee schlürfen oder mit Papageien und zahmen Tauben spielen. Buntgefiederte Papageien treiben auch in den Bäumen und auf den Palastgesimsen ihr munteres Spiel, Tausende und aber Tausende von Tauben sitzen auf den Fontänen und Tempeltürmen; stolze Pfauen schreiten auf den Dächern einher und große wilde Affen tummeln sich nach Dutzenden in der Stadt umher, springen wild von Baum zu Baum, von Dach zu Dach, ohne daß irgend jemand sie beachtet. Wird hier gerade Karneval gefeiert? Gibt sich die ganze Stadt tollen Fastnachtscherzen hin?

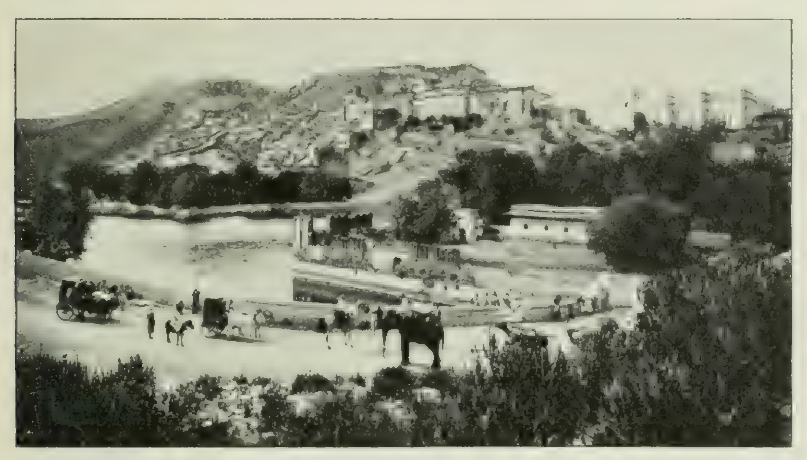
Fast möchte man es glauben, und doch wiederholen sich solche Bilder Tag für Tag in dieser rosenroten Stadt, in Jeypur, der eigenartigsten des ganzen malerischen Indien. Bis hierher ist der nüchterne, praktische, alle Romantik vernichtende Einfluß der englischen Beherrscher Indiens noch nicht gedrungen. Jeypur ist eine der Hauptstädte von Radschputana, dem Lande der Romantik und des Edelmutes, bewohnt von einem ritterlichen Heldenvolke, das sich nicht nur seine Unabhängigkeit, sondern auch seine uralten Sitten und Gebräuche bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Radschputana ist „das Land der Königssöhne“, wo selbst der gewöhnliche Landmann sich königlicher Abstammung rühmt, und dies in seinem ganzen Wesen und Aussehen und Benehmen zum Ausdruck bringt. Noch heute trägt

er die Waffen seiner Väter, er ist Krieger und Ritter geblieben, sein Leben ist dem Dienste seines Königs geweiht, den er Baptschi, Vater, nennt, und wie dieser, so hält auch er selbst strenge auf seine Rechte und auf Etikette. Er steht als Radschput, d. h. als Königssohn, hoch über den anderen Hindus, so hoch, daß er keinem derselben seine Tochter zum Weibe geben würde; und da nach ihren Stammesgesetzen alle Radschputen eines „Clans" als Brüder gelten, mit denen eine Ehe einzugehen als Blutschande angesehen wird, töteten sie früher lieber ihre Töchter, ehe sie dieselben zu einer Mesalliance mit einem Hindu hergegeben hätten.

Die Radschputen rühmen sich eines Stammbaums, der auf Jahrtausende zurückreicht, und ihre Fürstenfamilien sind gewiß die ältesten der Menschheit. Ihr gemeinsamer Stammvater war Rama Tschundra, der Held des berühmten altindischen Ramayana, und der regierende Maharaja von Jeypur leitet seine direkte Abstammung durch hundertundvierzig Generationen zurück! Drei Generationen auf ein Jahrhundert gerechnet, würde dies vierundeinhalb Jahrtausende ausmachen! Die Fürsten der Radschputstaaten nennen sich selbst Surya Vansa d. h. „Kinder der Sonne", und führen auch die Sonne in ihrem Wappen. Ihr bevorzugter Rang wurde sogar von den mohammedanischen Großmoguln in Delhi anerkannt; so wurde einem Vorfahren des jetzigen Maharaja von Jeypur, dem Gründer dieser Stadt, dem berühmten Jey Singh, der Titel „Siwai" verliehen, der noch jetzt von den Fürsten von Jeypur geführt wird. Er bedeutet „Ein und ein Viertel", als überträfe das uralte Fürstenhaus um ein Viertel den Stolz der übrigen Menschheit. Unzählig sind die Sagen und Legenden der Radschputen, und ihre Heldentaten aus früherer Zeit stellen jene der Kreuzritter und spanischen Edelleute in den Schatten. Ganze Iliaden erzählen allein von den Kämpfen der Radschputen gegen die Mohammedaner; aber wo hätte im Abendlande jemals ein Kampf stattgefunden wie beispielsweise in Tschitor, als die Mohammedaner unter Ala-ud-din diese Festung im Jahre 1290 belagerten? Als keine

Aussicht mehr vorhanden war, die Stadt zu retten, begingen sämtliche Frauen, nicht weniger als fünfzehntausend an der Zahl, darunter die Königin, Selbstmord, und die zwanzigtausend ritterlichen Verteidiger fielen alle, das Schwert in der Hand, bis auf den letzten Mann!

Die Nachkommen dieser Helden, selbst noch Helden aus ihren Kämpfen untereinander und gegen die Engländer, bewohnen das Land zwischen Indus und Ganges; die weiten Ebenen sind nicht sehr fruchtbar; die Gefilde rings um die Dörfer grenzen an Steppen, auf denen



Schloß und See von Amber.

Antilopen hausen, eine willkommene Beute der zahlreichen Tiger und Leoparden; aus den von tief eingeschnittenen Wasserläufen zerrissenen Ebenen steigen steile Höhenzüge empor, unterbrochen von wilden Schluchten oder grünen schattigen Tälern, an deren Mündungen gewöhnlich die kleinen Dörfer der Landleute liegen; die steilen Gipfel über ihnen werden von uralten Festungen gekrönt mit ungeheuren Ringmauern, manche verfallen und in Ruinen, manche noch heute Sitze der feudalen Edelleute. Auf den Straßen gewahrt man zuweilen lange Kamelkarawanen mit Waren beladen, oder einzelne Reiter mit Lanze und Schild, auf den von niedrigen Erdwällen umgebenen

Feldern arbeiten die fleißigen Landleute, Männer wie Frauen; am Rande der vielen kleinen Seen und Sümpfe sitzen Kraniche; Pfauen lassen ihren kreischenden Ruf erschallen; Papageien fliegen paarweise um die niedrigen Lehmhäuser, und zahlreiche große Affen tummeln sich in den Bäumen umher.

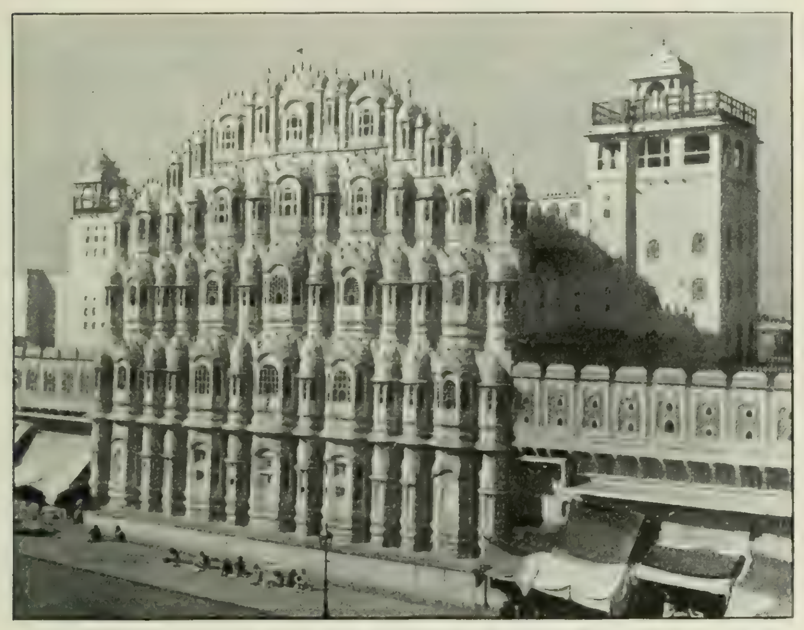
Dann werden die Höhen, welche die Ebene umfassen, höher und steiler und auf ihren mehrere tausend Fuß hohen Gipfeln sieht man hohe, weiße, langgestreckte Mauern und ausgedehnte Burgen; der



Eine Straße in Jeypur.

Baumwuchs wird reichlicher, dazwischen erscheinen Landhäuser und Sommerpaläste von Gärten umgeben, die Straßen werden belebter und der Zug fährt auf der Station Jeypur ein, ohne daß man die Stadt dieses Namens gewahr würde. Auch wenn man über staubige, von großen Bäumen flankierte Wege fahrend endlich das bescheidene Hotel erreicht hat, sieht man nichts von der rosenroten Stadt, nur Gärten und wieder Gärten, ganz wie in Damaskus, mit dessen Lage jene von Jeypur große Ähnlichkeit hat. Dennoch befand ich mich zweifellos in der Hauptstadt des großen Radschput=

staates, von derselben Ausdehnung und Bevölkerung wie etwa Württemberg und Baden zusammengenommen. Schon einige Tage zuvor hatte ich meine Empfehlungsbriefe an den Hof des Maharaja gesandt, und ich war für die Zeit meines Aufenthaltes der Gast des Fürsten. Auf dem Bahnhof hatte mich ein Hofbeamter, begleitet von einem Gardisten mit Schwert und Schild, begrüßt und zu der bereitstehenden Hofequipage geleitet. Im Hotel erwarteten mich die Besuchskarten



„Halle der Winde" im Palast des Maharaja von Jeypur.

für alle Sehenswürdigkeiten der Stadt, einschließlich der fürstlichen Paläste. Der Hofwagen mit zwei Dienern in roter Livree stand für die ganze Zeit zu meiner Verfügung, sogar die Anweisung auf einen Elefanten fand ich vor, der mich über die Berge nach der alten Fürstenresidenz Amber, diesem indischen Pompeji, bringen sollte.

Kaum hatte ich den Reisestaub abgeschüttelt, so führte mich schon der Wagen nach der Residenz. Zunächst durch ärmliche Vorstädte, bewohnt von Hindus und Mohammedanern, dann an alten Friedhöfen

mit herrlichen Monumenten und Mausoleen vorbei; jenseits derselben tauchten die rosenrot gestrichenen hohen Ringmauern der Stadt mit ihren Festungstürmen und Bastionen aus dem Grün der Baumkronen, und bald darauf rasselte der Wagen durch das mächtige, von Bastionen flankierte Tor in diese merkwürdige Stadt, die Gründung des großen Maharaja Jey Singh. Er besaß wohl oben in den Bergen eine großartig angelegte Hauptstadt mit den herrlichsten Palästen, eben das genannte Amber, allein eine Laune ließ ihn im Jahre 1728 in der Ebene zu Füßen der Berge das heutige Jeypur bauen. Er selbst entwarf den Stadtplan, er zeichnete die Paläste, die in kilometerlangen Reihen zu beiden Seiten der breiten, schnurgeraden, einander rechtwinklig schneidenden Straßen stehen, sein Volk führte die Bauten aus, und als alles fertig war, zog er, gefolgt von der ganzen Einwohnerschaft seiner früheren Hauptstadt, von seinen tributpflichtigen Fürsten und Edlen, wie von den Kaufleuten und Gewerbetreibenden, hinab in die funkelnagelneue, rosenrot gestrichene Stadt.

Rosenrot ist sie geblieben, nur hat sie sich im Laufe der zwei Jahrhunderte, die sie besteht, vergrößert und verschönert und besitzt heute hundertfünfzigtausend Einwohner, die merkwürdigste, sehenswerteste Stadt des indischen Reiches, eine Vision von phantastischer Schönheit und Eigenart, ein zu Stein gewordener Karnevalsscherz. Zwei dreißig Meter breite Hauptstraßen durchschneiden die ganze Stadt, sich in der Mitte auf einem weiten Platze kreuzend. Sieben Tore führen durch die stattliche Ringmauer, bewacht von den Soldaten des Königs, der seine eigene Armee von etwa zwanzigtausend Mann besitzt, mit fünftausend Reitern, einem eigenen Kamel- und Elefantenkorps. Die Torwachen tragen scharlachrote Uniformen nach englischem Schnitt mit buntfarbigen Spitzturbanen. Um neun Uhr Abends werden die schweren, eisenbeschlagenen Tore geschlossen und nur enge Pforten für Fußgänger bis elf Uhr offen gelassen. Von dieser Stunde an bis kurz vor Sonnenaufgang darf niemand zu den Toren herein oder heraus. Man mag aber sonst zu jeder Stunde kommen, immer wird

man von dem fremdartigen, malerischen Bilde, das sich dem Besucher beim Passieren eines der Tore darbietet, auf das höchste gefesselt. Die Laune eines Fürsten hat Jeypur geschaffen, ein einziger Kopf hat sie ausgedacht, eine einzige Hand die Pläne entworfen, und sie wurden in einer einheitlichen Farbe ausgeführt. Dennoch ist nirgends eine Spur von Einförmigkeit. Obschon in jeder Hauptstraße Hunderte von Häusern stehen mögen, sind doch nicht zwei einander gleich.



Teil des Palastes des Maharaja in Jeypur.

Zwei, drei, ja fünf und sieben Stockwerke hoch, hat jedes sein eigenes Gepräge; die malerische Verbindung des persischen mit dem Hindustil gestattet eben die phantasievollste Abwechslung, noch mehr als in den Stilarten, in welchen unsere modernen Mietspaläste ausgeführt sind. Auf den durchweg flachen Dächern lassen sich allerhand Dome, Pavillone, Miradores nach maurischer Art aufsetzen, die Fassaden werden durch zahllose verschieden geformte Erker, Balkone und Sonnendächer in der geschmackvollsten Weise unterbrochen, die Tore sind von

der verschiedensten Form und Ausschmückung, und das Erdgeschoß wird überall von Basaren eingenommen, in denen die verschiedensten Waren zur Schau gestellt sind. Stellenweise ist den Häuserfronten ein einstöckiger Vorbau entlanggelegt, mit flachem Dach, auf dem sich das Leben in den Straßen unten wiederholt; wo er nicht vorhanden ist, stehen in den Straßen Flugdächer und Zelte für Warenverkäufer; hier und dort führt von der Straße eine steile Freitreppe zu irgend einem Hindutempel empor, an den Straßenkreuzungen stehen Brunnen und Götzenschreine, beschattet von heiligen Bobäumen, einer Fikusart mit dunklen, immergrünen, glänzenden Blättern. Aber selbst wäre all dies nicht vorhanden, es gäbe doch überall Farbe, Leben, Abwechslung durch die bunte Volksmenge in den Straßen, gerade so wie ein rosafarbener Ballsaal durch die Menge der Tanzenden Farbe und Leben erhält. Dazu kommen noch die bunten Teppiche und Tücher, die in den Abendstunden für die in ihren Zenanas weilenden Frauen auf die Fenster, Balkone und Dachbalustraden gelegt werden und wo durch die in allen Farben prangenden Toiletten Abwechslung in das Rosenrot der Palastfronten kommt. — Im Mittelpunkt dieser einzigen, von einem einzig schönen Menschenschlage bewohnten Stadt erhebt sich der Palast des Maharaja, Seiner Hoheit des Großkönigs Saramad-i-Rajaha-i-Hindostan, Raj Rajindra Sri Maharaja Dhirai Sawai Sir Madho Singh Bahadur, so lautet sein voller Name und Titel. Von der Straße aus sieht man nur einzelne Trakte und Nebengebäude dieser einen halben Quadratkilometer bedeckenden Palastanlage, aber schon diese seltsamen Bauten lassen ahnen, was die langgestreckten rosenroten Außenmauern umschließen. Über sie hinweg erheben sich massive Türme sechs bis sieben Stockwerke hoch mit reizenden Säulenpavillonen auf ihren flachen Dächern; eines der Tore wird von einem schlanken arabischen Minarett überhöht, und nahe dem Siran Deorhi, dem mit weißen Marmorskulpturen bedeckten Haupteingang, reicht die Zenana oder Frauenabteilung des Palastes mit einer Fassade dicht an die Straße. Aber was für eine Fassade! Durch fünf Stockwerke, fast die Höhe der

gewaltigen Türme erreichend, ist jedem Fenster dieses zu einem Giebel zulaufenden grotesken Baues ein hübscher Erker vorgelegt, jeder Erker überhöht von zwei oder drei kleinen Domen, jeder eingeteilt in drei bis fünf kleinere Fenster, jedes Fenster umrahmt von Arabesken und bekleidet mit reizendstem gemauerten Gitterwerk von verschiedener Zeichnung. Das ist die weitberühmte Hawa Mahal oder „Halle der Winde", deren Abbildung als eines der eigenartigsten Gebäude von



Festlicher Aufzug des Maharaja von Jeypur.

Indien wohl in jedem Werke über dieses Land zu finden ist. Manche Schriftsteller sind in ihren Schilderungen dieser „Halle der Winde" in wahre Ekstase geraten. Ich kann ihr Entzücken keineswegs teilen, und der einzige Wert dieser grotesken Fassade liegt für mich darin, daß sie wohl kaum irgendwo ihresgleichen hat und zu der Eigenart der ganzen Palastanlage erheblich beiträgt. Hinter den Gitterfenstern verborgen mögen die Hunderte von Palastdamen auf das bunte, bewegte Leben in den Straßen herabblicken, das einzige, was die armen

Frauen der Hindufürsten von der Außenwelt zu sehen bekommen! Aufgezogen in völliger Unkenntnis des Lebens, lernen sie von dem Getriebe jenseits ihrer Zenanamauern nur das, was ihnen ihre Dienerinnen, Eunuchen, Märchenerzähler u. s. w. mitteilen. Über die kostbarsten Toiletten, die herrlichsten Juwelen verfügend, die ihren ganzen Körper bedecken, können sie ihre Schätze, ebenso wie ihre Schönheit und Anmut nur einem einzigen Manne, ihrem Gatten und Herrn, zeigen, denn niemand, selbst nicht ihre nächsten männlichen Verwandten, bekommen sie zu sehen. Wollen sie in die weiten, schönen Palastgärten, welche ihr goldenes Gefängnis umgeben, dann müssen sie tiefverschleiert, in Sänften herabgetragen werden, und kein Mann darf die Gärten um diese Zeit betreten. Niemals verlassen sie die Palastmauern, es sei denn, um den Fürsten nach einem der Sommersitze in den Bergen zu begleiten. Der Maharaja ist ein echter Hindufürst. Neben seinen fünf Frauen, die von einer Unmenge von Hofdamen und Dienerinnen umgeben sind, soll er noch viele Konkubinen mit eigenen Hofhaltungen in verschiedenen Teilen der Stadt halten. Er kann sich diesen Luxus wohl erlauben, denn neben einem ungeheuren Privatvermögen verfügt er auch über einen großen Teil der staatlichen Einnahmen, die sich auf etwa fünfundzwanzig Millionen Mark belaufen. — Man muß vier Tore und drei Höfe, umgeben von Säulenhallen, Galerien, Wohngebäuden der Garden und der nach vielen Hunderten zählenden Hofdienerschaft durchschreiten, ehe man zu dem eigentlichen Palaste des Maharaja gelangt, dem sogenannten Tschanda Mahal oder „Silberhaus". Sieben Stockwerke hoch, mit jedem Stockwerk sich verjüngend, erhebt sich dieser kuriose Bau in Pyramidenform über die zahllosen anderen Gebäude der Umfassung, gekrönt von einem offenen Pavillon mit drei Kuppeln. Jedes Stockwerk umgeben weite Veranden mit Säulengalerien, Glorietten, Rezessen aus weißem Marmor, jedes Stockwerk ist in den inneren Räumlichkeiten gefüllt mit Kunstschätzen, aber auch mit Einrichtungsstücken in halb europäischem Stil, ein kurioses Ge-

misch der höchsten indischen Kunst und moderner abendländischer Banalität. Spiegelsäle reihen sich an Marmorhallen mit herrlichen Skulpturen, aber mit europäischen Teppichen; Räume ganz vergoldet bis an die Decke enthalten Stühle aus England. Sogar die ausgedehnten Durbar- und Audienzhallen, wo sich an gewissen Festtagen im Jahre die Großen des Reiches in ihrem vollen morgenländischen Staat zusammenfinden, zeigen den Einfluß des Abendlandes. Alles ist voll von Menschen in ihrer bunten hindostanischen Tracht; an den Toren stehen Palastgarden, in der mit den seltensten juwelengeschmückten Schilden, Schwertern und Dolchen gefüllten Waffenhalle arbeiten Waffenschmiede an der Herstellung neuer Klingen, neuer mit Edelsteinen bedeckter oder emaillierter Griffe; in den Höfen arbeiten Weber und Sticker an neuen Hofgewändern; in den Hallen kauern Hofbeamte auf Teppichen und prüfen Rechnungen, zahlen Einkäufe oder Gehälter in blinkender Münze; in den Nebenhöfen sind Hunderte von Leuten mit der Abwartung der prächtigen Pferde oder der riesigen Elefanten beschäftigt, von welchen der Fürst allein über fünfzig besitzt. In den mit Bassins, Glorietten, Fontänen, Tempeln und Lusthäuschen besetzten schattigen Gärten sind Dutzende beschäftigt, die mit Marmorplatten gepflasterten Wege zu reinigen. Hinter den Gärten dehnt sich bis zu den steil aufsteigenden, von Festungen gekrönten Höhen ein See aus, gefüllt mit mächtigen Schildkröten und Alligatoren. Als ich die Ufer erreichte, näherte sich mir ein Hofdiener, der augenscheinlich mit der Fütterung dieser gefräßigen Bestien betraut war. Er holte aus einem Hause nahebei ein Stück Fleisch und band es an ein langes Seil fest. Dann rief er in langgezogenen Tönen über den See. Es dauerte nicht lange, da wurde die mit Wasserpflanzen bedeckte Seefläche lebendig. Nach Dutzenden kamen riesige Alligatoren herbeigeschwommen, mit weit aufgesperrten weißen zungenlosen Rachen, denn sie wußten, daß ihnen ein Schmaus bevorstand. Der Diener warf das Fleischstück unter die nur zwei Meter tief unter uns an den Treppenstufen lauernden Bestien, und nun begann unter ihnen die

Balgerei. Hatte einer den Köder im Rachen und meinte, sich daran gütlich tun zu können, so zog der Diener das Fleischstück wieder heraus. Während das Spiel fortgesetzt wurde, flog eine Menge von Habichten herbei, und ohne Scheu vor den aufgesperrten Krokodilsrachen hackten sie mit ihren Schnäbeln Stücke aus dem Köderfleisch heraus. Ein riesiger Saurier, wohl drei Meter lang, ein alter Knabe, der das Spiel wohl schon seit vielen Jahrzehnten kannte, überließ seinen jüngeren Kameraden die Balgerei, kroch schwerfällig zwei oder



Sonnentempel bei Jeypur.

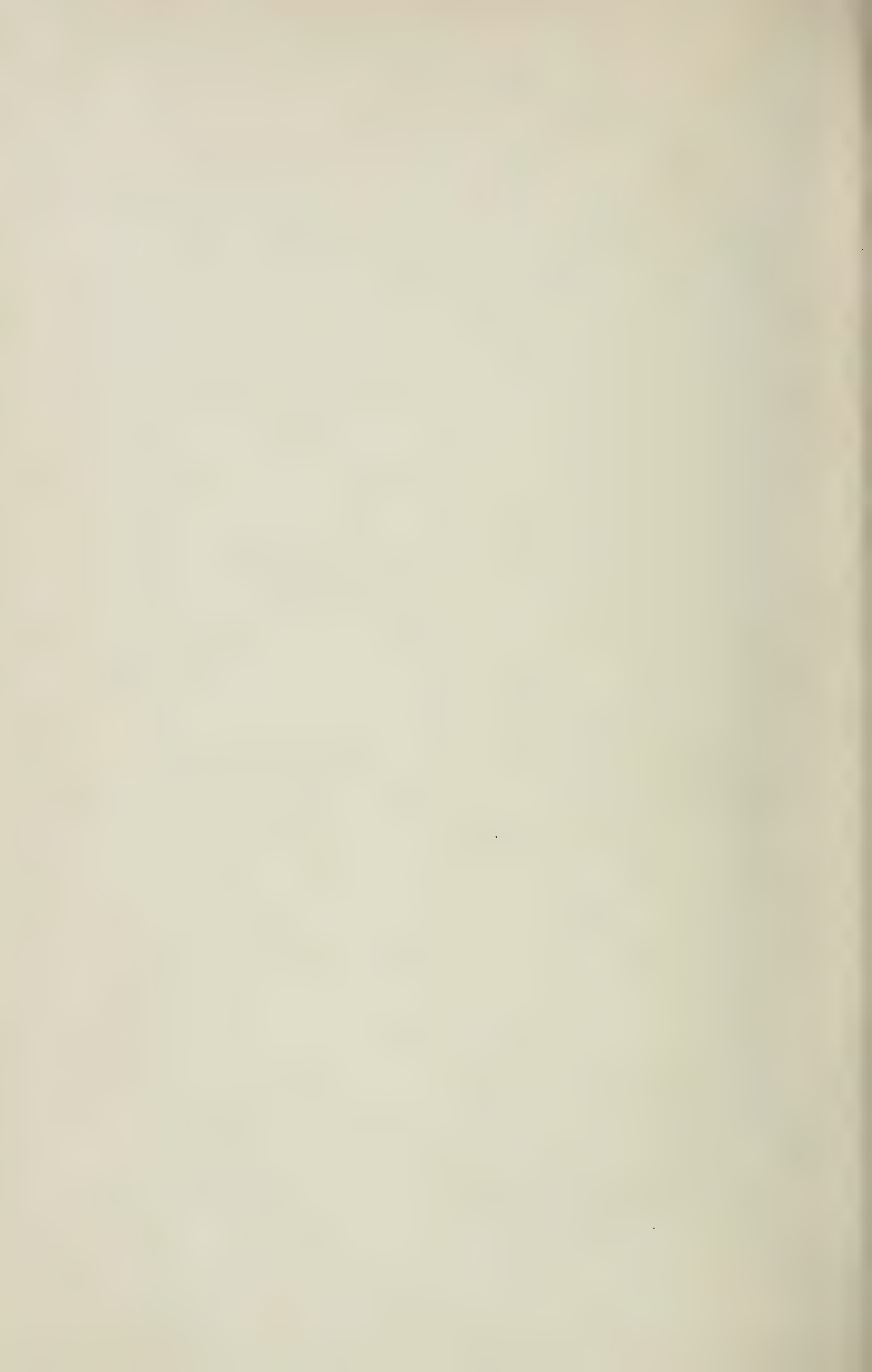
drei Stufen hinauf, so daß mir beinahe bang wurde, schloß seine kleinen trüben Augen und riß den mit furchtbaren Zähnen besetzten weißlichen Rachen so weit auf, als er nur konnte. In dieser grausig komischen Stellung verharrte er einige Minuten, bis ihm schließlich das Fleischstück zufiel. Die Kinnladen klappten zu, das Seil war glatt wie mit einem Messer abgeschnitten, und die Bestie tauchte mit ihrer Beute in die trüben, schmutzigen Fluten zurück. — Der Fürst, ein sehr strenggläubiger Hindu, erfreut sich nicht nur bei seinem Volke, sondern auch in ganz Indien, ja sogar bei den Engländern großen Ansehens und Beliebtheit. Er ist in der Tat der Vater seines



Der Maharaja von Jeypur

S. Madho Singh.

(Eigenhändige Unterschrift)



Volkes, und seiner weisen Regierung hat der Staat unendlich viel an Fortschritt, Aufklärung und Wohlstand zu danken. Dabei ist Madho Singh ein sehr prunkliebender Herr und veranstaltet zeitweilig in seinen Gärten Festlichkeiten, in den Straßen aber Umzüge, deren Glanz wohl alles übersteigt, was sonst in Indien gesehen werden kann. Sein ganzer Hofstaat mit all den Garden, Pagen, Schwert- und Bannerträgern, mit allen Reitkamelen, glänzend geschmückten Elefanten u. s. w. nimmt daran teil. Wie sich in den fürstlichen Bannern die Farben des Regenbogens wiederholen, so prunkt auch



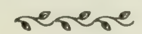
Museum des Maharaja in Jeypur.

der ganze Tausende von Menschen enthaltende Zug in buntester Pracht, und wie sich in seinem Wappen, auf allen Kleidungsstücken seines Hofstaates, auf allen Schabracken seiner Kamele, Elefanten und Pferde das Sonnenbild aufgestickt zeigt, so strahlt er selbst wie die Sonne in der Pracht seiner Millionen werten Edelsteine. Die Fürsten Indiens haben keine Zepter und Kronen, dafür schmücken sie ihre Turbane und Gewänder, ihre Arme, Brust und Beine mit den kostbarsten Geschmeiden. Ebenso schmücken sich auch die Hofkavaliere, die tributpflichtigen Fürsten und Edelleute, und man kann sich unter diesen Umständen wohl den Glanz einer derartigen Festlichkeit vor-

stellen, bei welcher aber leider gerade der schönste Schmuck fehlt: die Frau!

Jeypur ist nicht nur die Residenz eines der mächtigsten und prunkvollsten Fürsten von Radschputana, sondern auch einer der wichtigsten Sitze der Künste und Wissenschaften von Hindostan. Jey Singh, der Gründer von Jeypur, d. h. die Stadt des Jey, hat auch dafür den Grundstein gelegt. Er war der größte Astronom Indiens, und einer der Palastbauten enthält eine großartige Sternwarte mit allen erforderlichen von ihm hergestellten Instrumenten. Seine Nachfolger beherzigten den Wahlspruch ihres Hauses: „Yato Dharmastato Jaya", d. h. „Tugend führt zum Sieg", und betätigten die Herrschertugenden durch Errichtung von Museen, Unterrichtsanstalten, Gewerbeschulen u. s. w. Heute werden in den Ateliers von Jeypur die schönsten Gold- und Silberarbeiten, das berühmte Champlevé-Email von Jeypur, getriebene und emaillierte Messing- und Bronzewaren, golddurchwirkte Seidenstoffe, Waffen mit eingelegten Ornamenten aus edlen Metallen, Marmorskulpturen, Porzellan und Tonwaren, Stickereien, Teppiche u. s. w. hergestellt, und es gewährt das höchste Interesse, die Arbeiter besonders in der umfangreichen fürstlichen Kunstschule bei ihrem Werke zu sehen. Der Fürst unterstützt alle diese Anstalten aus eigenen Mitteln, und der Erfolg ist so groß, daß Jeypurwaren sich heute auf allen Märkten befinden und auch in der Stadt selbst von den Touristen in großen Mengen gekauft werden. Neben der Kunstschule hat wohl die Firma S. Zoraster & Co. die bedeutendste Auswahl dieser Waren und treibt auch einen ausgedehnten Handel mit dem Auslande. So werden beispielsweise eine große Zahl der berühmten „böhmischen" Granaten und Karfunkel von Jeypur, wo sie gefunden werden, von Zoraster nach Böhmen ausgeführt, und dafür die ebenso berühmten „indischen" Smaragden von Rußland über Böhmen nach Jeypur eingeführt. Man sollte glauben, daß in dieser herrlichen, eigenartigen Stadt mit ihren Palästen, öffentlichen Parken, Menagerien, Schulen und Bibliotheken auch viele

Europäer wohnen, ja, daß dieser große Aufschwung der Stadt Europäern zu danken sei. In Jeypur wohnt indessen nicht ein einziger Europäer; alles ist indisch vom Fürsten bis zum letzten Kuli. Nur außerhalb der Stadtmauern findet man einige Bungalows, wo verschiedene technische Beamte und der Leiter der fürstlichen Musikkapelle, ein Braunschweiger namens Böcker, wohnt. Auch in der schönen Umgebung der Stadt ist alles indisch, von den herrlichen Bauten des Sonnentempels bis zu den zahllosen Landsitzen, Pagoden, Grabdenkmälern, Lustschlössern und Sommerpalästen, welche auf dem Wege nach Amber, der einstigen, jetzt gänzlich verlassenen Hauptstadt des Landes, liegen. Alles das, Stadt und Umgebung, Gegenwart und Vergangenheit, Menschen- und Tierleben, Hof und Arbeiterschaft vereinigt sich zu einem der glänzendsten, seltsamsten, eigenartigsten Bilder, die man in Indien sehen kann, und hätte ich auf meinen indischen Reisen nichts weiter gesehen, als dieses in rosenroter Pracht prangende Jeypur, ich hätte mich für alle Kosten, Mühen und Beschwerden reichlich belohnt gefühlt. Ein zweites Jeypur ist auf dem Erdball nicht wieder zu finden.



30. Udaipur.

Udaipur ist ein Staat nicht ganz so groß wie das Großherzogtum Baden, im Westen Indiens, zwischen Bombay und Jeypur gelegen. Ich erwähne dies, weil auf den in unseren Atlanten befindlichen Karten Indiens die Grenzen oder auch nur die Namen der einzelnen unabhängigen Staaten nicht angegeben sind. Vielleicht deshalb, weil das Wort „unabhängig“ in Bezug auf diese indischen Staaten nicht ganz zutreffend ist. Ihren Verträgen mit der englischen Regierung gemäß dürfen sie ihre auswärtigen Angelegenheiten nur durch England erledigen lassen, sie erkennen den König von England als

Kaiser von Indien an, und haben in den meisten Fällen das gleiche Münzwesen sowie dieselben Postwertzeichen. Viele zahlen der englischen Regierung einen bestimmten jährlichen Tribut und müssen im Bedarfsfalle den Engländern mit einer bestimmten Zahl Truppen Heerfolge leisten. Sonst aber, im Hofleben, in der inneren Verwaltung, Rechtspflege, Steuerwesen, Militär u. s. w. sind die indischen Staaten von England unabhängig, ja England begünstigt die eingeborenen Fürsten und erhält sich sie möglichst gewogen, als bestes Mittel, um unter der heterogenen Masse der Bevölkerung Frieden und Ordnung aufrecht zu erhalten.

Udaipur ist der vornehmste und angesehenste der Radschputstaaten. Seine Fürstenresidenz wäre wohl schon längst in aller Welt berühmt, und die Touristen, welche in jedem Winter Indien besuchen, hätten sie längst zu einem Hauptziele ihrer Reisen gemacht, wenn sie nicht gar so abgelegen von den großen Routen wäre. Erst im Jahre 1900 wurde eine Eisenbahn nach Udaipur gebaut, aber auch diese Verbindung ist ein Hohn auf das Verkehrswesen Indiens. Die Bahn steht unter der Verwaltung einer der größten Privatgesellschaften Indiens, der Bombay-Baroda- und Central-Indien-Eisenbahn. Aber da diese Bahn auf ihren bis Delhi reichenden Linien das Verkehrsmonopol hat, so kann sie sich allerhand gestatten, was das Reisen auch für die Passagiere erster Klasse zu einer wahren Qual macht: langsam, mit schmutzigen, staubigen Wagen, mit Ankunfts- und Abfahrtszeiten an großen Kreuzungspunkten, die zwischen ein und fünf Uhr Morgens sich bewegen, und einer Menge anderer Unzukömmlichkeiten, welche es wundersam erscheinen lassen, daß die indische Regierung nicht mit starker Hand eingreift und dieses Verkehrselend beseitigt.

Als ich indessen nach einer der unangenehmsten Nachtfahrten, die ich je auf einer Eisenbahn unternommen, in Udaipur eintraf, war das alles bald vergessen. Auf dem Bahnhof wurde ich von dem Privatsekretär des Maharaja, einem hochstehenden Brahmanen in langem weißen Kaftan, mit rosarotem, goldgesticktem Turban, im Namen des

Fürsten begrüßt und zu einer ganz modernen Hofequipage geführt, die, gezogen von zwei prächtigen Rappen, uns bald nach einem kleinen, ganz in indischem Stil erbauten Gartenpalast brachte. Dieser war mir und meinen Reisegefährten für beliebige Zeit vom Fürsten eingeräumt worden. Die zahlreichen Diener am Eingange des reizenden Gebäudes verbeugten sich tief und hoben ihre gefalteten Hände grüßend zur Stirne; ein Haushofmeister nahm uns in Empfang und führte uns durch die für europäische Gäste entsprechend möblierten Räume; neben dem Schlafzimmer war das Bad bereit, im Speisesaale erwartete uns ein vorzügliches Dejeuner, und der Sekretär Herr Gopinath Ajha teilte mir



Schloßtor in Udaipur.

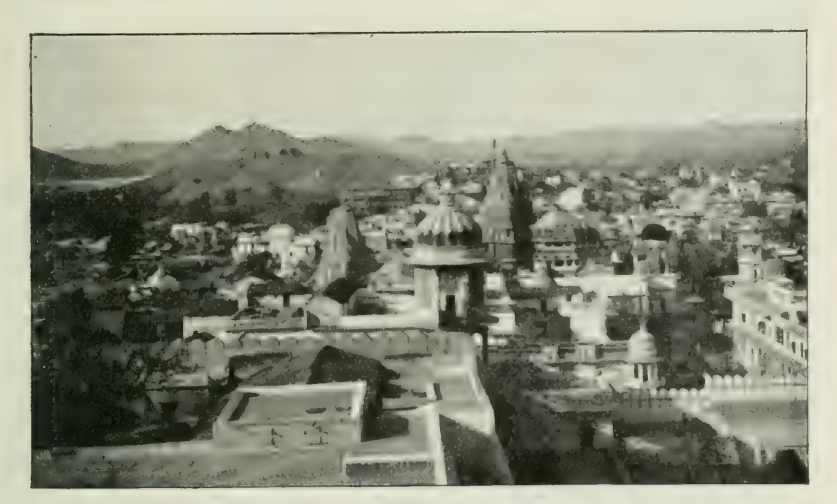
mit, daß Seine Hoheit mir für die Dauer meines Aufenthaltes die Equipage, ferner eines seiner Boote auf den Seen und einen Hofelefanten zur Verfügung stelle. Alle Paläste und Sehenswürdigkeiten ständen mir offen, und er würde sich freuen, mich an einem der folgenden Tage zu empfangen.

Das war gewiß alles, was ich selbst von einem direkten Abkömmling der Sonne, der auch das Sonnenbild in seinem Wappen führt, erwarten konnte. Was ich aber nicht erwartet hatte, war die Großartigkeit und Pracht der Stadt Udaipur und ihrer Fürstenresidenz. Als ich aus meinem Zimmer in den schönen Blumengarten trat, entrollte sich mir jenseits desselben ein Bild, wie ich es auf dem Konti-

nente von Asien noch nicht zuvor gesehen. Wildgezackte Höhen mit steilen Graten und kühnen Spitzen, die bis auf tausend Meter emporsteigen, umschließen einen Talkessel von mehreren Wegstunden Durchmesser, zum kleineren Teile von einem kristallklaren Bergsee ausgefüllt. In der Mitte dieses Talkessels erhebt sich längs des Seeufers ein sanft ansteigender, vielleicht zwei Kilometer langer Felsrücken, dessen Plateau von einem geradezu feenhaften Schloß gekrönt wird, einem Versailles ins Indische übersetzt. Die gewaltigen elfenbeinfarbigen Fronten werden durch Türme und Erker, Galerien, Balkone in raffiniert künstlerischer Weise unterbrochen, auf Terrassen und flachen Dächern zeigt sich das Grün zierlicher Gärten, und über dem obersten Stockwerk erheben sich noch Marmorpavillone und Säulenhallen, die in ihrer Weiße scharf aus dem Tiefblau des südlichen Himmels heraustreten. Von dem mit Galerien und monumentalen Torbauten eingefaßten Schloßparterre senken sich andere Terrassen, mit Gärten und hübschen Pavillonen besetzt, bis zur Talsohle, die zum großen Teil von prachtvollen Schloßgärten eingenommen wird. Zwischen dem Grün der Baumkronen zeigen sich hier und dort Tempel, Säulenhallen, Glorietten von den zierlichsten Formen, die Säulen aus weißem Marmor, die Gewölbe und Wandflächen mit kunstvollen, ungemein sorgfältig ausgeführten Skulpturen besetzt.

An den Fürstenpalast anschließend, aber etwas tiefer gelegen, zieht sich die Stadt mit ihren vielen Siwatempeln und mohammedanischen Moscheen, mit ihren kuriosen Palästen und monumentalen Torbogen dem Felsrücken entlang; aus der Ferne betrachtet einer der schönen italienischen Bergstädte, etwa Siena oder Perugia, ähnlich. Über sie hinweg ragen auf allen Seiten steile Felsspitzen und Grate empor, jeder einzelne gekrönt von Festungswerken mit dräuenden Bastionen oder von blendendweißen Tempeln und Lustschlössern des Fürstenhauses. Ähnliches habe ich bisher nur in den phantastischen Bildern des Engländers Turner, aber niemals in Wirklichkeit gesehen. Doch die größte Überraschung sollte noch kommen. Als ich noch in Be-

trachtung dieses fremdartigen, malerischen Bildes, des schönsten, das ich auf meinen indischen Fahrten gesehen, dastand, kam mein Führer, um mich zum Besuche des Schlosses einzuladen. Auf schattigen Wegen durch die prächtigen Schloßgärten fahrend, gelangten wir binnen wenigen Minuten auf eine Schloßterrasse, zu deren Füßen sich der einige Quadratkilometer große See ausbreitet. Verpflanzte man das Becken von Pallanza mit seinen Borromeischen Inseln aus dem Lago Maggiore hierher an den Fuß des Palastfelsens von Udaipur, denke



Udaipur vom Palastdach gesehen.

man sich die Seeufer steiler, zerrissener, mit tief ins Land schneidenden Buchten, die Bergumrisse kühner, steiler und die Inseln selbst statt mit den einfachen Bauten, wie sie jene des Lago Maggiore zeigen, mit den herrlichsten, reichsten Marmorpalästen im indischen Stile buchstäblich bedeckt, dann kann man sich eine beiläufige Vorstellung des Sees machen, auf welchen die Sonnenfürsten von Udaipur aus ihren Palastfenstern herabblicken. An der Schloßseite wird der See von Balustraden aus weißem Marmor eingefaßt, Steintreppen, beschattet von hohen, schlanken Palmen, führen zu dem kristallklaren Wasser herab, die Marmorpaläste und Säulenhallen der Inseln

steigen unvermittelt aus der glatten Fläche empor und spiegeln sich dort in dem grellen Sonnenlichte haarscharf wider. Auf jedem der üppig grünenden Vorgebirge, jedem der malerischen Felsen rings um den See stehen Marmortempelchen oder Schlösser. Nach der Stadtseite verengt sich der See zu einer Art venezianischem Canale Grande, ganz wie dort mit Palästen, Treppenfluchten, Torbogen, Gartenterrassen eingefaßt. Mehrere Brücken führen über den Kanal, der sich jenseits der Stadt wieder zu einem zweiten See verbreitert.



Am Canal Grande in Udaipur.

Nur die Aussicht, später die ganze Pracht auf einem Boote nochmals genießen zu dürfen, konnte uns von dem Bilde zu unseren Füßen trennen. Der Wagen durchfuhr mehrere mit sorgfältig gepflegten Gartenanlagen geschmückte Höfe; bei jedem einzelnen wurden die eisernen Tore von Palastgarden in malerischer Uniform, mit Schwertern und Speeren bewaffnet, für uns geöffnet, und endlich gelangten wir in den großen Palasthof, wo sich der Haupteingang zu dem sieben Stockwerke hohen marmornen Haupttrakt des Schlosses befindet, geschmückt mit dem Wappen der Fürsten von Udaipur, dem vergoldeten Sonnenbilde. Hier stieg der Privatsekretär des Maharaja aus dem Wagen und bat uns, die Sonnenschirme zu schließen, denn mit Ausnahme des Fürsten darf hier niemand reiten, fahren oder einen geöffneten Schirm tragen.

Wir befinden uns hier umgeben von der seltsamen feenhaften Pracht

eines indischen Fürstenhofes, so wie sie einstens am Hofe der Groß-moguln zu Delhi geherrscht haben mochte, wie ich sie aber auf meinen Reisen in allen Teilen des Orients nirgends anders gesehen habe. Nichts erinnert hier an Europa; die Jahrhunderte seit Marco Polo, Ibn Batuta und Vasco da Gama scheinen hier spurlos vorüber-gezogen zu sein. An den monumentalen Torbogen, welche gegen die



Palast in Udaipur.

Stadtseite zu sich erheben, halten indische Garden mit Schwertern und Lanzen Wache; unter den Säulengalerien vor den Kasernen zu beiden Seiten lungern Dutzende von Soldaten mit riesigen Turbanen, Bogen und Pfeile an der Seite; Elefanten mit riesigen Stoßzähnen, an einem Bein mit Ketten gefesselt, stehen hier in langen Reihen; in dem ummauerten Hofe hinter ihnen finden noch jetzt häufig Kämpfe von Elefanten statt, denen der Fürst von einem der Marmorpavillone, welche das Schloß krönen, zusieht. Reich geschirrte Pferde, von be-

turbanten Reitknechten an gold- und silbergestickten Zügeln festgehalten, warten hier ungeduldig auf ihre Herren, die sich am fürstlichen Hoflager befinden. Fortwährend kommen und gehen Besucher, Rajas, Raos und Thakurs, die dem Maharaja tributpflichtigen kleineren Landesherren, dann Kaufleute mit ihren Waren, Hofbedienstete, Richter, Beamte, denn die ganze Regierung des Staates konzentriert sich in der Person des Fürsten, und alle Ämter befinden sich innerhalb der Palastmauern. Das ganze Leben spielt sich in orientalischer Eigenart ab. Kein Edelmann würde ohne seine Begleitung durch die Straßen ziehen. Gewöhnlich schreitet ein Herold voran, mit einem langen, silberbeschlagenen Stabe; ihm folgt ein Schwertträger, dann kommt der Edelmann selbst in malerischen Gewändern, mit goldgesticktem bunten Turban auf dem Kopfe, die nackten Füße in Schnabelschuhen, die am Schloßeingang abgelegt werden. Niemand darf das Schloß anders als barfuß betreten; denn auch der Fürst selbst trägt im Schlosse keine Schuhe. Dem Edelmann folgen der Pfeifenträger, ein paar Diener und Knappen mit Schwertern und Dolchen.

In wenigen Ländern habe ich so schöne stattliche Männer gesehen, wie hier in Udaipur. Die dunkeln, edelgeformten Gesichter sind von Bärten umrahmt, die am Kinn abgeteilt, wagrecht nach beiden Seiten gekämmt sind. Dazu ihre stolze Haltung, ihre Bewaffnung und malerische Kleidung.

Eine breite Treppenflucht führt in den Zauberpalast selbst. Jenseits der Säulenhalle des letzteren liegt ein kleiner Hof, gefüllt mit Garden und Dienern; auf den Marmorterrassen zu beiden Seiten liegen Hunderte von Schuhpaaren von allen Größen, Farben und der verschiedensten Ausschmückung, die Fußbekleidung aller jener, die sich gerade im Schlosse befinden. Nach Sonnenuntergang versammeln sich hier Nautschmädchen, d. h. Sängerinnen, und Musiker, um Lieder zu singen, zu tanzen und dem Fürsten, der oben auf einer der Terrassen lauscht, die Zeit zu vertreiben.

Das unterste Stockwerk des Palastes enthält neben einem Arsenal

von Waffen, den Werkstätten der Waffenschmiede u. s. w. auch eine ungemein kostbare Sammlung von Prunkwaffen. Der mit der Aufsicht betraute Hofbeamte, ein vornehmer Herr, zeigte uns mit der größten Zuvorkommenheit all die Herrlichkeiten dieser Sammlung, Schwerter, deren Klingen er zu einem Kreise bog und deren Griffe mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt sind; eigenartige Dolche, Schilder aus Gold, mit daumengroßen Diamanten, Rubinen und Smaragden geschmückt, Rüstungen aus früherer Zeit, Pferde- und Elefantengeschirr, über und über mit Goldstickerei und Perlen bedeckt; dann die Flaggen des Fürsten aus Goldbrokat, mit den aus Perlen eingestickten Emblemen: ein Dolch mit der Sonnenscheibe auf der einen und der Mondsichel auf der anderen Seite.

Nach dem nächsten Stockwerk führt eine auffällig enge Marmortreppe empor, gerade breit genug für einen Menschen, und oben angelangt, mußten wir durch mehrere ebenso schmale, in verschiedenen Winkeln angelegte Pforten, ehe wir die Audienzhalle erreichten. Diese engen Aufgänge habe ich auch in anderen Fürstenpalästen Indiens, selbst in den herrlichen Schlössern der Großmoguln in Agra und Delhi gefunden. Bei den häufigen Kämpfen, Verschwörungen, Eifersüchteleien der Fürstenfamilien untereinander waren die Herrscher früher plötzlichen Überrumpelungen durch Gegner ausgesetzt, und die engen Pforten gestatten eine viel wirksamere Verteidigung. Noch jetzt kommen dergleichen Palastrevolutionen, Morde und Thronentsetzungen vor. Da der Fürstenhof von Udaipur der Hindureligion huldigt, so befinden sich auch an den Eingängen überall die steinernen Gottheiten zum Schutze der Haushaltung und Familien, vor allem Hanuman, der Affengott, und die scheußliche Fratze Ganeschas mit seinem Elefantenkopf.

Die Audienzhalle des obersten Stockwerkes, oder wie sie in Indien genannt wird, der Durbar, ist eine Säulenhalle aus weißem Marmor, die sich auf einen reizenden Blumengarten öffnet, mit hohen Mango- und Tamarindenbäumen, in deren Geäste wilde Affen umhersprangen. Die Durbarhalle, ebenso wie die Galerien rings um den Garten, sind

mit roten Teppichen belegt, auf welchen unzählige graue Tauben saßen und ihre Visitenkarten abgaben, ohne daß die Hofleute sie verscheucht hätten. Der Schaden, welchen diese Hunderte von Affen, diese Myriaden von Tauben im Palaste verursachen, ist sehr bedeutend. Als wir auf der Durbarterrasse anlangten, hatte der Fürst eben seine Vormittags-mahlzeit beendet, und wir begegneten auf den Treppenabsätzen seinen vornehmen Gästen. Seine Hoheit Maharaja Dhiraj Sir Futteh Singh Bahadur ist ein Fürst, der das Regieren in der Tat ernst nimmt und es nicht seinem ersten Minister überläßt. Er ist schon um vier Uhr Morgens auf den Beinen, arbeitet und empfängt bis zehn Uhr und nimmt um diese Stunde sein Dejeuner ein. Dazu werden in der Durbarhalle rote Teppiche über die blendendweißen Marmorplatten gebreitet, auf denen seine Gäste, täglich zwanzig bis vierzig an der Zahl, mit verschränkten Beinen Platz nehmen. Der Fürst selbst sitzt in der gleichen Art auf einer marmornen Plattform, welche an diesen Fürstenhöfen den Thron vertritt. Nach Dutzenden zählen die Speisen, die von den Palastdienern auf Schüsseln und Schüsselchen herbei-getragen werden, und jeder greift sich mit den Fingern heraus, was er haben will. Die Gäste sind stets Männer, niemals Frauen, denn die Trennung der Geschlechter wird an diesem streng orthodoxen Hindu-hof äußerst genau aufrecht erhalten. Niemals ist in den Palasträum-lichkeiten ein weibliches Wesen zu sehen, ausgenommen die Tänzerinnen. Obschon die Hindufürsten der Vielweiberei huldigen dürfen, begnügt sich Seine Hoheit von Udaipur mit einer einzigen Frau, die, umgeben von Hunderten von Palastdamen und Dienerinnen, in einem eigenen, streng von Eunuchen bewachten Trakt des Palastes, in der Zenana, wohnt; niemals kommt ein anderer Mann zu ihr als ihr Gatte, und auch fremdländische Frauen werden niemals zu ihr gelassen.

Der Fürst selbst ist ein vornehmer Herr, dem seine edle Abstammung und sein uraltes Geschlecht auf dem Gesichte, in seiner Haltung, in seinem ganzen Wesen abzulesen ist und der von seinen Untertanen auch wie eine Gottheit verehrt und angebetet wird. In der Tat, jeder

Zoll ein König. So groß aber ist die Devotion der Hindus vor ihren Göttern, daß der Fürst als eigentlichen Herrn und Regenten seines Reiches einen Götzen anerkennt, dessen steinernes Bild in dem heiligen Tempel von Eklingji steht. Der Fürst selbst begnügt sich nur mit dem Posten eines „Premierministers" bei diesem Götzen, den Menschen gegenüber aber ist er ein Souverän von Gottes Gnaden. Als wir an einem der folgenden Tage zur Audienz berufen wurden, fanden wir ihn in einer der offenen Säulenhallen, aus welchen seine Privatgemächer bestehen, mit bloßen Füßen auf einem Teppich stehen. Kein Bild, kein Möbel, kein Kunstwerk schmückte die Halle, deren Marmorwände aber die entzückendsten Skulpturen zeigten, ebenso zart und fein, wie jene der weltberühmten Kaiserpaläste von Agra. Uns zu Ehren waren hinter ihm drei moderne Stühle aufgestellt. Der Fürst, der Abkömmling der ältesten und vornehmsten Herrscherfamilie Indiens, war in einen langen, graubraunen Kaftan gekleidet, ohne jeden Juwelenschmuck, mit welchem sich andere indische Fürsten überladen; auf dem edlen Haupte trug er einen goldgestickten Turban und um den Leib hatte er ein Schwert mit goldenem Griff gegürtet. Da er nur Hindostanisch spricht, begleitete uns sein Privatsekretär, der beim Anblick seines Herrn am ganzen Leibe vor Angst zitterte und die Übersetzung unserer Ansprache mit gefalteten Händen stotternd vorbrachte.

Im Laufe des Gespräches hatte der Fürst die Liebenswürdigkeit, uns Jagden, Tierkämpfe, Vorführungen seiner Sängerinnen und Musiker in Aussicht zu stellen, wenn wir unseren Aufenthalt um einige Tage als seine Gäste verlängern wollten — zweimal ließen wir uns natürlich nicht bitten, denn wo anders als in Udaipur hätte man heute noch Gelegenheit, einen indischen Fürstenhof in seinem ganzen fremdartigen Wesen kennen zu lernen?

Für einen Hindufürsten ist es keineswegs eine einfache Sache, Europäer zu empfangen. Schon das Betreten eines Hinduhauses durch einen Europäer, also einen Paria, macht dasselbe nach dem Aberglauben der Hausbewohner „unrein". Er verletzt durch seine Gewohnheiten

fortwährend die religiösen und Kastenbegriffe, und strenggläubige Hindus, besonders jene der höchsten Kaste, die Brahmanen, vermeiden deshalb jedwede Berührung mit Europäern, um nicht dadurch selbst unrein zu werden.

Die Fürsten der Radschputstaaten sind nun freilich keine Brahmanen, sondern gehören der nächstniedrigeren Hauptkaste, den Kriegern an; aber ihr hoher Rang läßt sie die Hinduregeln ebenso streng beobachten, wie die Brahmanen. Der Maharaja von Udaipur, als Nachkomme der Sonne, wird nun selbst gewissermaßen als Gottheit angesehen, und groß ist die Verunreinigung, die ihm und seinem Palaste durch den Besuch eines Europäers widerfährt. Die armen Waschweiber und Wasserträger des Palastes haben möglicherweise eine recht schwere Arbeit gehabt, um die Spuren meines Besuches fortzuwaschen. Der Fürst selbst wird wohl sofort ein Bad genommen und einige Brahmanen berufen haben, um sich durch sie ausräuchern zu lassen.

Es war possierlich anzusehen, mit welcher Fertigkeit die Kammerherren und Hofleute es versuchten, einer Berührung mit mir auszuweichen, ohne die Gesetze der Höflichkeit zu verletzen. In den engen Korridoren, auf den schmalen dunklen Treppen wichen sie mir mit der Behendigkeit von Tanzmeistern aus, in den Säulenhallen und auf den Terrassen des Palastes blieben sie mir drei Schritte vom Leibe. Am liebsten hätten mich die martialischen Herren wohl aus Udaipur hinauskomplimentiert, aber ihr Gebieter hatte den Befehl gegeben, mir alles zu zeigen, sogar die Schatzkammer und die heilige Fahne. Nun hätte mein Betreten der Schatzkammer voraussichtlich das Waschen derselben erforderlich gemacht, und um dies zu vermeiden, wurde ich gebeten, in einer Galerie nahebei Platz zu nehmen, und die ganzen Geschmeide des Fürstenhauses wurden von den Schatzhütern auf großen Silberplatten herausgeholt und mir zu Füßen gelegt. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus, als mir, ganz wie in Alwar, diese Unmasse von Agraffen, Hals- und Armbändern, Sternen und Spangen zu Gesicht kam. Welches Blitzen und Funkeln und Strahlen in dem hellen Lichte

der Sonne! Welche Menge der kostbarsten Edelsteine! Stränge von haselnußgroßen Diamanten und Perlen, Agraffen, besetzt mit walnußgroßen Rubinen; Halsbänder aus Smaragden und Saphiren von der Größe von Taubeneiern; dazu ähnliche Arm- und Fußspangen, die vom Fürsten im großen Ornat auf den Knöcheln seiner nackten Füße getragen werden. Die kostbarsten Geschmeide sind jene, welche als Zierde seines Turbans dienen; dann kamen Schwerter, Dolche, Schilder an die Reihe, buchstäblich bedeckt mit Edelsteinen von außergewöhnlicher Größe und Reinheit, noch dazu Hunderte davon!

Dann wurden auf großen Platten die Geschmeide der Fürstin herbeigetragen, ebenso schön wie jene ihres Herrn und Gebieters. Da gab es Ohrgehänge von der Größe einer Kinderfaust, denn die Hindufrauen begnügen sich nicht mit den kleinen zarten Ringlein, welche ihre europäischen Schwestern tragen, sondern erweitern ihre Ohrläppchen derart, daß sie bisweilen fingerlang herabbaumeln; dazu durchbohren sie die Ohren auch noch an den Seiten und oben und stecken in jede Öffnung ein Juwel. Ebensowenig begnügen sie sich mit einem oder zwei Armbändern; der ganze Unterarm ist mit solchen bedeckt, und nach Dutzenden lagen Armspangen da, jede einzelne im Werte von vielen Tausenden. Als Nasenschmuck gab es ganze Traubenbündel von Rubinen und Smaragden, die der armen Hoheit das Näschen ganz aus der Form ziehen und, bis ans Kinn herabfallend, den Mund bedecken mußten. Ja, die liebe Eitelkeit! Jede einzelne Hindufrau, jedes Hindumädchen bis herab in die niedrigsten Kasten hat ihren linken Nasenflügel, auch wohl die Nasenscheidewand durchbohrt, und trägt darin irgend ein Geschmeide, das sie beim Essen wohl hochhalten muß, wenn sie es nicht ganz entfernt, sonst könnte es vorkommen, daß sie mit dem Bissen auch den Schmuck und ein Stückchen ihrer Nase verschluckt. Bei den Reichen besteht dieser Schmuck aus Gold und Juwelen, bei den Armen aus einem Silberreif mit falschen Steinen, aber ohne solchen Schmuck gibt es bei den Hindus keine Mädchennase.

Und gar erst die Fußspangen! Der Nasenschmuck ist in seiner

Größe natürlicherweise beschränkt, aber die Beine können schon größere Gewichte vertragen, und da gab es denn auch im Schatze von Udaipur nahezu armdicke Goldspangen mit den herrlichsten Steinen besetzt, welche die nackten Fußknöchel umfassen, eine Spange über der anderen, bis zur halben Wade. Die orthodoxen Hindudamen tragen keine Schuhe und Strümpfe, dafür lassen sie sich in manchen Gegenden von Radschputana allerhand Muster auf die unteren Gliedmaßen tätowieren, und legen so viele Spangen an, als sie nur bestreiten können. Gerade in Udaipur scheinen die Frauen auf den Fußschmuck den größten Wert zu legen. Der Staat wird viel von Bhils bewohnt, und die Bhilsweiber, selbst die ärmsten Taglöhnerinnen, tragen Dutzende von Messingspangen nicht nur auf den Unterarmen, sondern auch an den Fußknöcheln, so daß sie förmliche Messingstrümpfe bilden. Die Weiber der Stadt tragen Silberspangen mit zahllosen Anhängseln, die bei jedem Schritte klirren wie die Sporen eines Dragoners. Aber nicht genug damit. Auf jeder einzelnen Fußzehe sitzen Ringe mit solchen Anhängseln von verschiedenem Werte, und der Schatz von Udaipur enthält eine Anzahl Zehenringe mit Diamanten besetzt. Dazu kommen noch Finger- und Daumenringe, Armbänder mit aufgesetzten, juwelengeschmückten Scheiben, welche den Handrücken bedecken, die kostbarsten Diademe und Haarspangen, so daß bei der Fürstin in ihrem vollen Staate unter der Menge der Geschmeide Kopf und Gliedmaßen geradezu verschwinden müssen; nur Halsgeschmeide werden wenig getragen.



Udaipurer Frauen aus dem Volke.



Der Maharaja von Udaipur

(Eigenhändige Unterschrift)



Aber was nützt der armen Landesherrin der schöne Schmuck, wenn sie ihn nur einem einzigen Manne, ihrem Gatten, zeigen darf? Die Fürstin verläßt ihre Zenana, so heißt die Frauenabteilung der indischen Häuser, nur in den seltensten Fällen, und sollen Einkäufe gemacht werden, dann kommen die Frauen der Händler durch eigene, nur ihnen geöffnete Pforten in einen kleinen Hofraum, wo sie ihre Waren ausbreiten. Die Maharani, d. h. Fürstin, sitzt hinter einem Marmorgitter verborgen auf einem Balkon und trifft von dort ihre Auswahl. Selbst ihr Vater, ihre Brüder haben die Maharani seit Jahren nicht mehr zu Gesicht bekommen. Als der Maharaja das heiratsfähige Alter erreicht hatte, suchte man unter den Rajatöchtern der benachbarten Staaten nach einer passenden Partie, und der Diwan, im Verein mit den Brahmanen, hatte die erforderlichen Erkundigungen einzuziehen. Schönheit, Talente, Kenntnisse spielen bei den Fürstentöchtern keine Rolle, sie bleiben mit ihren Schwestern und Dienerinnen im Innern der Zenanas verborgen, bis sich irgend jemand meldet, der diese Sphinxe heiraten will. So ging es auch mit der Maharani von Udaipur. Dem Fürsten blieb sie eine vollständig Fremde, er sah sie nicht, er konnte nicht einmal von anderen erfahren, ob sie schön oder liebreizend war, denn niemand hatte sie gesehen als ihr eigener Vater, und mit ihrer weiblichen Umgebung durfte ja kein Mann verkehren. Die Erkundigungen beschränkten sich auf den Rang und das Ansehen



Ein Winkel des Palasthofes in Udaipur.

ihrer Familie, auf die Reinheit ihrer Kaste und die Mitgift, die sie ihrem Zukünftigen brachte. Daraufhin wurde die Ehe geschlossen, und der Maharaja sah seine fürs Leben angetraute Ehehälfte erst, als sie in das stolze Marmorschloß auf dem Felsen von Udaipur eingezogen war! Für sie war die Heirat nur ein Wechsel des goldenen Gefängnisses, sie blieb allein, denn ihr Gatte sieht sie nur des Abends. Ein Glück war ihr beschieden: die Geburt eines Sohnes und Thronfolgers, und dazu hatte sie noch die Befriedigung, daß ihr Gatte sich keine zweite, dritte, vierte Frau nahm und keine Konkubinen hält, wie die meisten anderen Hindufürsten.

Aber das ist auch alles. Sie lebt mitten in einem irdischen Paradiese, von ihren vergitterten, verhängten Fenstern blickt sie auf die herrlichste Landschaft, am Hofe ihres Gatten werden die glänzendsten Feste gefeiert, sie nimmt an nichts teil und verfügt nur über die Hofdamen, welche das goldene Gefängnis, die prunkvolle Einsamkeit mit ihr teilen.

Wann wird für diese armen Frauen die Erlösung durch das Christentum kommen? Nur wenige Fürstinnen haben sich bisher, dank der Aufgeklärtheit ihrer Gatten, dieser Fesseln entledigen können, und dürfen sich freier bewegen, darunter die Maharani von Kutsch-Behar und die Gattin des Gaikaurs von Baroda. Sonst geht es all den Hunderten von Ranis und Maharanis von Indien gerade so wie der Maharani von Udaipur.

Warum folgen die indischen Fürsten nicht diesen Beispielen? Was sind Fürstensitze ohne die Frauen? Was könnte Udaipur mit seinem insel- und palästebedeckten Lago Maggiore für ein irdisches Paradies werden, wenn die holde Weiblichkeit daran teilnehmen dürfte, es zu verschönern. Kein Fürstensitz Asiens eignet sich dafür so sehr wie dieser. An den weißen Marmorbalustraden am Seeufer unten schaukelten eine Anzahl Boote, alle dem Maharaja gehörig, denn nur er allein hat das Recht, solche auf dem See zu unterhalten. Durch wohlgepflegte Baumgärten stiegen wir von Terrasse zu Terrasse

hinab, um eine Rundfahrt durch die herrliche Inselwelt des Sees zu unternehmen. Spiegelglatt lag die weite Fläche da, und die Furchen, die unser Boot zog, blieben scharf gezeichnet, bis sie sich an den bewaldeten Ufern brachen. Zeitweilig tauchte der Kopf eines Krokodils aus den klaren Fluten, an seichten Stellen saßen schläfrig Reiher und Pelikane, ohne sich durch unser Kommen stören zu lassen. Der ungeheuren Steinfassade des Palastes gerade gegenüber und kaum einen Kilometer davon entfernt steigt aus dem Wasserspiegel eine traumhaft schöne Insel empor — Jag Newa genannt — eine Serie von weißen Marmorhallen, Palästen, Tempelchen und Galerien, vom Seegrunde aus emporgezaubert und sich in der glatten Seefläche in ihrer ganzen Pracht widerspiegelnd, schöner, lieblicher als Philä in den Fluten des Nils. Ganz wie dort überragen schlanke Palmen mit ihren herrlichen Kronen die einsamen Hallen, aber dort liegt alles in Ruinen, hier ist alles so neu, so wohl erhalten, so glänzend, als wäre die Insel das Heim eines indischen Dornröschens, das jeden Augenblick erwachen, jeden Augenblick seinen Hofstaat hier finden könnte. Eine blendende Marmorhalle neben der anderen, unterbrochen von den reizendsten Tropengärtchen mit Blumenbeeten, von Wasserkanälen umgeben; an jedem Vorsprung ein entzückender offener Säulenpavillon aus Marmor, so schön und lauschig wie der berühmte Tocador de la Reina in der Alhambra, wo man stundenlang liegen und träumen möchte, dazwischen Marmortreppen, die zum See hinabführen und unter dem klaren Wasser sichtbar bleiben.

Weiter, zur nächsten Insel, Jag Mandir, schöner, lauschiger, träumerischer und — verlassener als die erste, eine Insel mit Palästen, wie sie nur in der Blütezeit der persischen und hindostanischen Baukunst entstanden sind, und mit Gärten, wie sie nicht schöner gedacht werden können. Kein Wunder, daß diese idyllischen Eilande im Laufe der Zeiten den Neid der benachbarten Fürsten erweckten, und sogar der berühmte Großmogul Schah Jehan, der Enkel Akbars des Großen, weilte als Prinz lange Zeit auf Jag Mandir. Mitunter

werden auf dem See verschiedene Festlichkeiten gefeiert, an denen der Maharaja mit seinen tributpflichtigen Fürsten und seinem Hofstaate teilnimmt. Er schifft sich dazu auf einer der großen Galeeren ein, die am Fuße des Palastes im See vor Anker liegen. Auf dem ein Stockwerk hohen Verdeck auf dem hinteren Teil dieser Schiffe nimmt er mit seinen Getreuen Platz, während der mittlere Teil für die Vorstellungen der Nautschmädchen (Tänzerinnen) dient. Auch die Zenanadamen haben ihre eigenen großen Galeeren, doch bleiben sie bei ihren Spazierfahrten im Innern der Kabine hinter verschlossenen Jalousien verborgen. Als wir uns von Jag Mandir nach einer Gruppe felsiger Eilande im Westen des Sees rudern ließen, bemerkte ich in dem Dschungel des dahinterliegenden bergischen Festlandes ungeheure Staubwolken, die bei der herrschenden Windstille nur von großen Pferde- oder Viehherden herrühren konnten. Als ich mich danach erkundigte, wurde mir die Antwort zu teil, daß wahrscheinlich eben die Fütterung der Wildschweine stattfände.

„Wildschweine? In so großer Zahl? Und gefüttert, wie man Tauben füttert?"

„Gewiß. Sehen Sie das Schlößchen dort oben auf dem Hügel? Das ist Khas Odi. Dort finden sich Morgens und Abends an fünfhundert Wildschweine ein, dort finden auch die Kämpfe zwischen Tigern und Ebern statt, welche der Fürst zeitweilig veranstalten läßt. Wollen wir hinauf? Wünschen Sie einen derartigen Kampf zu sehen?"

Wir stiegen an einem Felsenvorsprung unter dem Schlößchen ans Land und kletterten zu dem an ein italienisches Castello erinnernden Bau empor. An der Westseite befindet sich eine hohe Bastion, und zu ihren Füßen breitet sich ein staubiges, felsiges, nur spärlich mit Gestrüpp bedecktes Tal aus. Am Eingang begrüßte uns ein Jägermeister, eine prächtige Erscheinung mit langem, weißem, wagrecht gescheiteltem Barte, ein Schwert mit goldenem Griff in der Linken. Wir kämen zu spät, die Fütterung sei vorüber, aber wenn wir es wünschten, würde er die Tiere nochmals herbeirufen lassen.

Wir postierten uns auf die Bastion. Ein alter Jäger holte einen Sack Futter herbei, warf einige Handvoll auf das zerwühlte Land zu unseren Füßen, und ließ dann einen langgezogenen Ruf in die Wildnis jenseits des Tales erschallen. Es dauerte nicht lange, da begann im Gestrüpp lebhafte Bewegung, einzelne junge Wildschweine kamen zum Vorschein und allmählich trabten und galoppierten grunzend Hunderte von Tieren herbei, um, sich am Fuße der Bastion zusammendrängend, etwas von dem Extrafutter zu ergattern. Unter ihnen befand sich eine Menge prachtvoller Eber mit gewaltigen Hauern. Quietschend machten ihnen die jungen Schweine Platz, und im Nu hatten sich die Eber die besten Posten erobert. Nach einem Viertelstündchen war das herabgeworfene Futter verzehrt und die ganze borstige Gesellschaft verschwand wieder, wie sie gekommen, im Dickicht. Ein riesiger Eber



Tempeleingang in der Stadt Udaipur.

sollte gefangen werden, um mit einem der Tiger aus dem fürstlichen „Marstall“ einen Strauß auszufechten, allein ich verzichtete auf diese blutige Schaustellung. An das Kastell schließt sich ein von hohen Mauern umschlossener Zwinger mit zwei kleinen Eisentüren. Durch diese wird der Eber und ein mittels eines eisernen Rollkäfigs herbeigebrachter Königstiger eingelassen, die Tiere stürzen aufeinander, und der blutige Kampf mit Krallen, Hauern und Zähnen beginnt, der indessen keineswegs immer zum Nachteil des Ebers allein endigt. Es ist wiederholt vorgekommen, daß neben dem Eber auch der Tiger

an den erhaltenen Wunden erlegen ist. — Unweit davon finden noch andere Tierkämpfe statt. Zwei dressierte Tiger werden herbeigeführt, ein Wasserbüffel in einer Entfernung von einigen hundert Schritten aufgestellt und die Tiger dann freigelassen. Kaum hat sie der Büffel erblickt, so eilt er mit großen Sätzen davon, allein die Tiger sind rascher als er, in wenigen Minuten haben sie ihn erreicht, ein Sprung auf den Nacken, ein Biß, und das mächtige Tier liegt auf dem Boden, um von den Tigern zerfleischt zu werden. Ähnliche Kämpfe finden auch auf dem Schloßplatz zwischen Tigern und Elefanten oder zwischen Elefanten untereinander statt. Der Maharaja von Udaipur ist ein gewaltiger Nimrod, und die Zahl der Tiger, die er selbst schon in der nahen Umgebung seiner Hauptstadt erlegt hat, soll hundert erreicht haben. Die Bewohner der Stadt nehmen an diesen Spielen lebhaften Anteil. Sie selbst stecken noch im Mittelalter — in den mit alten prächtigen Palästen und kunstvollen Hindutempeln besetzten Straßen, in den lebhaften Basaren, die sich noch in ihrer ganzen Ursprünglichkeit erhalten haben, begegnete ich zahlreichen Männern in Schnabelschuhen und Kappen, ähnlich den alten Nürnberger Hauben, bewaffnet mit Schwertern und Lanzen, den eigentümlichen indischen Dolch im Gürtel.

Auch sonst steckt Udaipur noch in der Feudalzeit. Dem Maharaja sind gegen dreißig Edelleute, Rajas, Raos, Thakurs und Sardars tributpflichtig, im Range etwa unseren reichsunmittelbaren Fürsten, Grafen, Baronen und Rittern entsprechend, die über ausgedehnte Ländereien herrschen, teilweise ihre eigene Gerichtsbarkeit und ihre Soldaten haben und zusammen über Einnahmen von mehr als drei Millionen Mark verfügen. In ihren Residenzen sind sie fast unabhängig und umgeben sich mit vielem Prunk. Sie sind aber verpflichtet, dem Maharaja von Udaipur bestimmte Jahrestribute zu zahlen und ihm mit ihren Truppen Heeresfolge zu leisten. Bei allen großen Festlichkeiten, wie z. B. am Geburtstage des Maharaja und bei der Dessara, d. h. dem Einsegnen der Waffen durch die Brahmanen,

müssen sie sich an den Hof des Maharaja nach Udaipur begeben. Dort hält der Maharaja Heerschau über die Kontingente sowie über seine eigene Armee von etwa zwanzigtausend Mann und bestimmt dann jene Edelleute, welche mit ihrem Hofstaat, Troß und ihren Soldaten während des folgenden Jahres am Hoflager von Udaipur in der Nähe des Maharaja zu verweilen haben, ähnlich wie es vor der Restauration in Japan die Daimios am Hofe des Schoguns in Yeddo zu tun hatten. Deshalb besitzt auch jeder der Edelleute in Udaipur seinen Palast, und der Glanz, mit dem sie sich umgeben, trägt viel zu dem bunten, malerischen Leben von Udaipur bei.

Der Maharaja sorgt eifrig für das leibliche und geistige Wohl seiner anderthalb Millionen Untertanen; er hat Schulen gegründet, hebt Industrie und Handel nach Kräften, und in den weiten, schattigen, wohlgepflegten Schloßgärten ist neben einem zoologischen Garten mit gewaltigen Tigern sogar ein Museum und eine Bibliothek auf seine Kosten errichtet worden. Aber dabei ist er selbst doch ganz Hindufürst geblieben.



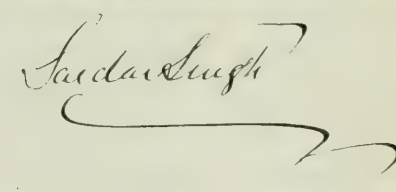
31. Jodhpur, die Residenz der indischen Sonnendynastie.

Auf das Empfehlungsschreiben, das ich Seiner Hoheit dem Maharaja von Jodhpur von Adschmer aus nach seiner Hauptstadt sandte, antwortete mir der Herrscher dieses großen Reiches nicht von dort, sondern aus der Kadettenschule von Meerut. Er sei augenblicklich noch mit seinen Studien beschäftigt, hätte aber seinen Hofleuten den Befehl gegeben, mich als Höchstseinen Gast zu behandeln und mir alle Sehenswürdigkeiten der Residenz zu zeigen. Sein Handschreiben war von einer großen Photographie begleitet, welche den jungen Herrscher im indischen Prachtkostüm darstellt. In festen Zügen stand darunter Sardar Singh. Sein voller Name ist aber Raj Rajeswar

Maharaj-Adhiraj Sardar Singh Bahadur, enthält also die Bezeichnungen König, Großkönig und Held, entsprechend seiner Abstammung von der ältesten Dynastie Indiens, der Surya Vansa oder Sonnendynastie. Er herrscht trotz seines jugendlichen Alters doch schon seit 1895 über das größte Königreich von Radschputana; denn Jodhpur übertrifft mit seinen fünfundneunzigtausend Quadratkilometern an Umfang Bayern und Württemberg zusammengenommen. Zählt die Bevölkerung auch nur annähernd drei Millionen Seelen, so sind darunter doch zum großen Teil Radschputen, die schönste, stolzeste, tapferste Rasse des indischen Kaiserreichs. England hat es indessen verstanden, auch sie durch seine schlaue Politik unter den Daumen zu kriegen. Nördlich von Bombay, zwischen dem Ganges und Indus, dehnt sich das große Radschputana aus, in seinem westlichen Teil die Steppen und Wüsten des Thar umfassend. Um seinen Einfluß dort mit entsprechender Macht zur Geltung bringen zu können, benützte England die fortwährenden Streitigkeiten und Kriege zwischen den Radschputkönigen, um sich schon im Jahre 1818 das kleine



Der Maharajá von Jodhpur.



Gebiet von Adschmer, wo ich mich eben befand, vom König Daulat Rao Scindia abtreten zu lassen. Heute ist diese uralte Stadt mit ihrer englischen Militärstation Nusserabad der Schlüssel von Radschputana und gleichzeitig sein wichtigster Handelsmittelpunkt, denn natürlicherweise zog sich der Handel der Radschputhauptstädte, vor allem jener von Jodhpur, nunmehr nach Adschmer.

Damit aber auch die Herrscher Radschputanas sich ihre Unabhängigkeit und Selbstherrlichkeit ein wenig abgewöhnen, ließ England in



Stadttor in Adschmer.

Meerut, dem militärischen Hauptplatz der Nordwestprovinzen, nahe bei Delhi, eine Kadettenschule errichten, wo heute den jungen Kronprinzen der indischen Königreiche englische Militärwissenschaft und gleichzeitig Gehorsam gegen die englischen Machthaber eingetrichtert wird, behutsam, alle Stunden ein Teelöffel voll, um die Fürstensöhne nicht zu reizen. Als Kadetten lernen sie den englischen Obersten und Majoren gehorchen, und von diesem Gehorsam bleibt doch etwas hängen, selbst wenn sie „unabhängige" Fürsten geworden sind, und der betreffende Stabsoffizier als englischer Gesandter oder Resident nach ihrer Haupt-

stadt gesandt wird. Natürlich ist Adschmer auch der Mittelpunkt des Eisenbahnnetzes von Radschputana geworden, und von hier ist Jodhpur in einer langen Tagereise durch die wasserarmen, zerklüfteten Steppen von Marwar zu erreichen. Der langgestreckte Höhenzug von Alliwari bildet hier die Wasserscheide zwischen den zwei größten Stromsystemen Indiens, jenem des Ganges und des Indus, und auf einem westlichen Sporn dieser Bergkette, weit in die Steppen von Marwar vorspringend, liegt Jodhpur.

Schon aus weiter Ferne sah ich von meinen Wagenfenstern aus den steilen, hohen Felsen aufragen, auf welchem die Festung und das Königsschloß von Jodhpur liegen, mit den Palästen und Hindutempeln dieser an einhundertfünfzigtausend Einwohner zählenden Stadt rings um seinen Fuß. Auch sonst sind die meisten Kuppen, die steilsten Felsen von Ritterburgen gekrönt, von starken Mauern und Rundtürmen umschlossen, wie etwa die Höhen des Rheintales, denn hier in Radschputana ist noch das malerische Mittelalter bis auf die jüngste Zeit in vollster Blüte gewesen; die kleinen halbunabhängigen Thakurs (Barone) und Sardars (Ritter) bekriegten einander, oder ihre tributpflichtigen Untertanen. Zu Friedenszeiten zogen sie mit ihren Kriegern in die Ebenen herab, um im Hinterhalt den Karawanen aufzulauern, die von Afghanistan, Kandahar, Herat nach dem gesegneten Hindostan reisten, und deshalb sind die Bewohner Radschputanas auch heute noch bewaffnet, selbst wenn sie nur eine Stadtpromenade machen.

Jodhpur ist eine der interessantesten Städte Indiens. Die zahlreichen Feudalherren des Königreichs, die Raos, Thakurs und Sardars, die Großkaufleute (Rakam betschuevalas), Bankiers (Pariks) und die rührigen, geschäftlich so erfolgreichen Parsis (Sonnenanbeter) besitzen hier an dem glänzenden Hofe des Maharaja prächtige Residenzen, die Hindus, aus denen die Einwohnerschaft Jodhpurs hauptsächlich besteht, eigenartige Tempel und Götterschreine. Wohin ich mich in den engen, bunt belebten basarreichen Straßen auch wenden mochte, überall stieß ich auf Interessantes, und dazu gehörte zunächst die Bevölkerung

selbst. Auf stolzen Pferden Adelige in prächtigen Gewändern, das Schwert zur Seite, die Füße in silbernen Bügeln, die Linke goldene Zügel führend. Unter dem gewaltigen Turban blitzen feurige schwarze Augen hervor, die langen schwarzen Bärte sind sorgfältig geteilt und wagrecht nach den Seiten gestrichen, manchmal mit den Spitzen sogar um die Ohren gewunden. Den edlen, ernsten, schönen Gesichtern, der ganzen vornehmen Haltung sieht man die Abstammung dieser Radschputen von den mehrtausendjährigen Herren von Indien an. Dieselbe stolze Haltung zeigt das Gefolge dieser Ritter, die Pfeifen-, Pantoffel- und Schwertträger, ohne welche ein Thakur sich wohl nur selten auf der Straße zeigt. Hier schreitet stolz ein reich geschirrter Elefant, die Hauda, das bunt verbrämte Reitzelt auf dem Rücken, den Mahaut mit seinem spitzen Leithaken auf dem Kopf; Kavalleristen des Maharaja in malerischer Uniform, auf Kamelen reitend; dazwischen ein Gewühle von halbnackten bärtigen Hindus, mit Lanzen und Schwertern bewaffneten Bandscharis, die vielleicht eben mit ihren Karawanen von Ochsenkarren aus dem fernen Pandschab eingetroffen sind, verschleierte Frauen in möglichst bunten, faltenreichen Kleidern, Arme und Fußknöchel mit blinkenden, klirrenden Silberspangen behängt; Kinder, bunt wie Schmetterlinge, Soldaten und Garden, unter denen vor allem die martialischen Reiter des Leibregiments hervortreten. Sie tragen weiße Waffenröcke, weiße Beinkleider und hellgrauen Turban. Von dem lachsroten Gürtel baumelt ein Schwert, in der Rechten tragen sie bewimpelte Lanzen, und ein Karabiner ist über den Rücken geworfen. Dieses Leibregiment, das ich später beim Exerzieren sah, ist wohl die schönste, bestgedrillte, bestberittene Truppe von Indien. Ebenso gehört die Armee von Jodhpur, an viertausend Infanteristen und dreitausend Kavalleristen mit hundertundzwanzig modernen Geschützen, zu den tüchtigsten der Eingeborenenstaaten. Das Verdienst, sie geschaffen zu haben, gebührt dem Oheim des Maharaja, Sir Partab Singh, früher der mächtigste Mann Jodhpurs, denn er war zur Zeit meines Besuches nicht nur Generalissimus der Armee, sondern

auch Awal Mussahib, d. h. Reichskanzler. Seither wurde er dank seiner gesellschaftlichen Beziehungen zu den leitenden Kreisen in England und seiner unleugbaren Verdienste wegen zum selbständigen Maharaja ernannt, der über das Fürstentum Idar regiert. Ich lernte ihn gelegentlich eines Polowettkampfes auf dem weiten Spielplatz der Residenz kennen. Er ist nicht nur ein vornehmer Prinz von martialischem Aussehen, sondern trotz seiner sechzig Jahre einer der vorzüglichsten Reiter und schneidigsten Polospieler, der es mit jedem englischen Leutnant darin aufnehmen kann. Jahrelang durchreiste er Europa, ist in Wien und Berlin ebenso zu Hause wie in London, und in die Heimat zurückgekehrt wurde er im Einverständnis mit seinem Bruder, dem letzten Maharaja Dschaswant Singh, zum Reformator des großen Reiches, dessen Volk ihm sehr viel verdankt. Unter anderem hob er auch die wochenlangen kostspieligen Festlichkeiten auf, die mit Hinduhochzeiten verbunden sind, und die ich noch in Jeypur und Gwalior gesehen habe. Er ging selbst mit gutem Beispiel voran, indem er bei der Vermählung seiner Tochter die Brautleute vor sich niederknien ließ und sie einfach als Mann und Frau erklärte.

Aber dabei ist in Jodhpur doch noch genug von dem malerischen, fremdartigen Glanz der indischen Fürstenhöfe übrig geblieben. Der Maharaja ist ja ein Haupt des uralten, vornehmsten Stammes der Radschputen, des Rahtorstammes, welcher in direkter Linie auf den sagenhaften Rama zurückreicht, und diesen hat uns das Nationalepos der Indier, Ramayana, geschildert. Nachweislich waren die Rahtors bis zum Jahre 1194 die Herrscher über das große Reich von Karandschi im Stromgebiet des Ganges. Der Enkel des letzten Herrschers, Siwadschi, kam westlich wandernd nach Marwar und gründete hier das heutige Jodhpur. Die alte Hauptstadt dieses Reiches, Mandor, wurde von einem seiner Nachfolger, Rao Tschanda, im Jahre 1382 erobert, und dessen Enkel, Dschoda, ließ unweit davon im Jahre 1459 die heute nach ihm benannte Hauptstadt anlegen. Seine eigene Residenz baute er auf dem steil über die Stadt aufragenden Felsen, eine

Hohkönigsburg mit noch weit gewaltigeren Mauern und Rundtürmen, die, stellenweise wie aus dem Felsen herauswachsend, hundert Meter Höhe erreichen, ein Riesenwerk von nahe zwei Kilometer Umfang. Durch die Straßen Jodhpurs wandernd sah ich diese Zwingburg wie einen Schatten überall auftauchen, oder über die flachen Dächer der schönen Marmorpaläste, die eigenartigen Spitzpyramiden der Hindutempel emporragen, im Gegensatz zu der Üppigkeit, Zierlichkeit und Mannigfaltigkeit dieser Bauten finster, kahl, einförmig, voll drohender Majestät. Der einzige zu dieser Festung emporführende Weg schmiegt sich in vielen Zickzackwindungen an den Felsen; jedes der vielen Tore ist stark befestigt; aus den Schießscharten lugen dräuende Kanonenrohre hervor und an den Torflügeln sah ich lange Eisenspitzen, welche das Einrennen durch Elefanten verhindern sollen. Dennoch ist es gelegentlich der vielen Kämpfe und Belagerungen in früheren Zeiten wiederholt dazu gekommen, daß die tapferen Radschputen ihren Elefanten die Augen verbinden ließen und mit ihnen auf die Tore losgaloppierten, um natürlich durch die Wucht des Anpralls selbst zerschmettert zu werden.



Die Sänfte eines Bräutigams auf seinem Umzuge in Jodhpur.

An den Mauern des obersten Tores gewahrte ich ungefähr fünfzehn Abdrücke von kleinen Frauenhänden, versilbert und vergoldet. Mein Begleiter erklärte mir, sie rührten von den Frauen eines früheren

Herrschers her, die bei seinem Tode, dem schrecklichsten aller indischen Gebräuche folgend, sich freiwillig bei lebendigem Leib verbrennen ließen! Ehe sie den Scheiterhaufen bestiegen, legten sie ihre rotgefärbten Hände an diese Torwand. Später vergoldet und versilbert, noch heute von den Hindus mit scheuer Ehrfurcht angesehen, bilden diese kleinen Abdrücke das einzige Andenken an den Heldentod der Frauen. Sie hätten wahrhaftig Denkmäler in Stein oder Bronze verdient, nicht zu ihrer Verherrlichung, sondern um den heutigen Hindus den blödsinnigen, wahnwitzigen Aberglauben ihrer Väter als warnendes Beispiel recht eindringlich vor Augen zu führen. Weil es der Enkelin des Gottes Brahma, Sati mit Namen, der Hindumythologie zufolge eingefallen war, sich beim Tode ihres Mannes freiwillig von ihrem eigenen Feuer verbrennen zu lassen, kam bei den Hindufrauen dieser ungeheuerliche Gebrauch immer mehr zur Einführung. Als die englische Regierung bereits vor sieben Jahrzehnten die Witwenverbrennung abschaffte, wollten sich die Witwen lange nicht dem Verbote fügen, und noch vor wenigen Jahren kamen Fälle freiwilligen Feuertodes vor. Das krasseste Beispiel von Verblendung, aber gleichzeitig auch von unglaublichem Todesmut, würdig der Tapferkeit der Radschputhelden, erzählt die Geschichte Jodhpurs. Einer der Herrscher des Reiches war gelegentlich eines Kriegszuges fern von der Heimat gefallen. Als die Nachricht von seinem Tode nach Jodhpur gelangte, machten sich kurz entschlossen alle hundertzwanzig Frauen seiner Zenana (Harem) auf den Weg zu seiner Sterbestelle, ließen dort Scheiterhaufen errichten und stellten sich darauf, bis die Flammen sie verzehrten!

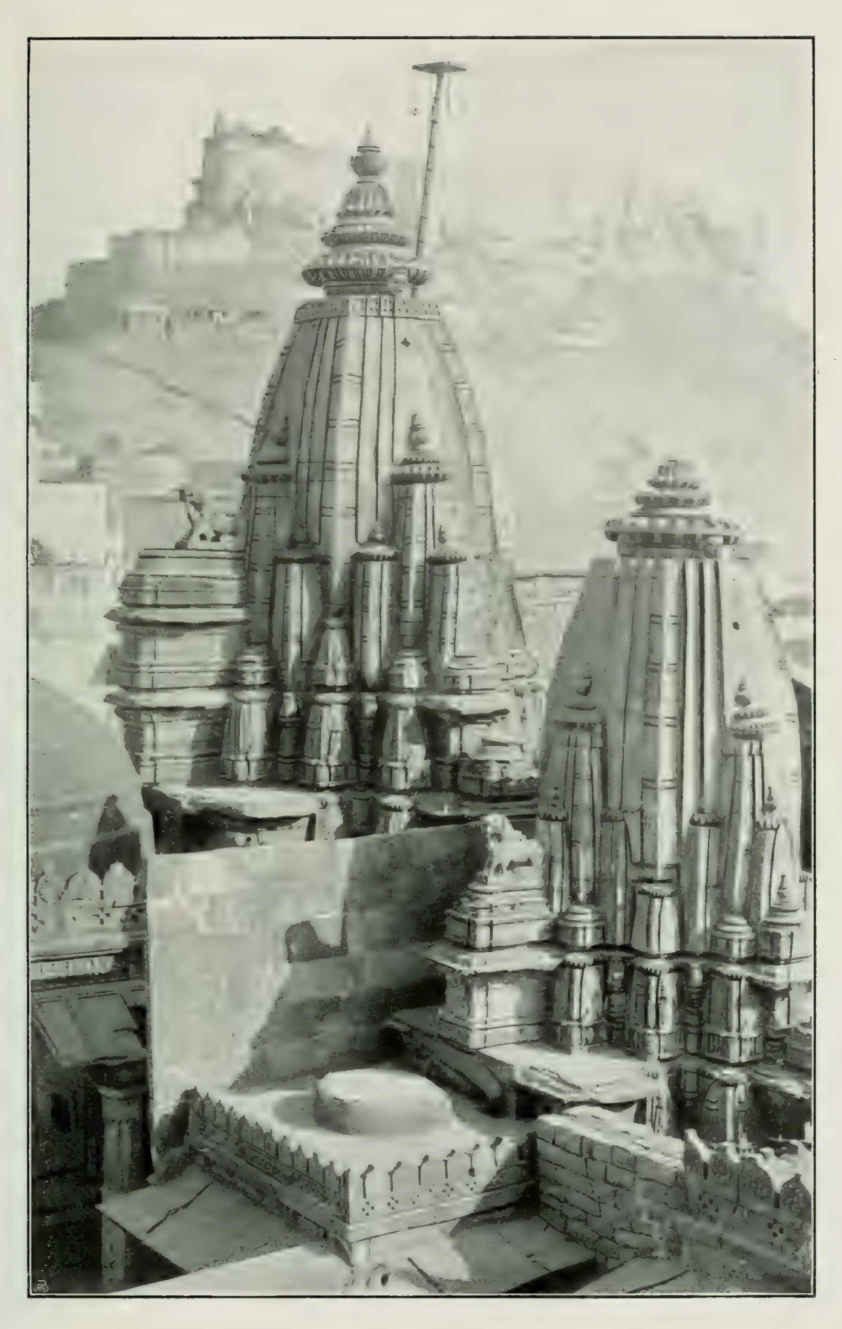
Das Innere der Burg enthält verschiedene Paläste der Rajas, um eine Reihe von Höfen gruppiert, die Fassaden bedeckt mit den zartesten Skulpturen, die Marmortafeln, welche an Stelle von Glasscheiben die Fenster bedecken, sind in den reizendsten Dessins durchbrochen, das Innere enthält ein Labyrinth von kleinen lauschigen Gemächern, mit grotesken Malereien und Spiegelmosaik an den Wänden, Fontänen und Marmorsitzen; seit dem Erbauer des Forts, Rao Dschoda (1459),

bis zum Vater des jetzt regierenden Maharaja, Takat Singh, waren diese Paläste von allen Herrschern bewohnt, und erst der jetzige hat sich unten in der Stadt eine barocke, an irgend einen Ausstellungs-palast erinnernde neue Residenz, den Raika Bag, erbaut, um unter seinen Untertanen und im Verkehr mit ihnen zu wohnen. Auch schon sein Papa, Takat Singh, zeigte dafür Sinn. Als wir auf einem der gewaltigen Festungstürme standen, der hundert Meter tief auf den Felsen abfällt, erzählte mein Begleiter, hier wäre Takat Singh als Jüngling an einem Seile in so mancher Nacht herabgeklettert, um ohne Vorwissen seines Vaters und seiner Erzieher ein bißchen irdischen Freuden zu frönen. Auf die gleiche lebensgefährliche Art sei der junge Mann wieder nach der Felsenburg zurückgekehrt. Ich blickte über die Mauer die schwindelnde Tiefe hinab. Alle Achtung vor dem Wage-mut Takat Singhs. Das würden ihm europäische Kronprinzen nicht nachmachen. Sie haben es auch gar nicht nötig.

In der Feste oben sind auch die äußerst interessante Waffensamm-lung und die Schatzkammer des Maharaja untergebracht. Wenn beide von einer selbst in Indien kaum übertroffenen Reichhaltigkeit sind, so hat das seinen Grund in den großen Kriegszügen der früheren Herrscher von Jodhpur, welche sie durch das ganze Hindostan bis nach dem fernen Haidarabad geführt haben, anderseits auch in der Verschwägerung des Regentenhauses mit den mächtigen Großmoguln von Delhi. So war Dschaswant Singh der vom Großmogul Je-handschir gegen seinen aufrührerischen Sohn Aurangzeb gesandte Heerführer, sein Vater befehligte das Heer Akbars des Großen auf dessen Eroberungszug nach dem Dekkan und Gudscherat. Der Sohn Dschaswant Singhs, der berühmte Adschit Singh, verteidigte Radsch-putana erfolgreich gegen Aurangzeb, indem er sich mit den Herrschern der beiden benachbarten großen Radschputreiche Udaipur und Jeypur verband. Alles das half dem Herrscherhause Jodhpurs zu seinem heutigen Reichtum, aber auf der anderen Seite hatte die Verschwä-gerung Jodhpurs mit dem mohammedanischen Großmogul doch

wieder langwierige Streitigkeiten und blutige Kriege zur Folge. Die oberste Herrscherfamilie der Rahtors, und damit von ganz Indien, die uralte Sonnendynastie von Udaipur, natürlich Hindus, hatte sich vor jeder Verbindung mit den mohammedanischen Großmoguln ferngehalten, und stolz auf ihr Tausende von Jahren altes reines Hindublut wollte sie ihre Töchter den mit den Großmoguln versippten Fürstenhäusern von Jodhpur und Jeypur nicht mehr zu Frauen geben. Erst als sich diese verpflichteten, daß die Söhne aus den Ehen mit den Prinzessinnen von Udaipur den Vorrang vor allen anderen haben sollten, wurden die alten Beziehungen wieder hergestellt.

Die Waffensammlung, die ich in den dunklen Sälen des Festungspalastes nur schwer in Augenschein nehmen konnte, enthält wohl alle Arten von Waffen, welche seit undenklichen Zeiten in den verschiedensten Teilen Indiens im Gebrauch waren, darunter die kostbarsten Schwerter, mit reichen Edelsteinen besetzte Dolche, Pistolen, die verschiedenartigsten Streitäxte, Morgensterne, Totschläger, Schilde, Flinten, Reihen von erbeuteten Fahnen, kostbares Elefanten- und Pferdegeschirr. Aber was es heißt, mit den Großmoguln des sagenhaft reichen Indiens verschwägert zu sein und ihre Kriege zu führen, ihre Provinzen zu regieren, zeigte mir erst recht die Schatzkammer. Ich hatte schon vorher die unglaublichen Schätze der Maharajas von Alwar, Udaipur und Patiala gesehen, von den europäischen gar nicht zu sprechen. Was Jodhpur an Edelsteinen enthält, übertrifft indessen alle anderen weitaus. Als der Schatzhüter die Fensterläden öffnete, zeigte sich mir ein Leuchten und Funkeln und Blitzen, als würde Aladdins Wunderlampe mich einen Einblick in alle Schätze des Morgenlandes tun lassen. Da standen sechs Glasschränke, gefüllt mit den herrlichsten Perlen, Smaragden, Rubinen und Saphiren, die ich jemals gesehen, alle von unerreichter Größe und Reinheit, einen Schatz darstellend, der im Werte den Reichtum eines amerikanischen Nabobs übertreffen dürfte. Nicht weniger als zehn Halsbänder bestehen aus Smaragden und Perlen von Haselnußgröße und von ihnen hängen Diamanttropfen



Tempel und Fort in Jodhpur



herab so groß wie Taubeneier! Jedes dieser Halsbänder mag allein den Wert einer Million besitzen! In kleinen Häuflein lagen Ohren-, Nasen- und Fußgeschmeide beisammen, alle gebildet aus den köstlichsten Edelsteinen, wie man sie von solcher Farbe, solcher Reinheit, solchem Glanz selbst am Halse einer amerikanischen Mrs. Brown oder Mrs. Smith nicht zu sehen bekommt, und diese stellen doch jetzt in Bezug auf Schmuck selbst die europäischen Fürstinnen in den Schatten. In anderen Vitrinen stehen Tafelaufsätze und Eßgeschirr aus purem Golde, Kostbarkeiten mit dem feinsten Jeypur-email, Vasen, Gefäße mit Edelsteinen geschmückt, sogar Zeltstangen aus getriebenem Gold und Silber! Ich hätte in Jodhpur niemals solchen Reichtum



Indische Nautschmädchen (Tänzerinnen).

erwartet. Bei festlichen Gelegenheiten, wie Fürstenempfängen, Durbars u. s. w., trägt der Maharaja an Turbanagraffen, Halsketten und Waffen allein an zwei Millionen Mark auf dem Körper.

Von dem flachen Dache des Palastes, wo so viele Fürsten der Sonnendynastie ihre Empfänge abgehalten haben, beherrscht der Blick das umliegende Land auf viele Meilen. Tief unten gewahrte ich das von Feldern und Gärten unterbrochene Häusermeer der Stadt mit hochragenden Palästen und Tempeln, und konnte den Straßenlärm hören. Rings um die Stadt zieht sich eine starke Festungsmauer mit sieben Toren, von denen weiße Straßenlinien auslaufen, die end-

lich in weiter Ferne in dem graugelben Dunst der Ebene des Thar verschwinden. Außerhalb der Stadtmauer liegen verschiedene Wasserbassins und kleine Seen, Sommerschlösser des Fürsten, von schattigen Gärten umschlossen, darunter auch zwei Schlösser mit einer eigenen Festungsmauer umgeben, Maha Mandir genannt. Das eine der Schlösser dient dem brahmanischen Oberpriester des letzten Fürsten als Wohnsitz, das zweite dem Geiste seines verstorbenen Vorgängers. Über dem Bett, in welchem der Geist schläft, erhebt sich ein goldener Thronhimmel. Das Schloß ist sonst leer, denn kein Lebender darf darin wohnen. Dem Burgfelsen gegenüber, nur durch ein schmales Tal von ihm getrennt, erhebt sich ein zweiter Felsen noch innerhalb der Stadtmauer. Ich gewahrte dort Hunderte von Arbeitern, die mit Erdarbeiten beschäftigt waren, und auf meine Frage erwiderte der mich führende Hofbeamte, der Maharaja hätte beschlossen, die Kuppe abtragen zu lassen, aus Furcht, daß ein Feind von dort aus die Felsenfeste beschießen könnte!

Ebenso interessant wie diese, wenn auch in anderer Art, ist die Stadt selbst. Jeder der vielen Paläste ist eine Sehenswürdigkeit, jeder zeigt eine andere Fassade, mit kunstvollen Skulpturen an den Erkern, Vorsprüngen, Balkonen, Friesen, den Pavillonen auf den flachen Dächern. Vor manchen Eingängen stehen aus Stein gehauene Elefanten mit Mahauts auf den Riesenköpfen. Die Basare sind je nach den Waren, die dort ganz nach altangestammter indischer Eigenart fabriziert oder verkauft werden, in eigene Gäßchen geteilt, für Goldarbeiter, Waffenschmiede, Metallwaren, Stoffe, Lebensmittel u. s. w.; nur die Schuster und Gerber sind hier nicht vertreten, sondern haben ihre eigenen Basare außerhalb der Stadtmauern. Sie gehören ja den Pariakasten an, denn sie verarbeiten die Häute von Rindern, für die Hindus heilige Tiere. Festlichkeiten, Unterhaltungen nach unserer Art kennen die Bewohner Radschputanas nicht. Dafür huldigen sie dem Sport mit einer Leidenschaft wie sonst kaum anderswo. Die alte Ritterlichkeit hat sich in diesem tapferen, stolzen Volk bis auf die

Gegenwart erhalten. Sie sind die weitaus geschicktesten Reiter und Polospieler, man kann wohl sagen des Erdballs; bei ihren aufregenden Spielen wie bei den Jagden auf die zahllosen Wildschweine der Umgegend mittels Speeren erscheinen Roß und Reiter wie ein einziges Geschöpf, sie sind die vortrefflichsten Schützen mit Schießgewehren wie mit Pfeil und Bogen, die gewandtesten Fechter, und eines ihrer Hauptvergnügen ist es, in gestrecktem Galopp an aufgehängten Schafen vorbeizujagen und diese mit einem Schwerthieb in zwei Hälften zu zerhauen. Nirgends gibt es so geschmeidige Wettringer wie in Jodhpur. Der letzte Maharaja hielt deren über hundert an seinem Hofe und ließ sie von den besten Lehrmeistern so trainieren, daß sie es mit allen fremden Ringkämpfern aufnehmen konnten. Für ihn konnte es keine größere Freude geben, als wenn einer seiner Athleten einen englischen oder japanischen Gegner nach kurzem Kampf zu Boden warf. Als echt indischer Fürst war er auch dem weiblichen Geschlecht sehr gewogen und hielt sich ein zahlreiches Ballettkorps, das auch vom jetzigen Maharaja beibehalten wurde. Ich hatte Gelegenheit, einer Ballettvorstellung beizuwohnen, ohne besonders davon entzückt zu sein. Die meisten Damen gehören älteren Jahrgängen an, die in Europa nicht mehr auftreten würden. Ihre Kleidung besteht weit eher aus einem Zuviel als Zuwenig, einer Menge bunter, langer, faltenreicher Röcke, ihre Gesichter sind dick bemalt, ihr Tanz ist ein Winden und Drehen, dem ein Europäer keinen Geschmack abgewinnen kann. Bei Fackelbeleuchtung und eintöniger Musik lassen diese Matronen dann ihre Röcke auffliegen, ohne von ihrem Körper mehr zu zeigen als ihre nackten Füße, stampfen auf den Boden und singen mit näselnden Stimmchen. Seine Hoheit Sardar Singh dürfte darin mit der Zeit Wandel schaffen, denn er hat Europa bereist, ich habe ihn in Luzern schon als aufgeweckten jungen Herrn mit viel abendländischem Schönheitssinn kennen gelernt, und er wird seine Reformen wohl auch auf den weiblichen Teil seines großen Hofstaats ausdehnen.

Von der einstigen Hauptstadt Marwars, Mandur, sind nur noch

wenige Bauten vorhanden. Nach einstündiger Fahrt in einem Hofwagen über eine wohlgepflasterte Straße, zwischen Gärten, Feldern und Steppe hindurch, gelangte ich zu den von üppigem Baumwuchs umgebenen Ruinen des alten Herrscherschlosses, alten Tempeln und Säulenhallen, in welchen riesige steinerne Fratzenbilder der Hindumythologie, grotesk bemalt, stehen. Mandur ist für Jodhpur dasselbe, was das alte Gwalior für die neue Hauptstadt Laschkar, oder Amber für Jeypur, oder Tschitor für Udaipur, oder Golkonda für Haidarabad. Fast bei jeder Fürstenresidenz und Hauptstadt in Indien liegen die Ruinen einer früheren. Die größte Sehenswürdigkeit von Mandur sind die Grabdenkmäler früherer Herrscher, auf den Verbrennungsstätten ihrer Leichname errichtet, eigentlich Tempel, an ihren Außenseiten mit zahlreichen Steinfiguren von Hindugöttern bedeckt. Vor dem schönsten Tschattri, d. h. Grabtempel, jenem des letzten Maharaja Sir Dschaswant Singh, erscheint die fürstliche Familie mit dem ganzen Hofstaat zweimal im Jahre, um dort Opfer darzubringen und es mit Blumen zu schmücken. So ist es seit Jahrtausenden Sitte gewesen, und so wird es noch für Generationen hinaus bleiben, denn Jodhpur war mir wieder ein Beweis, wie streng die Hindus auch in jeder anderen Hinsicht an ihren uralten Trachten, Anschauungen und Gebräuchen festhalten.



32. Rutlam, ein indischer Opiumstaat.

Rutlam ist in den Reisehandbüchern nicht angeführt, es ist kein Ort für Touristen und Reisende, und kein Mensch konnte mir sagen, ob es dort ein Hotel oder Bungalow gab. Ich schrieb deshalb unter Hinweis auf meine Empfehlungsbriefe an den Privatsekretär des Raja von Rutlam. Einige Tage darauf erhielt ich die Antwort von der Hand Seiner Exzellenz des Diwan, das heißt Staatsministers. Der gnädigste Fürst, sein Herr, befände sich augenblicklich in der Kadetten-

schule zu Meerut, hätte ihn aber beauftragt, mich als Gast des Staates nach Rutlam zu laden. Ich möge ihm doch die Stunde meiner Ankunft telegraphisch mitteilen, um alles für mich in Bereitschaft setzen zu lassen. Also ganz wie in Jodhpur.

Bei meiner Ankunft auf dem Bahnhof in Rutlam empfing mich der Haushofmeister Seiner Hoheit, ein prächtiger alter Herr mit weißem Bart. Ein mächtiger, weißer Turban saß auf dem Kopfe, seine hohe Gestalt steckte in einem langen weißen Kaftan, weiße Handschuhe bedeckten seine Hände. Er verbeugte sich tief, indem er die gefalteten Hände wie zum Gebet bis an die Stirne hob, und sprach in recht gutem Englisch: „Gesegnet sei der Tag, an welchem Eure Lordschaft diese Stadt mit Ihrem Besuche beglücken! Gesegnet sei Eurer Lordschaft Aufenthalt hier! Der Wagen steht bereit, um Eure Lordschaft in das Schloß zu führen, das Seine Hoheit für Ihre Unterkunft bestimmt hat." Dann gab er den hinter ihm stehenden Dienern ein Zeichen, sie stürzten sich auf meine Gepäckstücke und verluden sie auf einem mit weißen Stieren bespannten Karren. Mich selbst führte der Vakil zu einem hocheleganten, mit prächtigen Rappen bespannten Landauer. Zwei Lakaien in roter Livree stellten sich hinten auf das Wagenbrett, der Vakil setzte sich zum Kutscher, und die buntscheckige, malerische Volksmenge, die sich um den Bahnhof herum zusammengefunden hatte, machte ehrerbietig grüßend Platz, als wir davonfuhren.



Mit Stieren bespannter Karren in Rutlam.

Von der staubigen, mit großen Schattenbäumen bepflanzten Straße aus war von der Hauptstadt des Staates Rutlam nichts zu sehen. Das Land ringsum war ganz von Mohnfeldern eingenommen, die Pflanzen standen eben in voller Blüte, und ihr Scharlachrot leuchtete von meilenweiten Entfernungen herüber. Zwischen den Gärten hier und dort zeigten sich halb versteckt nette, weiß oder hellblau gestrichene Bungalows, hellblau waren auch die Stationsgebäude und Warenlager, die indischen Herbergen beim Bahnhofe, und als wir ein Viertelstündchen lang gefahren waren, sah ich über das Grün der Bäume auch verschiedene Gebäude der Stadt in hellblauer Farbe aufragen. Seine Hoheit von Rutlam scheint eine ähnliche Vorliebe für Hellblau zu besitzen, wie sein Kollege, der mächtige Maharaja Singh von Jeypur, für Rosenrot, und wie man Jeypur die rosenrote Stadt nennt, so kann man Rutlam die hellblaue nennen.

Eine Ausnahme von diesem allgemeinen Hellblau machte der Palast, der mir vom Fürsten zur Verfügung gestellt worden war. Der Wagen lenkte noch außerhalb der Stadt in einen großen, mit prachtvollen Blumenbeeten, Glorietten, Tempelchen und Statuen geschmückten Garten und hielt endlich vor der breiten Veranda des weitläufigen Gebäudes. Ein Dutzend beturbanter Diener standen bereit, um mir meine Gemächer zu zeigen, die Schildwachen präsentierten das Gewehr, und der alte Haushofmeister ließ es sich nicht nehmen, eine neue Ansprache an mich zu halten, indem er beifügte, Seine Exzellenz der leitende Staatsminister würde mich binnen kurzer Frist besuchen.

Ich befand mich als einziger Herr in einer Flucht großer Säle, auf das geschmackvollste in englischem Stil möbliert, mit großen Ölgemälden an den Wänden, welche frühere Herrscher des Staates Rutlam in reichen orientalischen Gewändern, mit Juwelen überladen darstellen. In den Glasschränken befinden sich allerhand Kuriositäten indischen Ursprungs, auf den Tischen der Empfangssäle lagen Albums mit großen Photographien der Residenzstadt, in dem riesigen Speise-

saale war der Tisch mit Silbergeschirr gedeckt, und auf dem Büfett stand ein reicher Morgenimbiß bereit. Über dem breiten Bett in meinem Schlafzimmer wehte eine zwei Meter große Punka (Fächer), die mittels einer Schnur von einem außen an der Wand kauernden Kuli in Bewegung gesetzt wurde. In dem anstoßenden Toiletten-zimmer waren die Waschgefäße, Krüge und sonstigen Gegenstände aus reinem Silber. Von dort führten einige Stufen in den großen Bade-raum, mit dem in Indien üblichen runden Bottich. Alles das stand zu meiner persönlichen Verfügung.

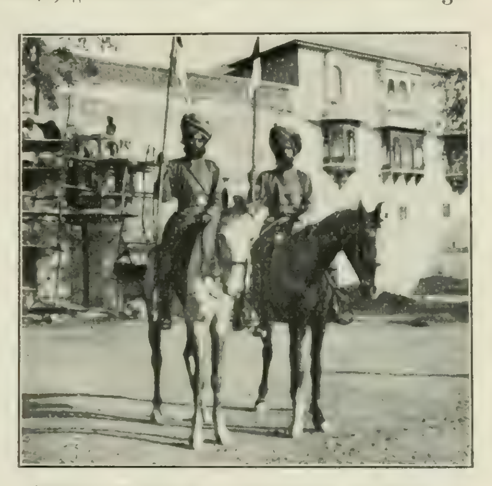
Als ich nach einem erfrischenden Bade und wohlschmeckenden Luncheon, aufgetragen von weißgekleideten Hindus, meine Mittags-siesta hielt, wurde ich plötzlich durch dumpfes Gebrüll aus Morpheus' Armen gerissen. Es war unzweifelhaft das Gebrüll eines Tigers und drang so unmittelbar zu meinen Ohren, als hätte sich die Bestie in meinem Zimmer befunden. Warum auch nicht? Ich war ja im Lande der Tiger, wo sie ihre menschlichen Opfer sogar aus der Um-gebung der Städte holen. Die Verandatür stand dazu noch offen. Zu Tode erschreckt sprang ich auf und griff nach meinem Revolver. Abermaliges Brüllen, in das sich auch noch furchtbares Brummen eines Bären mengte. Wo war ich doch hingeraten? Vorsichtig schlich ich auf die Veranda, die Waffe schußbereit in der Hand. Da waren sie in der Tat, die Bestien, doch nicht etwa auf der Suche nach Menschenfleisch, sondern in einer Reihe von Käfigen -- sechs riesen-hafte Tiger, die mich mit fletschenden Zähnen anstarrten, einige Leo-parden und Tschitahs, und in einem besonderen Käfig in der Mitte des Hofes ein mächtiger schwarzer Bär! In den Eingeborenenstaaten Indiens herrscht überall die Sitte, Raubtiere, welche bereits Menschen gefressen haben, nicht zu töten, sondern möglichst lebendig zu erwischen und in Käfigen gefangen zu halten. Aber diese Käfige neben dem Schlafzimmer des Fürsten aufzustellen, war doch ein recht merkwür-diger Geschmack! Das Heulen und Brüllen und Knurren der Tiere wurde mir schließlich doch zu unangenehm und ich ließ mir auf der

anderen Seite der fürstlichen Residenz eines der Schlafzimmer zurechtmachen.

Nachmittags meldete mir ein Diener den Besuch des Ministers. Die Wachen traten ins Gewehr, zwei berittene Garden des Fürsten mit hohen, bewimpelten Lanzen sprengten in den Palasthof, und ihnen folgte eine Equipage, aus welcher sich mühsam ein beleibter Herr in weißem Kaftan, eine Art Portierstock mit Silberknauf in der Rechten, herauswand. Auf seinem Kopfe saß der eigentümliche Hut der Parsis, das heißt der persischen Feueranbeter, einem Blumentopf nicht unähnlich, nur nach rückwärts gebogen und aus schwarzer Wachsleinwand, die häßlichste Kopfbedeckung, die ich bei irgend einem Volke gefunden habe. Seine Exzellenz war in der Tat ein Mitglied dieser eigentümlichen Sekte, die, aus Persien stammend, seit undenklichen Zeiten in Indien, besonders in Bombay, ansässig ist, und durch Fleiß, Enthaltsamkeit und Geschäftssinn zu großem Wohlstand gelangte. Der Minister war ursprünglich in englischen Diensten, brachte es zu einem hohen Richteramte in Bombay, organisierte später das Gerichtswesen im Staate Baroda und war nun leitender Minister von Rutlam.

Seine Exzellenz begrüßte mich in herzlichster Weise und erbot sich, mir selbst die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt zu zeigen. Wer läßt sich dergleichen zweimal sagen? Wir bestiegen also die Equipage, und begleitet von den fürstlichen Lanzenreitern zogen wir in die Stadt ein. Mit ihren sich rechtwinklig schneidenden Straßen, ihren hellblauen, im Stadtmittelpunkt mehrstöckigen Häusern und dem lebhaften Getriebe auf den Plätzen und Märkten macht sie einen recht modernen Eindruck, ganz das Gegenteil der altberühmten Hauptstädte der anderen Radschputstaaten, zu denen man Rutlam füglich zählen kann. Diese sind fast durchweg von mittelalterlichen Ringmauern mit Bastionen und Türmen umgeben und enthalten in ihrem engen Straßenlabyrinth eine Menge ehrwürdiger Tempel und Paläste. Rutlam hat nichts dergleichen aufzuweisen. Die Stadt ist erst zur Bedeutung gelangt, als die Engländer durch den Handel mit China herausfanden, wie

viel Geld sie mit Opium dort verdienen konnten. Da sich nun der Boden im Staate Rutlam für die Opiumkultur vortrefflich eignet, legten die Landleute, wo immer möglich, Mohnfelder an, und die Stadt Rutlam wurde zu einem Hauptmarkte für Opium. Alles in Rutlam dreht sich um diese schwarze, Schuhwichse nicht unähnliche Masse; rings um die Stadt nichts als brennendrote Mohnfelder, mit den kleinen Lehm- und Strohhütten der Bauern; und in der Stadt selbst gibt es große Magazine, in welchen die Opiummassen gewogen, aufbewahrt, verpackt und verschifft werden. Es war mir daran gelegen, die Art der Herstellung dieses ungemein wichtigen Artikels kennen zu lernen. Der Minister ließ die Equipage einfach an das Ende einer Straße fahren, wo sich eben Arbeiter in einem Mohnfelde befanden. Mit Ausnahme der Lenden ganz nackt, schritten sie von Pflanze zu Pflanze und machten in die grünen Samenkapseln mit scharfen Messern je drei vertikale Einschnitte. Sofort kam ein milchiger Saft zum Vorschein. Dieser wird eingesammelt, und bildet, wenn getrocknet, das Opium. Dieses Einschneiden der Kapseln wird alle drei Tage wiederholt. Nach dem vierten Anzapfen ist die Kapsel erschöpft.



Fürstliche Leibwache vor dem Harem in Rutlam.

In der Mitte der Stadt erhebt sich der Palast des Raja, ein mehrstöckiger, anspruchsvoller Bau im indischen Stil mit vergitterten Erkerfenstern und hohen dreifachen Toren. Zu beiden Seiten schließen sich ebenso imposante Flügel an, welche die Zenanas der Witwen des letzten Raja enthalten und jedem männlichen Wesen, mit Ausnahme des Fürsten, unzugänglich sind. Eben wurde einer der Flügel für

die zukünftige Herrscherin von Rutlam in Ordnung gebracht; denn der Raja hatte das heiratsfähige Alter längst erreicht, und dem Staatsminister war es nach langem Suchen gelungen, eine passende Partie für ihn ausfindig zu machen. „Sie machen sich gar keine Vorstellung," sagte er mir, „was das für Arbeit erfordert. Wir können ja keine Brautschau halten, denn die Radschputprinzessinnen bekommen ihr ganzes Leben lang keinen Mann zu Gesicht. Wir müssen uns also darauf beschränken, zu erfahren, wie alt die betreffende Dame ist, ob ihre Familie und ihre religiöse Kaste jener des Bräutigams entspricht und wieviel Mitgift sie erhält. Nun haben wir die Tochter des Raja von Bhutsch als künftige Landesmutter ausersehen und im Mai findet die Vermählung statt."

„Was sagt denn Ihr Raja dazu?"

„Der Raja hat in solchen Dingen nichts zu sagen. Er muß warten und hoffen, daß er mit ihr glücklich ist. Von Angesicht zu Angesicht sehen kann er sie erst am Tage nach der Vermählung!"

Das unterste Stockwerk des Palastes enthält die Durbar- oder Versammlungshalle, ein prächtiger Raum, geschmückt mit lebensgroßen Porträten der früheren Fürsten. Findet bei Festlichkeiten ein Durbar, das heißt eine Versammlung der Großen des Reiches statt, so nimmt der Raja nicht auf einem Thron Platz, sondern setzt sich mit verschränkten Beinen auf eine rotsamtene, goldgestickte Matratze, die Gaddi, während die ersten Würdenträger ihm mit goldenen Pfauenwedeln Kühlung zufächeln. Die Matratze kann sich nicht jeder Raja nach seinem Belieben anschaffen, sie wurde zur Zeit der indischen Großmoguln verschiedenen Fürsten für besondere Verdienste verliehen, und in einem Lande, wo das Zeremoniell so hoch gehalten wird, wie in Indien, wachen die Fürsten und Edelleute eifersüchtig auf ihre altangestammten Privilegien. Ganz wie die Gesandten auf dem alten deutschen Reichstag in Frankfurt je nach ihrem Range beanspruchten, mit ihren Stühlen ganz oder wenigstens zum Teil auf dem Präsidententeppich zu sitzen, haben auch verschiedene Große in Rutlam ein ererbtes Recht,

während einer solennen Beratung mit verschiedenen Körperteilen auf der fürstlichen Matratze zu sitzen, oder sie doch wenigstens zu berühren. Solche Fragen sind wichtiger, als große Staatsfragen, aber glücklicherweise liegen diese in den Händen des Ministers, der als praktischer Parsi alles auf das beste regelt und die fürstlichen Revenuen auf eine ungewohnte Höhe gebracht hat.

Die Privaträume des Raja sind ganz wie in dem von mir bewohnten Palast in europäischem Stil eingerichtet, wie denn überhaupt viele junge indische Fürsten sich immer mehr der abendländischen Lebensweise zuwenden. Da sah ich auch bei dem großen Diner, das mir der Minister am Abend gab, und an welchem die Spitzen der Regierung teilnahmen, Speisen und Weine ganz nach europäischem Muster, Kaffee und Zigarren nachher. Draußen auf dem Vorplatz konzertierte das Musikkorps der Garde und spielte „Carmen" und „Lohengrin"! Ich wollte die Musiker nicht unbelohnt für ihre Leistungen von dannen ziehen lassen, und bat den Vakil, mir englisches Geld zu wechseln. Er gab mir dafür Münzen von Rutlam, welche nicht etwa den Kopf des Raja aufgeprägt haben, sondern den indischen Gott Hanuman, der die Gestalt eines langschwänzigen Affen hat. Auf das Diner bekamen also die Musiker einen Affen. Das kommt zuweilen auch in Europa vor.



33. Opium.

In China waren schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts weite Strecken mit Mohn bepflanzt. Als die englische Ostindienkompanie den reißenden Absatz kennen lernte, den Opium in China fand, wurde sofort der Mohnbau in Indien beschlossen und das Gift auf Schleichwegen nach China eingeführt. Vergeblich wetterte Lord Palmerston im englischen Parlament gegen diese systematische Vergiftung eines Volkes, vergeblich setzten sich humane Federn in

Tätigkeit, um den scheußlichen Opiumhandel an den Pranger zu stellen, vergeblich wurde von seiten Chinas die Einfuhr von englischem Opium verboten. Das Direktorium der ostindischen Gesellschaft antwortete: „Der Opiumhandel widerstrebt der Gesellschaft so sehr, daß sie schon aus Menschlichkeitsgefühl dem ganzen Opiumgenuß ein Ende bereiten würde, wenn sie könnte. Das ist aber eine Sache der Unmöglichkeit, denn Opium würde noch in anderen Ländern produziert, und ungeachtet ihres guten Willens in ganz dem gleichen Maße konsumiert werden, es bleibt ihr also nichts übrig, als ebenfalls Opium zu produzieren."

Wie aus offiziellen Quellen der damaligen Zeit hervorgeht, wurde der Opiumschmuggel durch die englische Regierung von Indien nicht nur unterstützt, sondern in jeder möglichen Weise gefördert. Unwillige Landleute wurden zum Anbau von Mohn durch Gewaltmittel gezwungen, um die Ausfuhr des wertvollen Produkts und damit die Einnahmen der Gesellschaft wie der Regierung zu erhöhen. Als die chinesischen Beamten sich der Landung der Opiumkisten in den chinesischen Häfen tätlich widersetzten, entblödete sich England damals nicht, den Chinesen den Krieg zu erklären, um die Einfuhr gewaltsam durchzusetzen, und es entstanden die sogenannten Opiumkriege zwischen den Vierziger- und Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts. England erreichte natürlich sein Ziel, und seither ist der Handel mit diesem völkerzerstörenden Gift eine der wichtigsten Einnahmequellen Indiens im Wert von vielen Millionen jährlich geworden! Im Jahre 1904 erreichte die Opiumausfuhr aus Indien hundertvierzig Millionen Mark, und Opium steht damit an der dritten Stelle der Produkte Indiens, nur noch von Baumwolle und Reis übertroffen! Ungefähr sechshunderttausend Morgen werden unter der Aufsicht der indischen Regierung dem Mohnbau gewidmet. Nun kann ein Morgen halbwegs brauchbaren Landes in Indien bequem einen Menschen ernähren. Würden diese sechshunderttausend Morgen mit Getreide bepflanzt, so hätten ebensoviele Menschen damit Nahrung und Auskommen. Es

sterben aber in Indien durchschnittlich in jedem Jahre sechshunderttausend Menschen den Hungertod! Und doch wird mit dem Anbau des Opiums zur Ausfuhr nach China fortgefahren, wo dieses Opium vielleicht noch zahlreichere Opfer auf diese oder jene Art fordert! Es ist also geradezu ein wissentlicher Massenmord in Indien wie in China einfach des Gewinnes wegen, um Millionen in die Kassen der englischen Regierung von Indien zu bringen, welche noch dazu das Monopol der Opiumerzeugung hat! Gordon Cumming sagt ganz richtig in dem Buche „On the Indian Plains“: „Ist es nicht jämmerlich, daß ungeachtet des unbeschreiblichen Elends, das teils durch den Gebrauch des Opiums, teils durch die immer wiederkehrenden Hungersnöte in Indien, welche großenteils durch die Opiumpflanzungen verursacht werden, das christliche England fortfährt, einfach aus schnöder Gewinnsucht diesen teuflischen Handel nach Kräften zu fördern? Sollte die Opiumkultur sich dem Landmann nicht mehr lohnen, so erhöht die Regierung einfach ihren Ankaufspreis des Produkts, nur damit der Landmann nicht etwa zum Anbau von Weizen, Reis oder Kartoffeln zurückkehrt und dadurch die Opiumproduktion verringert wird!“

Dennoch ist das in den letzten Jahren geschehen, ohne daß die indische Regierung dagegen etwas tun konnte. Der Anbau von Opium ist nämlich in China selbst in so außerordentlicher Weise gestiegen, daß für indisches Opium der Bedarf ganz bedeutend gesunken ist. Drei Viertel des ganzen Bedarfs wird bereits in China selbst erzeugt und ein Viertel von Indien und dem mohammedanischen Asien bezogen. Freilich ist chinesisches Opium bei weitem nicht so gut und unverfälscht wie das indische, das unter der direkten Aufsicht der Regierung hergestellt wird. Besonders Kalkuttaopium wird in China von den bemittelten Ständen mit Vorliebe begehrt, für den allgemeinen Gebrauch wird es dem chinesischen Opium beigemengt. Aber der Höhepunkt der indischen Opiumproduktion ist um die letzte Jahrhundertwende überschritten worden. Vor sechs Jahren belief sich die mit Opium bebaute Fläche in Indien auf sechshundertdreiundzwanzig-

tausend Morgen. Seither ist sie auf fünfhundertneunzig-, fünfhundertachtzig-, fünfhundertsechzigtausend Morgen gesunken. Vielleicht deshalb, um die Preise des indischen Opiums möglichst hochzuhalten, denn die ganze Produktion ist, wie gesagt, Monopol der indischen Regierung, die in der Regel wohl weiß, was sie tut.

Allerdings wird Opium auch in den unabhängigen Staaten Indiens, vor allem in jenen von Radschputana und Malwa gebaut. In Baroda, Rutlam, Indore u. s. w. bildet es sogar die Hauptproduktion dieser Staaten, doch auch dort unterliegt sie einer gewissen Kontrolle durch die englische Regierung. Da die Eingeborenenstaaten nicht an der Küste liegen, sondern rings von englischem Gebiet umgeben sind, können sie ohne Einverständnis der englischen Regierung keinen Artikel auf den Auslandmarkt bringen. Bis zum Jahre 1904 mußten sie an die Engländer als Durchgangszoll durch deren Gebiet die unerhörte Summe von achthundert Mark für jede Kiste Opium, das sind siebzig Kilo, bezahlen! Im Jahre 1904 wurde dieser Zoll sogar auf achthundertachtzig Mark erhöht, beläuft sich aber heute „nur" auf sechshundertachtzig Mark! Immerhin kommt ungefähr ein Drittel der ganzen indischen Opiumproduktion, nämlich zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend Kisten aus den Eingeborenenstaaten, zwei Drittel, ungefähr fünfzigtausend Kisten aus englischem Gebiet, vornehmlich aus dem Gangestal und Behar. In allen anderen Teilen des weiten Reiches ist der Opiumanbau, außer für den unbedeutenden lokalen Bedarf, verboten.

Das beste Opium wird rings um Benares gebaut, und in den Wintermonaten bieten die weiten wogenden Felder mit ihren roten oder weißen Blüten einen lieblichen Anblick. Wer Mohn pflanzen will, muß die Bewilligung der Behörden einholen, erhält dann einen Vorschuß, um die Felder richtig vorzubereiten, muß sich aber dafür verpflichten, die ganze Ernte zu einem von der Regierung festgesetzten Preise an die Opiumagenten abzuliefern. Diese senden das Opium wieder in die königlichen Fabriken in Patna und Ghazipur.

Der durchschnittliche Preis für rohes Opium, wie es von den Feldern kommt, beträgt acht Mark fünfzig Pfennig für das Kilo, und der Ertrag jedes Ackers ist durchschnittlich sieben bis acht Kilo. Dafür müssen sich die armen Hindus das ganze Jahr über plagen, denn die Mohnkultur erfordert viel Sorgfalt und Arbeit, unaufhörliches Jäten und Bewässern. Ist der Acker gehörig bestellt, so wird im November gesät. Im Februar und März verwandeln sich die grünen Felder in schneeiges Weiß oder brennendes Rot, und dann begibt sich die ganze Familie des Pflanzers gewöhnlich des Abends dorthin, um zu ernten.

Auch in den weiten Feldern des Gangestales erfolgt das Einsammeln des Opiums in ähnlicher Weise wie in Rutlam, nur ist die Aufsicht seitens der Regierungsorgane noch viel strenger. Jedes bißchen Opium muß an die Opiumagenten abgeliefert werden unter Androhung der strengsten Strafen. Vielfach versuchen die Bauern, den Ertrag ihrer Ernte durch Beimengung von Sand, Melasse, Lehm, Fruchtsäfte, ja selbst Kuhdünger zu vergrößern, und deshalb wird das abgelieferte Opium von den Agenten genau untersucht, bevor es in die großen Fabriken im Gangestal abgeliefert wird. Die größte befindet sich in Patna.

Schon auf der Fahrt von Kalkutta nach Benares bekam ich Gelegenheit, die Mengen großer irdener Krüge zu sehen, in welchen das Opium auf den einzelnen Stationen in den Eisenbahnzug verladen wurde, um nach Patna gebracht zu werden. Jeder der sorgfältig versiegelten Krüge faßt annähernd vierzig Kilo der kostbaren Masse, die das Aussehen und die Dichtigkeit von Pflaumenmus besitzt. Patna ist eine der größten Städte des Gangestals mit ungefähr zweihunderttausend Einwohnern. Ähnlich wie Benares zieht sich das bunte Häusermeer auf fünfzehn Kilometer den Südufern des heiligen Stromes entlang, besitzt aber mit Ausnahme eines riesigen Getreidespeichers, der sogenannten Golah, keinerlei Sehenswürdigkeiten. In den ausgedehnten Gebäuden der Opiumfabrik wird der Inhalt der Opiumkrüge zunächst durch erfahrene Sachverständige, die sogenannten

Purkhea, nach Konsistenz und Geschmack geprüft, dann durch Chemiker untersucht, und je nach dem Ergebnis wird der Bauer für seine Ernte bezahlt, ohne daß er dagegen Einspruch erheben kann.

Der Inhalt der Opiumtöpfe wird nun in große Kufen mit einem Fassungsraum von ungefähr achtzigtausend Kilo geleert, die Töpfe werden von nackten Kindern sorgfältig ausgekratzt und dann längs der Gangesufer zu großen Haufen zusammengeworfen, wo die Scherben eine kilometerlange Strecke bedecken. Ist das Opium in den Kufen gehörig gemischt, so wird es in kleinere Kufen von je zehntausend Kilo verteilt. Nun springt eine Anzahl nackter Hindus hinein und knetet das Opium durch beharrliches Treten, ähnlich wie in Italien und Spanien die Weinbeeren getreten werden. Nur ist die Arbeit hier viel anstrengender, denn die braune Masse hat die Dichtigkeit von Glaserkitt und bleibt so an den Füßen kleben, daß die Kulis sie kaum herausziehen könnten, würden sie sich nicht an herabhängenden Seilen festhalten.

Das Opium kommt nun unter die Hände von anderen Arbeitern, zweihundertfünfzig bis dreihundert an Zahl, die in langen Reihen auf dem Boden kauern, um in kleine Kuchen geformt zu werden. Eine sorgfältig abgewogene Menge Opium, ungefähr eine Handvoll, wird jedem überreicht. Der Arbeiter feuchtet seine Messingschale mit flüssigem Opiumsaft, der sogenannten Lewa, an, kleidet sie mit feinsten Mohnblättern aus und legt den Opiumkuchen hinein. Dann klebt er die Blätter so sorgfältig um diesen, daß keine Luft eindringen kann, und bearbeitet ihn mit den Händen, wie eine Köchin den Knödel, bis er vollständig rund ist. Jeder Kuchen hat einen Wert von vierzig bis fünfzig Mark.

Der nächsten Brigade von Arbeitern liegt die Verpackung der Opiumkuchen in Kisten von siebzig Kilo Gehalt ob, und diese werden nun in den riesigen Warenhäusern zu Bergen aufgestapelt, um im Herbst nach Kalkutta geschafft zu werden. Der Wert der in Patna lagernden Opiummengen erreicht zeitweilig achtzig bis hundert Millionen Mark.

Ähnlich wie in Patna erfolgt die Opiumverpackung in Ghazipur, ebenfalls am Ganges, halbwegs zwischen Patna und Benares gelegen. Ein Zwölftel der Produktion wird in Indien selbst verbraucht, die große Hauptmenge kommt aber zur Ausfuhr nach China. Dort bildet das Opium nächst Baumwollgarnen und Geweben den weitaus wichtigsten Einfuhrartikel im Wert von hundertzwanzig Millionen Mark, obschon vielleicht die dreifache Opiummenge im Lande selbst erzeugt wird. Der indischen Regierung kostet die Erzeugung einer Kiste Opium annähernd siebenhundert Mark, der Verkaufspreis beläuft sich aber auf etwa zweitausend Mark, und man kann daraus den ungeheuren Gewinn entnehmen, den die Regierung aus dem Verkauf von sechzigtausend Kisten zieht, zum Verderben vieler Millionen von Menschen! Wie in Indien, so wird auch in der Türkei, in Kleinasien, Persien und anderen Ländern des mohammedanischen Orients viel Opium gebaut. Kleinasien allein produziert ungefähr siebentausend „Couffen" zu sechzig Kilo; Persien führt Opium im Werte von fünf Millionen Mark aus, die Türkei im Werte von fünfzehn Millionen Mark, Rußland hat besonders im Azowschen Gebiet viele Tausende Hektare unter der Mohnkultur. Von dem Ertrage wird nur ein verschwindender Prozentsatz in der Pharmazie zum Besten der Menschheit verwendet, die große Masse dient zu ihrem Verderben.

34. Indische Soldateska.

Während seiner ganzen englischen Soldatenlaufbahn kann Tommy Atkins gewiß nicht glücklicher sein, als wenn sein Regiment Marschorder nach Indien erhält. In seiner Garnison in Aldershot oder sonstwo auf den Britischen Inseln ist er mit Exerzieren und Manövern geplagt, muß in seinen Kasernen Küchenmädchendienste verrichten, Stiefel und Uniformen putzen und wird von seinen Mit-

menschen, die nicht im roten Soldatenrocke stecken, scheel angesehen. In Indien ist er ein Sahib, ein Herr, steht turmhoch über der indischen Einwohnerschaft und hat seine Diener, die er ganz so herumkommandieren kann, wie es seine Offiziere in England mit ihm selbst tun. — Indien! Hindia! wie er in seinem Cockneydialekt sagt. Hindia! wo hätte er sonst in seinem armseligen Leben Gelegenheit bekommen, eine so schöne Reise zu machen, wie sie nur die feinen Leute mit großen Geldsäcken unternehmen können! Nun hat er von seinem in Tränen gebadeten Schätzchen Abschied genommen, und ein großer Transportdampfer führt ihn mit seinen Kameraden aus dem feuchten, kalten, nebligen England fort, wärmeren Klimaten zu. Er sieht Gibraltar, die Mittelmeerküsten, Malta, Port Said, schwitzt sich im Suezkanal zum ersten Male tüchtig aus, und kommt endlich nach kurzem Aufenthalt in der trockenen Bratpfanne Aden nach dem palmenbeschatteten Bombay.

In Bombay erfährt er zum ersten Male, was er, der dumme ungeschlachte Tommy Atkins, der Sohn irgend eines Fabrikarbeiters aus Sheffield oder irgend eines schottischen Bauern, seinem großen Vaterlande eigentlich wert ist. Ein Rennpferd, das im Derby den großen Preis bekommen hat, kann nicht mit mehr Sorgfalt behandelt werden als er. In diesem Zauberlande mit seiner schwarzen beturbanten Bevölkerung, mit seinen Palästen und tropischer Üppigkeit muß er sich wie ein verwunschener Prinz vorkommen. Er marschiert mit seinen Kameraden in eine Kaserne, die ihm auch wie ein Palast erscheinen muß, denn in den hohen, luftigen, von breiten schattigen Veranden umgebenen Räumen erwarten ihn schwarze Diener, die ihn „Sahib" titulieren und seine Kleider putzen. Legt er sich zu Bett, dann wird die Punka, ein großer Fächer, über ihm bewegt, um ihm Kühlung zuzufächeln, er hat in den ersten Tagen nichts zu tun, als spazieren zu gehen, zu essen und zu schlafen. Alles wird für ihn besorgt, als würde er einer Cookschen Touristengesellschaft angehören, die eine Vergnügungsreise durch Indien unternimmt. Ist Bombay besichtigt,

dann reist die militärische Gesellschaft ein paar Stunden weit auf der Eisenbahn landeinwärts in die Berge, und dort inmitten von Palmenhainen und Wäldern von riesigen, nie gesehenen Tropenbäumen wird wieder ein paar Tage halt gemacht, um den Soldaten an das heiße indische Klima zu gewöhnen. Dann erst wird die Fahrt nach seiner neuen Garnison angetreten, nach dem schönen Puna oder Meerut, nach Cawnpur oder Lucknow oder Haidarabad, bequem, nicht zu rasch, nicht zu anstrengend, und auf dem Wege lernt er das märchenhafte Hindostan, das schönste Land der Erde, in einzelnen Teilen kennen. In Tommys Entzücken mischt sich nur die Furcht, mit seinem Eintreffen in der neuen Garnison würde der schöne Traum ein Ende erreichen. Er sieht zwischen den herrlichen Berglandschaften auch weite, glühende, vertrocknete Ebenen mit elenden Hindudörfern oder übervölkerten Städten und malt sich seine neue Kaserne ähnlich aus, wie er sie zu Hause im „dear old country“ bewohnt hat. Der Zug erreicht den Bestimmungsort, etwa Benares, diese Zauberstadt mit ihren tausend Tempeln, fährt aber noch um eine Station weiter, nach dem Kantonement. Statt der elenden Häuser in dichtgedrängten, staubigen Straßen sieht Tommy einen weiten schattigen Park, wie ihn im old country die Mylords auf ihren Landsitzen haben. Zwischen den hohen dichten Bäumen versteckt erheben sich hübsche luftige Villen, Bungalows werden sie Tommy genannt, mit breiten Veranden und Rasenflächen ringsum, in der Mitte zwischen ihnen ein Klubhaus und eine Messe — wohl Offizierswohnungen, denkt er sich. Zu seinem Erstaunen wird ihm zusammen mit einigen seiner Kameraden ein solches Bungalow als seine neue Wohnung angewiesen, und solange er hier weilt, gewöhnlich zwei Jahre, lebt er wie ein Gentleman. Je drei Tommys zusammen erhalten einen indischen Kuli angewiesen, der ihnen Stiefel und Uniformen putzt und alle nötigen kleinen Dienste besorgt. Wohnräume scheuern, den Kasernenhof kehren, Fenster putzen, kochen und Geschirr waschen liegt hier eigenen Barrack-Kulis ob. Über jedem Bett hängt die Punka, und begeben sich die Herren Soldaten,

die „Tommy Sahibs“, zur Ruhe, dann steht draußen vor der Türe ein Hindu, der Punkawallah, der, an einer Schnur ziehend, diesen Hängefächer in Schwingung versetzt und so den süß Träumenden Kühlung zufächelt. Will Tommy sich zerstreuen, dann steht ihm eine reichhaltige Bibliothek und ein luftiger Lesesaal mit den neuesten Zeitungen und Monatsschriften Englands zur Verfügung. Ist er sportslustig, dann kann er mit seinen Kameraden Kegel schieben, Lawn-Tennis oder Fußball spielen; regnet es draußen, dann stehen ihm Billards, Schach u. dergl. zur Verfügung, ohne daß er dafür auch nur einen Penny auszugeben hätte. Nur das Bier und andere Getränke muß er sich selbst kaufen, es wird ihm aber in der Kantine zu ebenso billigem Preise verabreicht wie zu Hause. Zeitweilig werden Theater und Bälle veranstaltet, wozu ein eigener Theatersaal vorhanden ist, und selbst die Offiziere, die sich in home country so zugeknöpft und unnahbar zeigen, nehmen in Gesellschaft der Soldaten daran teil. Das Tischlein-deck-dich im Speisesaal ist zu den festgesetzten Tagesstunden immer bereit, und für seine persönlichen Auslagen erhält Tommy noch täglich eine Mark! Um in seinem irdischen Schlaraffenleben den Dienst nicht ganz vergessen zu machen, muß Tommy Morgens von sechs bis halb acht Uhr und Abends von fünf bis halb sieben Uhr ein bißchen exerzieren. Sonntag und Donnerstag hat er ganz frei, und will er einige Tage Urlaub, um im Dschungel auf die Jagd zu gehen, so wird ihm diese Freiheit ohne viele Umstände gewährt. Ist er Kavallerist, dann hat er noch einen eigenen Stallkuli, der ihm das Pferd besorgt, kurz, er ist in Indien ein ebenso großer Gentleman wie zu Hause sein Offizier.

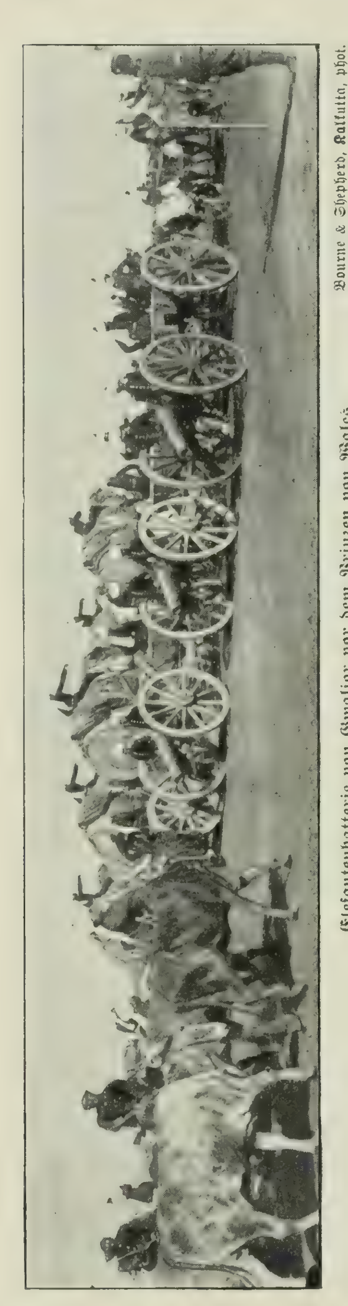
Nach zweijährigem Aufenthalt in seiner Garnison, dem Kantonement, macht er mit seiner ganzen Truppe eine größere Vergnügungsreise auf Staatskosten in die Sommerfrische, gewöhnlich nach dem Himalaya, wo er in Dardschiling oder Simla sechs Monate lang bleibt, ohne viel mehr Dienst zu tun als in der Garnison. Dann kehrt er wieder in diese zurück, und nach Ablauf weiterer fünf oder sechs Jahre

schüttelt er den indischen Staub von seinen Füßen, um nach dem old country England zurückbefördert zu werden.

Der deutsche, an die heimischen Militärverhältnisse gewöhnte Leser wird sich über das Leben der britischen Soldaten in Indien nicht wenig wundern. Es ist aber durch das heiße, mörderische Klima bedingt, das schwere Arbeit für den Europäer vollkommen unmöglich macht. Welche Kosten der Unterhalt von siebzigtausend Mann in Indien verursacht, kann man sich vorstellen. Das Jahresbudget der indischen Militärmacht einschließlich der hundertfünfzigtausend Mann eingeborener Truppen, die aber unverhältnismäßig weniger kosten, erreicht vierhundert Millionen Mark. Es entfallen also auf den Mann viertausend Mark, selbst wenn die Freiwilligenkorps miteingerechnet werden!

Die Truppen sind in drei Kommandos eingeteilt, das Nordkommando und das Westkommando mit je drei Divisionen, das Ostkommando mit zwei Divisionen. Dazu kommen noch je eine Division im Staate Haidarabad und in Birma. Im ganzen garnisonieren in Indien an britischen Truppen einundfünfzig Bataillone Infanterie, das Bataillon mit ungefähr dreißig Offizieren und tausend Mann gerechnet, ferner neun Kavallerieregimenter mit je dreißig Offizieren und sechshundert Mann, und sechsundfünfzig Batterien, von denen nur die Feldbatterien Pferdebespannung besitzen; die schweren Batterien sind mit je zweihundertzweiundsechzig Ochsen und zwölf Elefanten bespannt.

Die eingeborenen Truppen stehen an Kampfwert natürlich weit unter den britischen. Sie werden überall, wo man eben Rekruten braucht, durch die Werbetrommel angeworben. Ein Sergeant mit zwei Begleitern wandert durch die Dörfer, und das große Elend, das in vielen Distrikten herrscht, die Verlockung, schöne Uniform zu tragen, sowie die Aussicht, während der zwölfjährigen Dienstzeit von allen Nahrungssorgen befreit zu sein, läßt die jungen Leute alle Familien- und Kastenrücksichten vergessen. Von den Kasten erkennen die Eng-

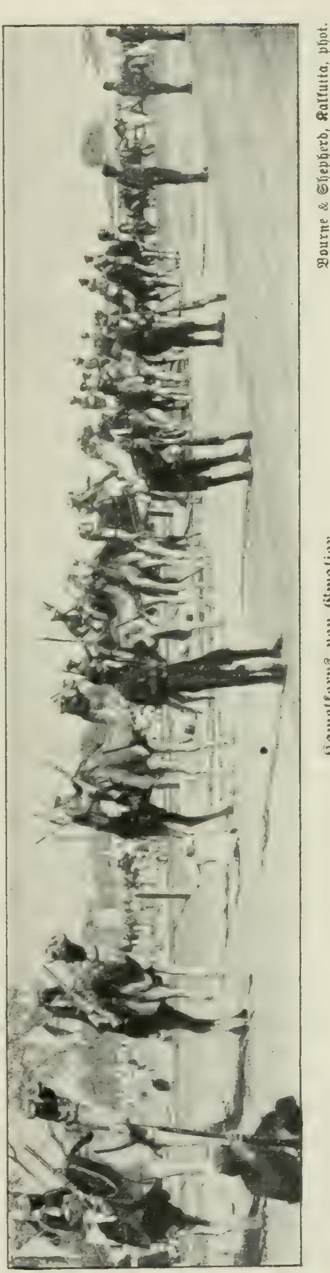


Elefantenbatterie von Gwalior vor dem Prinzen von Wales.

Bourne & Shepherd, Kalkutta, phot.

länder nur die große Hauptkaste der Brahmanen an, und die Brahmanen werden in eigene Regimenter zusammengetan. Vor seinen Landsleuten verliert jeder Hindu seine Kaste von dem Augenblicke an, wo er den Soldatenrock anzieht. Er wird von den Mitgliedern seiner Kaste ausgestoßen und nie wieder in diese noch irgend eine andere aufgenommen. Das Opfer ist in Anbetracht der strengen Kastengesetze also ein sehr großes. Die Rekruten werden zunächst vom Arzte untersucht; den tauglichen werden in Gegenwart des Regimentskommandanten die Kriegsartikel vorgelesen, und dann dienen sie sechs Monate lang auf Probe. Während dieser Zeit tragen sie noch keine Uniform, doch erhalten sie ein paar Stiefel, um sich an dieses ihnen fremde und unbequeme Kleidungsstück zu gewöhnen. Ihren Lebensunterhalt müssen sie sich von den acht Rupien, ungefähr elf Mark, bestreiten, die sie monatlich bekommen. Erst wenn das Probehalbjahr gut abgelaufen ist, werden sie in Uniformen gesteckt, die sie von ihrem Monatslohn, der nun fünfzehn Mark beträgt, in Raten selbst bezahlen müssen. Der Rest muß für ihren Lebensunterhalt

genügen. Für europäische Verhältnisse scheint dies unmöglich, der indische Soldat kann sich aber davon noch Geld ersparen. Er kauft für fünf Mark einen Zentner Reis der schlechtesten Sorte, dann für eine Mark Curry, Pfeffer und Holz, und damit hat er für einen ganzen Monat zu essen. Nach Fleisch, das ihm auch seine Religion verbietet, hat er kein Bedürfnis.



Bourne & Shepherd, Kalkutta, phot.

Kamelkorps von Gwalior.

Die indischen Soldaten leben nicht in Kasernen, sondern in kleinen niedrigen Lehmhütten ohne Fenster, die nur einen Wohnraum von drei bis vier Meter im Geviert besitzen. Dazu bekommen sie jährlich zwei wollene Decken und vielleicht eine Palmenmatte als Schlafstelle. Möbel bedürfen sie keine. Jede solche Lehmhütte beherbergt sechs Mann. Ist ein Soldat verheiratet, so erhält er eine Hütte für sich und seine Familie. Dies ist sogar bei der Mehrzahl der Soldaten der Fall, denn die Indier heiraten früh, häufig schon im Alter von sechs oder sieben Jahren! Nun lassen sie ihre Frau, vielleicht auch Mutter und Schwiegermutter nachkommen, kaufen sich Hühner, Ziegen oder gar Kühe, denn das ist ihnen keineswegs verwehrt, und da es natür-

lich an Stallungen fehlt, so leben sie ganz en famille mit ihrer zwei- und vierbeinigen Haushaltung in ihren Lehmhütten. Wie es in diesen bald aussehen müßte, kann man sich bei dem Mangel an Reinlichkeitssinn leicht vorstellen, und so werden denn auf Regimentsunkosten eigene „Meeders", d. h. Kehrer bestellt, welche täglich zweimal die Soldatenquartiere ausfegen müssen.

Mit Ausnahme von Sonntag und Donnerstag ist täglich von sechs bis acht Uhr Morgens und von eins bis fünf Nachmittags Exerzieren. Dazu kommt der Wachtdienst, mit dem es aber nicht sehr stramm genommen wird. Der Soldat meldet sich einfach krank, der Assistenzarzt, eigentlich nur ein schwarzer oder halbschwarzer Krankenwärter nimmt ihn ins Spital, verschreibt ihm das gewöhnliche Medikament, Chinin, und der Kranke faulenzt sich aus. Das Offizierkorps bei den indischen Regimentern, die auf dem Papier eine Stärke von je achthundertfünfzig Mann besitzen, ist zum größeren Teile schwarz. Der Oberst, Oberstleutnant und zehn andere Offiziere sind Engländer, der Rest, sechzehn Offiziere, sind Indier. Sie rekrutieren sich vornehmlich aus Soldatensöhnen, echten Kindern des Regiments, in dem sie dienen. Mit acht Jahren tragen sie schon die Uniform und werden in die Schule geschickt, um vor allem Englisch zu lernen. Mit zwölf Jahren sind sie Kadetten, mit vierzehn oder sechzehn Unteroffiziere und avancieren im neunzehnten oder zwanzigsten Jahre zum Leutnant. In ihrer Offizierslaufbahn können sie es bis höchstens zum Major bringen und erhalten dann eine Gage von ungefähr dreiundneunzig Mark. Von den englischen Offizieren des Regiments werden sie nicht als Kameraden angesehen, auch nicht in den Klub zugelassen.

Die Dienstzeit des Soldaten ist zwölf Jahre, doch wird es europäische Leser sonderbar berühren, zu erfahren, daß er zu jeder Zeit aus dem Militärdienst austreten kann, wenn er einen triftigen Grund vorbringt, und, wie es bei uns die Dienstmädchen tun, vorher kündigt! Wird ihm der Abschied nicht bewilligt, so kann er doch ohne viel Mühe zum gewünschten Ziele gelangen. Er braucht nur zu stehlen, und das

fällt den Indiern nicht besonders schwer. Dafür bekommt er entweder fünfundzwanzig Hiebe aufgemessen, oder er muß eine Zeitlang sitzen. Dann stiehlt er ein zweites Mal und wird nun nach Abbüßen der gebührenden Strafe fortgejagt. Die indische Eingeborenenarmee zählt augenblicklich hundertsiebenunddreißig Infanterieregimenter zu je acht Kompanien von hundertzwanzig Mann, vierzig Kavallerieregimenter von je sechshundert Mann und zehn Batterien Artillerie. Dazu kommen noch die Kontingente der eingeborenen Fürsten mit zusammen fünfzehntausend Mann und die in letzter Zeit organisierten Freiwilligenkorps, aus Weißen und Europäern bestehend, mit ungefähr zweiunddreißigtausend Mann. Eingeborene werden unter diese „Volunteers" nicht zugelassen. Die Freiwilligen erhalten Waffen und Uniformen geliefert und sind verpflichtet, wöchentlich mindestens zwei Stunden militärische Übungen und jährlich einmal ein größeres Manöver mitzumachen. Paßt ihnen das Soldatenspielen nicht mehr, dann können sie zu jeder Zeit austreten.

Bei diesen Verhältnissen braucht es wohl nicht gesagt zu werden, daß sich England im Ernstfalle hauptsächlich nur auf seine eigenen englischen Truppen wirklich verlassen kann. Wie weit es mit den halbschwarzen Freiwilligen her ist, haben sie schon bei der Erhebung der indischen Truppen im Jahre 1857, dem historischen Sepoyaufstand, gezeigt, wo sie in Cawnpur einfach davongelaufen sind. Ob die indischen Truppen heute im Ernstfall sich England gegenüber loyal verhalten würden, kann niemand sagen. Gegen einen europäischen Feind sind sie nicht zu verwenden, mit Ausnahme der aus den kriegerischen Sikhs, den Belutschen, Gurkhas und Pathans bestehenden Regimenter. Die Engländer scheinen ihren indischen Truppen auch im Frieden nicht zu trauen. In den Kantonements sind neben indischen stets mindestens halb so viele englische Truppen untergebracht, und die Befehlshaber sind stets auf ihrer Hut. Die letzteren stehen vor einer der schwierigsten Aufgaben, wenn nicht der schwierigsten, die sich Europäern in fremden Weltteilen darbieten, nämlich mit siebzigtausend

zuverlässigen Soldaten ein nahezu fünf Millionen Quadratkilometer großes, von dreihundert Millionen Menschen bewohntes Land der englischen Herrschaft zu erhalten. Es entfällt also ein Soldat auf siebzig Quadratkilometer und viertausenddreihundert Menschen! Die Ruhe und das Wohlleben der Truppen in ihren, überall einige Kilometer außerhalb der Städte gelegenen Kantonements sind also nur scheinbar. In Wirklichkeit sind sie in steter Kriegsbereitschaft, alle Augenblicke bereit, unter die Waffen zu treten, um Aufstände nicht um sich greifen zu lassen und schon im Keime zu ersticken. Käme der Ball einmal ins Rollen, wie es bei dem großen Aufstand im Jahre 1857 der Fall war, dann würden die Aussichten zu seiner Niederwerfung mit jeder Stunde geringer. Der englische General in Indien muß mit den eigenartigen verwickelten Verhältnissen dieses großen, von den verschiedensten Rassen und Völkern bewohnten, zum Teil noch von den angestammten Fürsten beherrschten Landes auf das genaueste vertraut sein, er muß die sozialen Gegensätze, religiösen Vorurteile und Lebensverhältnisse der Bevölkerung kennen. Er hat allen möglichen Klimaten Rechnung zu tragen, große Entfernungen zu überwinden, wobei der Truppenbewegung noch der Mangel an Eisenbahnen und Rollmaterial im Wege steht. Dazu kommt noch der ungeheure Troß der Nichtkombattanten. Kein Heer hat so große Bedürfnisse in dieser Hinsicht wie das angloindische. Im Feldzug gegen die Afridis im Jahre 1898 waren beispielsweise nicht weniger als achtzigtausend Lastträger erforderlich! Der Befehlshaber hat alle möglichen Tiere, Pferde, Esel, Maultiere, Büffel, Kamele, Elefanten, Zebus, Yaks für die Transporte zu verwenden, er muß wissen, wo und wie die erforderliche Zahl aufzutreiben ist, um Bewegungsfreiheit zu erhalten. Es gehört also wirkliches Feldherrntalent dazu, die indischen Truppen mit Erfolg zu befehligen, und in der Tat sendet England nur seine besten Generale hinaus. Wellington, Roberts und Kitchener bilden den Beweis dafür.

35. Beim Gaikaur von Baroda.

Ein interessanter Besuch stand mir bevor, der von Baroda, der Hauptstadt eines der größten Eingeborenenstaaten des indischen Reiches. Interessant nicht etwa in dem Sinne, wie die Hauptstädte und Fürstenhöfe von Radschputana und Bundelkhand, wo ich mich wie auf einem anderen Planeten befand, so eigenartig, so phantastisch und glänzend hatte mir sich dort das ganze Leben und Treiben gezeigt. In Baroda indessen regiert augenblicklich ein Herr, der sich mit Leib und Seele der abendländischen Kultur ergeben zu haben scheint. Deshalb bestieg ich mit hohen Erwartungen den Zug, der mich von dem uralten, an geschichtlichen Ereignissen so reichen Tschitor nach dem modernen Baroda bringen sollte. Ein moderner Maharaja! Es gibt ihrer nicht viele in Indien, trotz allen Anstrengungen seitens der englischen Regierung, der natürlich viel daran gelegen ist, Fürsten und Volk auf die Höhe von Cheapside oder Oxford Street emporzuziehen. Sie weiß, mit welcher Verehrung und Unterwürfigkeit das Volk dem Fürsten ergeben ist, und trachtet daher, zuerst die Fürsten zwischen ihre Samtpfötchen zu bekommen.

Der modernste aller Großfürsten Indiens ist unzweifelhaft der Maharaja von Kutsch-Behar, einem kleinen Staate in der Nähe von Assam zwischen Dardschiling und dem Brahmaputrastrom. Er war lange Zeit in London, wurde von der Königin zum Ehrenadjutanten des Prinzen von Wales ernannt, ja er schien sonderbarerweise auf diese Adjutantenstelle stolzer als auf seine Würde als einer der Souveräne des indischen Volkes und Regent eines Reiches! An diesem sonderbaren Maharaja kann man erkennen, wohin die englische Politik Indien bringen will.

Nächst diesem Maharaja im Osten Indiens steht in Bezug auf englische Übertünchung zunächst der Gaikaur von Baroda im Westen Indiens. „Kommen Sie morgen,“ hatte mir der dortige englische

Gesandte geschrieben, „wir sind für morgen abend beim Maharaja zu Tisch geladen.“ Aber die elende Verwaltung der Bombay-Baroda-Eisenbahn brachte mich um die Gelegenheit, in diesem Lande der schlechten Küche ein gutes Diner einzunehmen und dabei den berühmten Gaikaur von Baroda kennen zu lernen. Mein Gepäck war irgendwo auf einer Station liegen geblieben, und ich konnte erst mit dem folgenden Zuge weiter. Am späten Abend traf ich in Baroda ein, erwartet von dem Vakil (indischen Sekretär) des Residenten. Als ich in einem Wagen des letzteren zur Residenz fuhr, war ich überrascht von dem guten Zustande der Straßen, den hellen elektrischen Lichtern, die den Platz vor dem schönen Bahnhofe erleuchteten, und der Ordnung, die überall herrschte. In der Residenz wurde mir ein geräumiges Zimmer angewiesen, und einer der mir zugeteilten Diener übergab mir einen Brief des Gesandten. „Wir kommen wahrscheinlich erst nach Mitternacht vom Hofe zurück. Das wird Ihnen nach der langen Reise zu spät sein. Morgen früh acht Uhr ist große Parade der Truppen von Baroda. Seien Sie früh bereit. Gute Nacht.“

Früh war ich nicht bereit, aber ich sah doch noch das Defilieren der Armee Seiner Hoheit von Baroda. Die Fürsten dieses Staates haben immer noble Passionen gehabt. Dem Vorgänger des regierenden Herrn machte es Spaß, großkalibrige Kanonen aus reinem Golde, mit goldenen Rohren, Rädern und Lafetten anzuschaffen; dessen Vorgänger war berühmt wegen der großartigen Festlichkeiten, die er veranstaltete. Der jetzige Gaikaur spielt gern Soldat. Rings umgeben von Engländern, hat er wohl niemals Gelegenheit, auch nur eine Kompanie im Ernstfall zu verwenden, aber er unterhält doch zu seinem Vergnügen aus eigenen Mitteln eine Armee von etwa fünfzehntausend Mann. Sie kosten ihm jährlich zehn Millionen Mark. Ein anderer, so moderner Staatenlenker, der über jährliche Einnahmen von zwanzig Millionen Mark verfügt, würde wahrscheinlich Rennpferde halten oder eine Operntruppe mit Ballett u. dergl. Der Gaikaur beschränkt sich indessen auf seine Soldaten, und ich muß sagen, sie machen

ihm alle Ehre: durchaus riesige Männer, angeworben aus allen Gegenden Indiens, besonders unter den baumlangen Sikhs, in funkelnagelneuen Uniformen und mit modernsten Waffen. Europäische Offiziere haben diese Truppen in ausgezeichneter Weise gedrillt, so daß sie anerkanntermaßen in der Präzision ihrer Bewegungen die englischen Truppen übertreffen. Kleidung und Ausrüstung sind nach englischem Muster, nur viel farbenreicher. Monumentale Turbane lassen die Soldaten noch viel größer erscheinen, als sie wirklich sind. Die Reiter tragen pittoreske Uniformen nach dem Schnitt der alten Husaren von 1812, mit buntgestickter Säbeltasche an der Seite, dabei aber den unvermeidlichen Turban auf den ernsten, langbärtigen Köpfen. Wie es bei Söldnerheeren eben zu gehen pflegt, gibt es unter den Soldaten auch Männer von fünfzig und sechzig Jahren. An der Spitze einer Reiterabteilung ritt ein Leutnant mit schneeweißem Haar und Bart, der wohl noch älter sein mochte. Am interessantesten ist die Artillerie von Baroda, augenscheinlich die Lieblingswaffe des Fürsten. Fünf Batterien modernster Hinterlader, bedient von prächtigen Leuten, jede Kanone bespannt mit sechs riesigen, schneeweißen Stieren! Baroda



Der Gaikaur von Baroda.

Sayaji Rao Gaekwar

(Eigenhändige Unterschrift)

ist in ganz Indien seiner großen, schönen Rinder wegen bekannt. Natürlich sorgt der Gaikaur dafür, daß die schönsten und größten Exemplare für sein Militär geliefert werden, und diese Prachttiere würden auf unseren Ausstellungen gewiß die ersten Preise erhalten. Riesige Hörner sitzen auf ihren Köpfen, und es ist nur erstaunlich, daß sie damit untereinander und bei den Mannschaften nicht mehr Unheil anrichten als die Kanonen selbst. Dabei traben und galoppieren sie auf Befehl und zeigen eine Gelenkigkeit, die man so unförmigen Tieren kaum zumuten würde.

Während ich von meinem Wagen aus die vorbeimarschierenden Truppen photographierte, sah ich auf der breiten Straße eine Staubwolke, die immer näher kam — eine glänzende Kavalkade von Reitern, wie man sie sonst wohl nur selten zu sehen bekommt, in fremdartigen Uniformen, mit eigentümlichen Lanzen, Schwertern, Dolchen, mit bunten Fahnen und Standarten — an die Ritter aus den Kreuzzügen erinnernd, wie sie Gustav Doré auf seinen phantasievollen Bildern gemalt hat. Eine Kavalkade wie aus dem längst vergangenen Mittelalter hervorgezaubert, und hinter ihr kam eine moderne Equipage einhergefahren, mit einem kleinen dicken Männchen, einen tellerförmigen Turban auf dem Kopfe, einen weißen Kaftan am Leibe. Der Gaikaur! Kommandoworte ertönten von Glied zu Glied, Waffen rasselten, der Schritt der Truppen wurde strammer; das Männchen erwiderte meinen Gruß durch eine vertrauliche Handbewegung. Hinter ihm kamen ein paar Equipagen mit Prinzen und Ministern, und den Zug beschlossen wieder mittelalterliche Ritter. Es war noch früh, und ich benützte die Zeit bis zum Lunch in der Residenz zu einer Rundfahrt durch die Stadt. Zwei breite Straßen kreuzen sich im Mittelpunkt, und dort erhebt sich ein seltsamer Bau im persisch-indischen Stil, eine Art Pagode, die anscheinend als Polizeistation dient. Ringsum ist der Hauptmarkt der an hundertzwanzigtausend Einwohner zählenden Stadt. Nach dem regen malerischen Leben, das in ihren Straßen herrscht, würde man ihr mehr geben. Stellenweise erheben sich mehrstöckige

Gebäude mit Erkern und Pavillonen, Balkonen und Terrassen, manche ganz mit kunstvollen Holzschnitzereien bedeckt, die Paläste der Edelleute, Minister, Generale, reichen Kaufleute und Bankiers. Zahlreiche Bauten sind ganz aus dem harten kostbaren Teakholz hergestellt, alle aber fesseln durch ihre eigentümliche Bauart, die bunten Basare im unteren Stockwerk, und die ebenso bunten Menschen, die einander dort drängen. Zweigt man von den paar schönen breiten und reinlichen Hauptstraßen — eine Seltenheit in Indien — ab, dann gelangt man in ein unregelmäßiges Gewirre enger, schmutziger, ärmlicher Gäßchen, die noch eines indischen Haußmann harren, wo aber das Leben ebenso interessant ist, wie rings um den Marktplatz. Beim Lunch sagte mir der Gesandte, er hätte den Maharaja für denselben Abend zum Diner geladen. Der Fürst würde überdies am Nachmittag zu einer Lawn-Tennis-Partie in die Residenz kommen, und dabei hätte ich die beste Gelegenheit, ihn kennen zu lernen.

Noch saßen wir unter den schattigen, riesigen Tamarindenbäumen und Kasuarinen beim Kaffee, da trafen schon die Geladenen ein — durchweg Europäer, sechs Damen, ebensoviele Herren. Das ist die ganze europäische Gesellschaft von Baroda, der Gesandtschaftsarzt mit seiner Frau, der Sekretär, ein Missionar mit seiner Frau, ein paar Regierungsbeamte und eine englische Miß, welche als Vorleserin bei der Fürstin angestellt ist. Als moderner Fürst befolgt der Gaikaur nämlich strikte die abendländischen Ehegesetze und hat nur eine Gemahlin.

Alsbald wurde mit dem Spiel begonnen. Während wir unsere Bälle machten, traf unbemerkt von uns der Gaikaur ein, im englischen Lawn-Tennis-Anzug, aber doch mit dem Tellerturban auf dem Kopfe. „Hallo, Maharaja!“ begrüßte ihn der Resident und drückte in freundschaftlich kollegialer Weise seine Hand, beinahe herablassend, so daß ich in Zweifel kam, wer von beiden eigentlich der Herr im Staate war, der englische Resident oder der indische Fürst. Ich wurde vorgestellt, aber das Spiel wurde gleich darauf fortgesetzt, und die Engländer behandelten dabei den Souverän, diesen Herrscher über ein Reich so groß

wie die Rheinprovinz und mit einer Bevölkerung von zweieinhalb Millionen Seelen, wie etwa einen englischen Kapitän. „Hier, Maharaja!" und „Maharaja, Sie spielen!", „Guter Wurf, Maharaja!", so ging es in einem fort, und Seine Hoheit nahm diese Behandlung gutmütig hin. Ob er sich nicht doch vielleicht grün und gelb darüber ärgern mochte? Aber er ist ein kluger Mann, der wohl weiß, daß er seinen Thron ausschließlich den Engländern verdankt. Es ist eine eigentümliche Geschichte, die deutlich zeigt, wie die Briten in Indien mit ihren schwachen Kräften zu herrschen verstehen, und auch so mächtige Reiche wie das des Gaikaurs unter ihre Krallen bringen konnten.

„Warum Gaikaur?" wird der Leser fragen. Woher dieser Name? Auf Englisch Guikowar geschrieben, bedeutet er im Hindostanischen so viel wie Viehhüter; für ein Fürstengeschlecht nicht sehr schmeichelhaft, und doch sind die Fürsten dieser Marathenfamilie stolz darauf. Sie stammen nämlich von einem solchen Viehhüter namens Pilladschi ab, der sich zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts als einfacher Soldat der Armee seiner Herren, der Peischwas, anschloß, um gegen den mohammedanischen Großmogul Aurangzeb in Delhi zu ziehen. Durch seine Tapferkeit brachte er es bald zum General, und wie andere seinesgleichen, die Holkar in Indore und die Scindia in Gwalior, kündigte er seinen Fürsten den Gehorsam und eroberte mit seinen Heerscharen das heutige Gebiet von Baroda. Um seine Kassen zu füllen, durchzog er plündernd das westliche Radschputana, und viel von den ungeheuren Schätzen an Juwelen und Geschmeiden des heutigen Fürsten stammt von diesen Raubzügen. Die tapferen, wilden, beutesüchtigen Araber seines Gefolges, denen er seinen Thron und Reichtum verdankte, waren mit den friedlichen Bestrebungen seiner Nachfolger nicht einverstanden. Sie wollten neue Eroberungszüge durch das reiche Land unternehmen, und als sich der damalige Regent ihrem Begehren widersetzte, revoltierten sie und machten ihn in seinem eigenen Palast zum Gefangenen. Dem armen Maharaja blieb in seiner Not nichts übrig, als die Ostindische Kompanie um Hilfe zu bitten. Die englischen

Truppen der Kompanie kamen, schlugen die Araber und befreiten den Gaikaur. Aber unter dem Vorwand, weitere Revolten hintanzuhalten, setzten sie sich in der Nähe der Hauptstadt Baroda fest und waren seither natürlich nicht mehr wegzubringen.

In den Sechzigerjahren regierte in Baroda Kande Rao, einer der größten und launenhaftesten Despoten, die wohl jemals auf einem indischen Fürstenthron gesessen haben. Seine Einnahmen beliefen sich auf drei Kror Rupien, d. h. fünfundsechzig Millionen Mark im Jahre, aber seine Verschwendung war derart, daß er an manchen Tagen allein Millionen vergeudete. Noch leben in Baroda viele Leute, welche die fabelhaften Festlichkeiten, Jagdzüge, Elefanten-, Tiger-, Rhinozeroskämpfe, Bajaderenvorstellungen u. s. w. mitgemacht haben, und aus dem Munde dieser Augenzeugen erfuhr ich Einzelheiten, die ich für nichts weiter als orientalische Märchen hielt, bis sie mir von den offiziellen englischen Persönlichkeiten in Baroda bestätigt wurden. Kande Rao war es, der die Vermählung eines Taubenpaares an seinem Hofe mit Festlichkeiten feiern ließ, die an einem einzigen Tage zwei Millionen Mark verschlungen haben! Der französische Reisende Louis Rousselet war Zeuge dieser Feste und schildert sie in seinem Buche L'Inde des Rajahs. Er war ein leidenschaftlicher Verehrer aller Tier- und Gladiatorenkämpfe und nahm zeitweilig in jeder Woche selbst daran teil, wobei er darauf bestand, daß sein Gegner ernstlich mit den Fäusten auf ihn losschlug. Tat er es nicht, dann ließ er ihn mitunter auf die



Die goldenen und silbernen Kanonen von Baroda.

grausamste Art töten. Ein Gladiatorenfest folgte auf das andere, und die Sieger wurden mit den kostbarsten Geschenken belohnt. Noch heute finden in Baroda Elefanten-, Tiger-, Wildschweinkämpfe statt, und man zeigte mir in der Nähe des Palastes die Plätze, wo diese stets von vielen Tausenden besuchten Kämpfe stattfinden, ebenso wie die Stallungen, in denen die Kampftiere, darunter allein über fünfzig Elefanten, Dutzende von Tigern und Leoparden, gehalten werden. Die Gladiatorenkämpfe indessen, bei welchen die nackten Riesen aufeinander mit eisernen Totschlägern losschlugen, haben aufgehört. Bei einem solchen Zweikampfe, dem Kande Rao beiwohnte, war der eine Kämpfer gestürzt und bat um Gnade. Der ebenfalls blutüberströmte Sieger wandte sich gegen den Fürsten, um dessen Befehle zu empfangen. Kande Rao schrie ihm zu: „Maró, Maró — Schlag ihn nur, schlag ihn!" und der Sieger mußte nun mit seinem Mordwerkzeug auf den in seinem Blute Daliegenden losschlagen, bis er kein Lebenszeichen mehr von sich gab. Als Lohn erhielt der Sieger vom Fürsten ein kostbares Halsband aus echten Perlen und achtzigtausend Mark Bargeld! Einmal fiel die Laune des Fürsten auf die Tauben. Seine Agenten mußten im ganzen Lande die verschiedensten Tauben aufkaufen, bis Kande Rao in seinem Palaste deren sechzigtausend besaß! Mit diesen verbrachte er seine Vormittage, bis er ihrer überdrüssig wurde. Dann kamen die reizenden Bul-Bul, diese indischen Nachtigallen an die Reihe. Während eines Monates machte es dem Gaikaur Spaß, ihnen allerhand Kunststückchen beizubringen. Eines Tages kam ihm der Einfall, eine große Schlacht zwischen ihnen zu arrangieren. Fünfhundert dieser schönen Vögel zogen aufeinander los wie Hähne, viele wurden dabei getötet, den Rest ließ der Gaikaur fliegen.

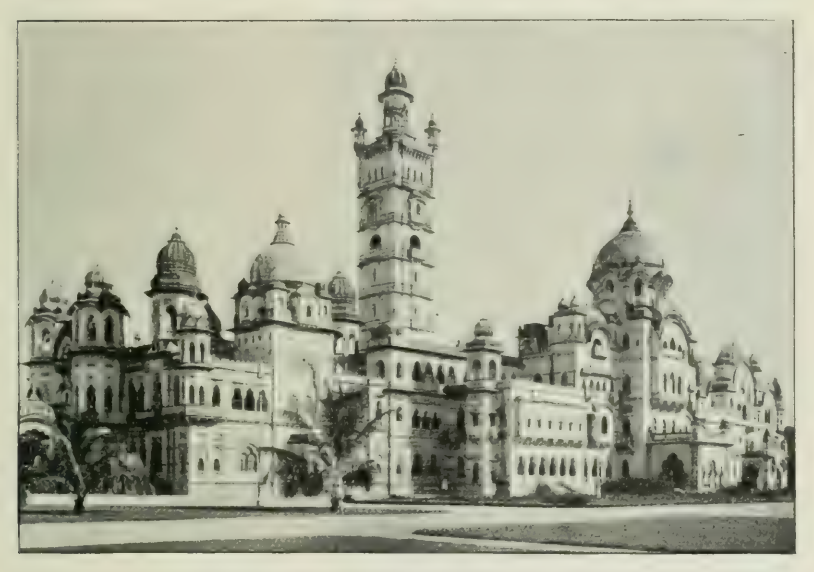
Einige Zeit nachher fiel es dem Fürsten ein, all die religiösen Fanatiker, deren er habhaft werden konnte, um sich zu versammeln. Aussätzige, verstümmelte, abstoßende Fakire, nackte mit Asche und Exkrementen beschmierte „Gosain", elende Bettler, dem Tode nahe, wohnten nach Hunderten am Fürstenhofe, wurden auf das glänzendste

bekleidet und bewirtet und als Heilige behandelt. Eines Tages entführte ein Sayed (Abkömmling Mohammeds) aus dieser Kohorte von Heiligen ein Hindumädchen. Das machte der Laune des Fürsten ein Ende. Die ganze Gesellschaft wurde davongejagt. An demselben Tage sah er am Halse eines Höflings einen großen Diamanten blitzen, und das brachte ihn auf den Gedanken, Edelsteine zu sammeln. Alle Juweliere Indiens kamen mit ihren Schätzen herbeigeeilt, und viele Millionen wurden zum Einkauf verwendet. Ein Diamant allein, der berühmte „Stern des Südens" oder „Stern des Dekkan" kostete drei Millionen Rupien. Bald war der Fürst Besitzer der reichsten Juwelensammlung Indiens, denn seine Schatzkammer enthielt schon von den Raubzügen seiner Vorfahren eine unglaubliche Menge Edelsteine. Sie sind auf den heutigen Gaikaur übergegangen. Dank seiner Gnade hatte ich Gelegenheit, sie in einem der Paläste der Stadt, dem Nazar Bagh, zu sehen und zu bewundern. Der Palast, ein modernes, fünfstöckiges Marmorgebäude mit einem eigentümlichen Pavillon auf dem flachen Dach, erhebt sich in einem großen, prächtigen Tropenpark mit marmornen Springbrunnen, Statuen und wohlgepflegten Wegen. Ein Hofbeamter des Gaikaurs führte mich durch die weiten Säle des ersten Stockwerks, ganz in europäischem Stil möbliert, mit modernen Ölporträten der Vorfahren und jetzigen Familienmitglieder des Fürsten, darunter zahlreiche Frauen in Hindutracht, mit Juwelen von erstaunlicher Größe in den Nasenflügeln, Ohrläppchen, an den Fußknöcheln und Zehen. Das ganze oberste Stockwerk enthält die ungemein reiche Waffensammlung des Fürstenhauses, eher eine Schatzkammer als ein Arsenal, denn die meisten Lanzen, Standarten, Schwerter, Dolche, Schilde sind mit Edelsteinen bedeckt, über welche man die köstlichen Damaszenerklingen vergessen könnte, deren Griffe sie zieren. Aber alles das verblaßt gegenüber den Geschmeiden der Schatzkammer im untersten Stockwerk, behütet von riesigen Sikhsoldaten, die bei meinem Eintritt ihre Gewehre präsentierten. Während ich in den Sälen der oberen Stockwerke weilte, hatte der Hüter der Schatzkammer die verschiedenen

Glaskästen mit den hauptsächlichsten Schätzen aus den dunkeln Kammern in den hellen Vorsaal tragen lassen, durch dessen Fenster die Tropensonne ihre Strahlen warf. Eine derartige Ansammlung der kostbarsten Geschmeide der Welt hätte ich wahrhaftig nicht erwartet. Ich habe die berühmten Schätze des Kreml in Moskau, des Tower in London und der Schatzkammer in Wien gesehen, aber alle drei zusammengenommen dürften nicht so viele und so große Edelsteine enthalten wie der Tresor in Baroda. Es mag nur die Erwähnung der Tatsache genügen, daß eine vor zwanzig Jahren von offizieller Seite unternommene Schätzung einen Wert von drei Millionen Pfund Sterling ergab! Rubine und Perlen sind indessen seither im Werte so gestiegen, daß ich dem Schatzmeister gerne seine Behauptung glaube, einen Erlös von über hundert Millionen Mark dafür erzielen zu können! Ein Halsband allein, das der Maharaja bei großen Gelegenheiten trägt, besteht aus fünfhundert Diamanten von wunderbarer Reinheit, in fünf Reihen angeordnet, der kleinste Stein von der Größe einer Haselnuß. Die vorderen Diamanten haben die Größe von Walnüssen! Diese fünf Rivieren werden oben und unten von je einer Reihe der köstlichsten Smaragden derselben Größe eingefaßt, und an ihnen hängt der berühmte „Stern des Südens", einer der größten Diamanten der Welt, von der Größe eines Taubeneies!

Ein anderes Halsband wird von einigen hundert haselnußgroßen Perlen gebildet, in Rundung, Weiße und Schimmer vollkommen, und alle von derselben Größe. Daran schließen sich Halsbänder von ähnlichen Rubinen, Saphiren, Smaragden, dann Agraffen, Arm- und Fußbänder, Ohrgehänge, Nasengehänge mit Edelsteinen von unglaublicher Pracht! An einer Wand des Saales lehnte eine mit rotem Samt überzogene Tafel, auf welcher ein sechs Quadratmeter großer persischer Teppich gespannt war. Ich hätte diesen Teppich inmitten all dieses unfaßlichen Reichtums gar nicht beachtet, wenn mich nicht ein eigentümliches Blitzen und Strahlen darauf aufmerksam gemacht hätte. Als ich näher trat, bemerkte ich erst, daß dieser sechs Quadrat-

meter fassende Teppich ganz und gar aus Perlen-, Smaragden-, Saphiren-, Rubinen- und Diamantensträngen gewebt war! Man denke nur, ein Teppich von der Größe einer Bettdecke aus Edelsteinen hergestellt! Dabei ist die Zeichnung der persischen Muster, die Farbenschattierung u. s. w. in treuer Weise eingehalten, und ich wundere mich nicht, daß dieser Teppich zu seiner Herstellung drei Jahre Zeit und einen Kostenaufwand von vier Millionen Mark erforderte. Er hat



Der Palast Lakshmi Wilas des Maharaja von Baroda.

seine Entstehung auch nur einer Laune Kande Raos zu verdanken. Der Fürst war einmal in heißer Liebe zu einer Mohammedanerin entbrannt, und ihr zu gefallen ließ er den Teppich für das Grab des Propheten in Mekka anfertigen. Die Sache wurde in Baroda ruchbar, und wer den Haß kennt, der Hindus und Mohammedaner gegeneinander beseelt, wird es begreiflich finden, daß es zu einem ernstlichen Aufstand gegen den verliebten Hinduprinzen gekommen wäre. Der Teppich blieb also in Baroda, ein Denkmal der wahnsinnigen Verschwendung Kande Raos. Unter solchen Verhältnissen kann es

nicht wundernehmen, daß trotz der ungeheuren Einnahmen des Fürsten nach einigen Jahren Ebbe in seinen Kassen eintrat. Aber er füllte sie wieder auf originelle Weise. Die Verderbtheit der Beamten in vielen indischen Staaten ist allgemein bekannt, und sind zahlreiche Beamtenstellen auch nur ganz bescheiden bezahlt, so finden sie doch viele Bewerber, die gern Vermögen dafür opfern, weil sie durch Erpressung und Bakschisch bald das Doppelte wiedergewinnen. Eines Tages erhielten nun alle Karkhuns, d. h. Staatsbeamten, folgenden Erlaß ihres Souveräns zugestellt: „Seine Hoheit wünscht die Bestechlichkeit, die unter seinen Beamten herrscht, sofort eingestellt zu sehen. Seine Hoheit empfiehlt den Angestellten, an den Staatsschatz alle Summen zurückzuzahlen, welche sie auf unehrliche Weise während der letzten zehn Jahre gewonnen haben, und wird nur dies als ausreichende Sühne für ihre Vergehen betrachten. Sollte diesem Wunsche nicht entsprochen werden, so wird gegen die betreffenden Karkhuns mit aller Strenge des Gesetzes verfahren werden." Zwei Wochen später befanden sich im Staatsschatz wieder siebenundzwanzig Lakhs Rupien, d. h. gegen sechs Millionen Mark.

Der Nachfolger Kande Raos auf dem Fürstenthron von Baroda war dessen Bruder Malhar Rao. Unweit des Nazar Bagh wurde ich von dem Hofmarschall des Gaikaurs in die Kaserne der Leibgarden geführt, an deren Tor eine Anzahl Soldaten dieser ungemein malerisch uniformierten Truppen gerade Siesta hielt. Es interessierte mich nicht, einzutreten, aber der Hofmarschall bestand darauf. „Es wird Sie gewiß nicht reuen," meinte er, „denn Ähnliches wie hier werden Sie in der Welt nicht wiedersehen." — Im Hintergrunde des zweiten Hofes war unter einem Flugdach eine Batterie von vier großen Fünfpfündergeschützen aufgefahren, mit Munitionswagen und allem Zubehör. Zwei dieser Kanonen sind von den großen schweren Geschützrohren bis zu den Rädern, Lafetten und Munitionskästen aus reinstem Gold! Man denke nur: Kanonenrohre aus Gold! Die beiden anderen Geschütze sind in ähnlicher Weise aus Silber hergestellt! In den Schränken,

welche hinter dieser zweifellos kostbarsten Batterie des Erdballs aufgestellt sind, befinden sich Pferde- und Stiergeschirre, Decken, Zügel und die ganze sonstige Ausrüstung, ebenfalls mit Gold und Silber beschlagen! Die Batterie ist das Werk des verrückten Malhar Rao, dessen Verschwendung hoffentlich nicht so weit ging, auch die Kugeln, mit denen er auf seine Feinde schoß, aus Gold herzustellen. Dergleichen hätten sich gewiß selbst die ärgsten unter ihnen gerne gefallen lassen!



Die Tochter des Gaikaurs von Baroda.

Malhar Rao trieb es schließlich so arg, daß er von den Engländern abgesetzt werden mußte. Als ich am Abend des ersten Tages nach dem Diner in der Residenz mit dem Maharaja sprach, nahm er mich am Arm und führte mich in mein Schlafzimmer. „Dieser Raum,“ sagte er in vorzüglichem Englisch, „ist mit der Geschichte meiner Regierung innig verknüpft. Hier war es, wo mein Vorgänger auf dem Throne, Malhar Rao, Diamantensplitter und Strychnin in die Teetasse des damaligen englischen Residenten, Colonel Phayre, getan haben soll. Er kam vor eine aus indischen Fürsten und englischen Regierungsvertretern gebildete Kommission. Die Fürsten erklärten ihn für unschuldig, die Engländer für schuldig. Er wurde abgesetzt, und ich wurde von den Engländern zu seinem Nachfolger gewählt.“

Ich gratulierte. Er verbeugte sich, wobei das Halsband nußgroßer Diamanten, das er auf seinem weißen Kaftan trug, blitzte und strahlte. Er kann in der Tat den Engländern dankbar sein. Ohne sie könnte er jetzt nicht in Millionen wühlen, denn er war der Sohn eines entfernten Verwandten der Witwe Malhar Raos, der nicht einmal die Mittel besaß, ihn zur Schule zu schicken. Das paßte den Engländern, denn während seiner Knabenjahre führten die Engländer die Regentschaft, und seit er regiert, zeigt er sich ihnen dankbar. Er ist in der Tat ein gebildeter, aufgeweckter Mann, der am liebsten die goldenen Kanonen einschmelzen, den Stern des Südens verkaufen und dafür Schulen und Museen gründen möchte; aber die Strömung im Volke ist dagegen. Dafür verwendet er viel von seinen überreichen Einkünften für solch löbliche Zwecke. Das Museum in dem herrlichen Stadtpark, gefüllt mit einer Auswahl der hervorragendsten Erzeugnisse Europas, von ihm selbst gesammelt, die Staatsbibliothek, das Baroda College und eine Reihe von anderen Schulen sind sein Werk. Er selbst bewohnt keinen der märchenhaften Paläste seiner Vorgänger, sondern hat sich einige Kilometer von der Stadt inmitten eines schönen, wohlgepflegten Parkes, eines indischen Bois de Boulogne, für die Kleinigkeit von vier Millionen Mark einen neuen Palast gebaut, Lakshmi Wilas genannt, d. h. Vergnügungsgründe von Lakshmi, der Göttin des Reichtums — ein halb gotischer, halb hindostanischer Bau aus Granit und Marmor, mit hohem Turm. Als ich ihn dort besuchte, wurde ich durch alle Räume, selbst in sein einfaches Schlafzimmer geführt. Die ganze Ausstattung, von der Ausschmückung der Wände bis zu den Möbeln im Billardsaal und den Schlafzimmern ist — deutsche Arbeit. Sogar ein moderner Aufzug ist vorhanden, der durch alle Stockwerke führt. Die Scharen malerischer indischer Leibgarden und beturbanter schwarzer Diener in den Vorhallen passen freilich wenig zu den modernen französischen Statuen und deutschen Bronzen und Kandelabern, aber der Gaikaur ist eben ein moderner Maharaja. In den langen Korridoren radelte sein Sohn und Nachfolger, ein hübscher Junge von

etwa vierzehn Jahren, auf einem Velociped umher, und im ersten Stock sah ich seine Tochter, etwas älter als der Kronprinz, am Studiertisch. Sie lernte gerade Englisch.

36. Elefanten- und Tigerkämpfe an Fürstenhöfen.

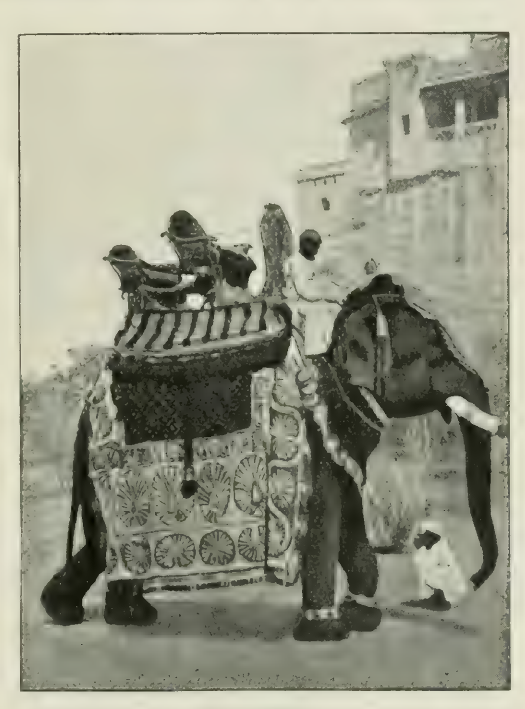
Wenn sich unser frühes Mittelalter mit seinem malerischen Schaugepränge, mit seinen Festlichkeiten und Jagdzügen auf unserem Erdball heute noch irgendwo widerspiegelt, so ist es an den Fürstenhöfen von Indien. Ja noch mehr, es wird dort an Glanz und Eigenart noch übertroffen, denn wo hätte es jemals größeren Prunk, größeren Reichtum, größere Verschwendung gegeben, als bei manchem dieser indischen Nabobs? Wo hätte die Natur selbst dazu mehr beigetragen, wo schiene die Sonne heller, zeigte sich die Vegetation üppiger, die Tierwelt wilder als hier? Schon zu gewöhnlichen Zeiten ist der Besuch eines Fürstenhofes wie etwa in Jeypur, Gwalior, Baroda, Udaipur, Alwar von größtem Interesse. Alles verblaßt aber gegenüber den religiösen und Hoffestlichkeiten, die in diesen Residenzen zeitweilig, wie z. B. beim Besuch eines englischen Prinzen, abgehalten werden, und an denen nicht nur die Priester und Soldaten, die Höflinge, Hofnarren und Bajaderen, sondern auch die Tiere in Dienst gestellt werden: Elefanten, Tiger, Leoparden, Falken, Eber, Büffel, ja sogar Hyänen und Esel! Durch den Einfluß der nüchternen, praktischen Herrschaft der Engländer haben die früher so zahlreichen Tierkämpfe, welche die Fürsten zu ihrer Belustigung veranstalten ließen, an vielen Höfen erheblich nachgelassen, aber sie kommen doch noch viel häufiger vor, als man anzunehmen geneigt wäre. In den Hauptstädten der größeren Staaten werden dem Reisenden immer noch die großen Arenen der Elefanten- und Tigerkämpfe gezeigt, wie man in Spanien die Plazas de Toros zeigt, und an besonderen Festtagen

bekommt er vielleicht Gelegenheit, ein derartiges, ungemein fesselndes, wenn auch grausames Schauspiel selbst anzusehen. Noch im Frühjahr 1906 veranstaltete der Maharaja von Jeypur einen solchen Kampf zwischen männlichen Elefanten gelegentlich der Anwesenheit des Prinzen und der Prinzessin von Wales.

Die Hauptorte der Elefantenkämpfe sind Baroda und Udaipur, die Hauptstädte der gleichnamigen Staaten. In Baroda wurden unter den beiden Vorgängern des jetzt herrschenden Großfürsten derartige Kämpfe fast in jeder Woche veranstaltet. Kande Rao und Malhar Rao fanden besonderen Gefallen daran, denn in einer Stadt residierend, die ihnen keine unserer abendländischen Zerstreuungen darbietet, waren sie mit all ihren unermeßlichen Einkünften auf die Vorstellungen ihrer Märchenerzähler, Tausendkünstler, Tänzerinnen und auf den Zeitvertreib in ihren mit den schönsten Mädchen ihrer Staaten gefüllten Zenanas beschränkt; aber kann man nicht auch dieser Dinge überdrüssig werden? Von marathischen Viehhirten abstammend, an die Kriege und Raubzüge ihrer Vorgänger gewöhnt, tatendurstig und Aufregung suchend, mußten sie in Anbetracht der in der Nähe ihrer Hauptstadt stehenden englischen Truppen doch Frieden halten, und so warfen sie sich denn mit Leidenschaft auf Jagden und Tierkämpfe. In Baroda liegt in der Nähe des alten Fürstenpalastes der Hoghur, der Schauplatz dieser aufregenden Kämpfe, ein weites Rechteck von dreihundert Meter Länge und zweihundert Meter Breite, rings umgeben von starken Steinmauern, durch welche zahlreiche enge Pforten führen. Auf der Höhe dieser Mauern befinden sich ringsum Estraden für das Volk, das an diesen Schauspielen noch lebhafteren Anteil nimmt als die Andalusier an den Stierkämpfen; die ganze Stadtbevölkerung versammelt sich, um ihnen beizuwohnen und Wetten um Summen abzuschließen, die gewöhnlich weit über ihre Verhältnisse hinausgehen. An einer Seite der Arena erhebt sich ein zierlicher Pavillon für den Fürsten, seine Hofleute und Gäste. Kande Rao pflegte bei diesen Gelegenheiten, auch bei feierlichen Audienzen, von seinen Hofnarren umgeben zu sein

die über alle Anwesenden, selbst die im Range am höchsten Stehenden ihre derben Späße machten, zum Ergötzen ihres despotischen Herrn, ohne daß die Etikette es den Verspotteten erlaubte, davon Notiz zu nehmen. Zuweilen rächten sie sich aber doch, indem sie die Spötter von ihren Leuten insgeheim ermorden ließen.

An jedem indischen Fürstenhofe befinden sich noch heute Elefanten, von desto größerer Zahl, je reicher der Fürst, denn Elefanten sind ein kostspieliger Luxus. Der Maharaja von Baroda dürfte deren sechzig bis siebzig besitzen. Ihr Unterhalt verschlingt große Summen und dabei sind sie ihren Eigentümern nur von geringem Nutzen — höchstens daß sie zum Lastenschleppen und als Reittiere benützt und bei den festlichen Umzügen, mit schönen bunten Decken, Federbüschen und Gold- oder Silberschmuck bedeckt, in langer Reihe mitgeführt werden, um so den Glanz des Fürsten zu erhöhen. Auf dem größten und am prächtigsten geschmückten Elefanten reitet gewöhnlich der Fürst selbst, seinen ersten Minister hinter sich.



Staatselefant.

Die Tiere sind in der Regel so gutmütig und zahm, daß sie wohl ohne eigene Vorbereitung zu einem „Kusti“, das heißt Kampf untereinander, kaum zu bewegen wären. Sie werden dazu Monate vorher

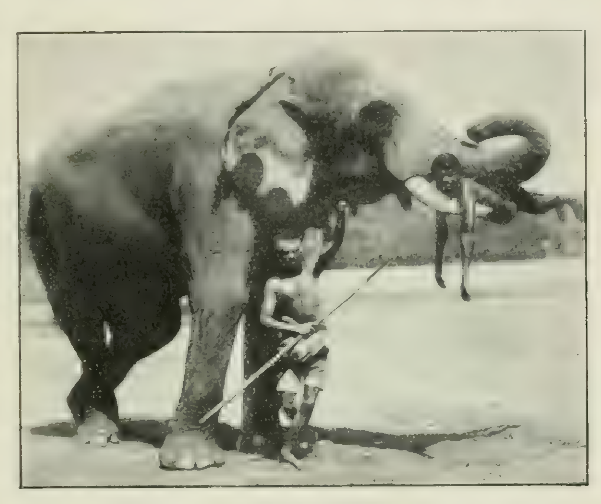
mit aufregendem Futter, vor allem Zuckerrohr, genährt. Versammelt sich an dem bestimmten Tage Fürst und Volk auf den Estraden des Hoghur, so finden sie in der Arena bereits die beiden Kampftiere. Sie sind an den gegenüberliegenden kurzen Seiten der Umwallung mit starken Ketten an den Hinterfüßen gefesselt, und ihr Gebrüll, das Peitschen mit dem Rüssel, das Zerwühlen der Erde mit ihren gewaltigen Stoßzähnen läßt es nicht rätlich erscheinen, ihnen zu nahe zu kommen. Und doch wandern die beturbanten Sportsmen von einem zum anderen, um sie mit Kennerblick zu prüfen und dementsprechend ihre Wetten abzuschließen. Darauf, nicht auf den Kampf selbst, kommt es ihnen am meisten an.

Hat der Fürst unter seinem Baldachin Platz genommen, so besteigen die Mahuts, das heißt Elefantenlenker, mit ihren scharfen Spitzhaken bewaffnet, ihre aufgeregten Tiere. Sie sind den letzteren so bekannt, daß sie auch jetzt ihre Führer ruhig aufnehmen, ja ihnen sogar den Rüssel oder eines ihrer plumpen Vorderbeine darbieten, um den Aufstieg zu erleichtern. Nun werden die Ketten von den Hinterbeinen gelöst, und die Tiere schreiten schnaubend, brüllend, mit weit abstehenden Ohren und hocherhobenem Rüssel aufeinander los. Zu diesen Kämpfen werden stets nur Männchen verwendet, und um sie noch mehr zu reizen, werden eine Anzahl Weibchen in ihrer Nähe, aber außerhalb der Arena, aufgestellt. Als gälte es um den Besitz einer dieser berüsselten Schönheiten zu kämpfen, prallen die schweren, wuchtigen Tiere mit solcher Wut aneinander, daß man die Knochen ihrer gewaltigen Stirnen krachen hört und sie ihr ganzes Gewicht auf die Hinterbeine legen müssen, um nicht nach rückwärts zu stürzen. Die Stirnen aneinander gestemmt, die Vorderbeine in der Luft, bleiben sie keuchend und schnaufend bei voller Anspannung ihrer riesigen Kräfte minutenlang in dieser Stellung. Einer sucht den anderen zu Fall zu bringen oder einen Vorteil zu erringen, um ihm die ungeheuren Stoßzähne in die Brust zu bohren. Dabei verwenden sie ihre kraftvollen Rüssel mit unglaublicher Geschicklichkeit zu Angriff

oder Abwehr. Mitunter kommt es vor, daß sie sich ganz auf die Hinterbeine setzen und sich auch der Vorderbeine als Waffen bedienen, aber selten stürzt ein Elefant bei solchen Kämpfen ganz zu Boden. Die Mahuts, ohne irgend einen Sattel oder Befestigung auf den Nacken sitzend, müssen ihre volle Geistesgegenwart behalten und scharf aufpassen, um nicht von dem Rüssel des gegnerischen Elefanten getroffen zu werden. Allmählich erlahmen die Kräfte der riesigen Tiere, aber sie wissen sehr wohl, daß einer oder der andere nicht ohne Gefahr für sein Leben nachgeben kann. Um zu fliehen, müßte er sich zur Seite wenden, damit aber seine Flanken den gewaltigen Stoßzähnen seines Gegners aussetzen. Mit Anspannung aller Kraft, über die er noch verfügt, wird er den Gegner mit der Stirne zurückstoßen und diesen Augenblick benützen, um so rasch wie möglich das Weite zu suchen. Damit ist der Wettkampf entschieden, und es gilt nur noch, die aufgeregten Tiere von ferneren Angriffen aufeinander abzuhalten, die sicher mit dem Tode eines dieser kostbaren Tiere enden würden. Mit Seilen und Ketten lassen sich aber wütende Elefanten nicht fangen, und so verwendet man ein ebenso wirksames wie grausames Mittel. In den kleinen Ausfallspforten der Arenamauer stehen flinke, nackte Inder mit eigenartigen Waffen bereit, die wie kurze Lanzen aussehen, in Wirklichkeit aber spitze, geschlossene Scheren mit langen Armen sind. An den Scheren sitzen nach außen gerichtete Widerhaken, zwischen den festgeschlossenen Armen aber befindet sich eine Sprungfeder. Sobald die Elefanten neuerdings aufeinander losstürzen wollen, eilen die Indier behend aus ihrem Versteck und werfen nacheinander ihre Lanzen nach den Hinterbeinen der Tiere, bis eine in dem weichen Fleische stecken bleibt. Durch den Anprall öffnet sich der Verschluß der Schere, die beiden Arme springen auseinander und hindern die Tiere am Gehen, denn die Widerhaken der Schere dringen bei jedem Schritt tiefer in das Fleisch. Die Elefanten bleiben nun von selbst stehen, die Scheren werden geschlossen und leicht herausgezogen, und der besiegte Elefant wird aus der Arena

geführt. Dem Sieger steht nun als zweiter Akt ein schwierigerer Kampf, der mit den Menschen, bevor — ein Kampf ähnlich jenem der Stierkämpfe in Spanien, nur ungleich aufregender, interessanter und fremdartiger. Wie dort, so erscheint auch hier auf der weiten Arena eine Quadrilla. Nicht zu Pferd, wie die Picadores, nicht in der pittoresken Tracht der Andalusier, aber noch ungleich wirkungsvoller. Die Satmariwallah, welche gruppenweise aus den kleinen Seitenpforten hervortreten, gehören zu den kräftigsten, schönsten Jünglingen ihrer Rasse. Nur mit einem Turban und einem winzigen enganliegenden Schwimmhöschen bekleidet, um den Elefanten keinen Halt für ihre Rüssel darzubieten, hat man alle Gelegenheit, die Pracht ihres Körperbaues und die Stärke ihrer Muskeln zu bewundern. Eine Gruppe ist mit langen Lanzen bewaffnet, eine zweite Gruppe trägt als einzige Waffe dicke Reitgerten aus Büffelhaut und dazu rote Tücher, eine dritte Gruppe ist mit Feuerfröschen und glimmenden Lunten versehen. Mit lautem Geschrei stürzen die Leute auf das verblüffte Tier und reizen es durch Lanzenstiche, während die Kühneren unter ihnen es mit wohlgezielten Gertenhieben auf den Rüssel traktieren. Der Elefant stürzt sich wütend auf den nächststehenden Picador, aber während dieser mit unglaublicher Behendigkeit zur Seite, außer den Bereich des Rüssels springt, nähert sich dem Tier ein anderer Satmariwallah und schwingt das rote Tuch vor seinen Augen. Der Elefant versucht nun, diesen Peiniger zu erreichen, indessen, schon hat ihn ein anderer Gertenhieb, ein anderer Lanzenstich abgelenkt. So werden die Angriffe fortgesetzt, ohne daß es dem Tiere gelingt, sich an den Picadores zu rächen. Nach einer Viertelstunde ändert es seine Taktik. Es wartet einen Angriff ab — ohne sich um die anderen zu kümmern, die es mit Tüchern und Stichen von seinem Angreifer ablenken wollen, beharrt es auf seiner Verfolgung. So flink und geschickt der Verfolgte auch ausweichen, so rasch er auch laufen mag, das Tier bleibt ihm auf den Fersen. Schon hebt es seinen Rüssel, um ihn niederzuschlagen, da ertönt vor seinen Augen ein Knall,

Feuer und Rauch blenden das Tier, und erschreckt fährt es zurück. Einer der Leute hat einen Feuerfrosch zwischen dem Tier und seinem Opfer entzündet, und das letztere so von dem schrecklichen Schicksal gerettet, von den Stoßzähnen durchbohrt oder unter den plumpen Füßen zermalmt zu werden. So geht das aufregende Spiel fort, ein Kampf zwischen gewaltiger Kraft und erstaunlicher Geschicklichkeit, bis endlich der Fürst das Zeichen zum Aufhören gibt. Die Trompeter blasen eine Fanfare und die Quadrilla zieht sich von der Arena zurück.



Elefantenkunststück.

Nun kommt der dritte und letzte, gleichzeitig aber der schönste Akt des ungemein fesselnden und nervenerregenden Schauspiels. Die der Fürstenloge gegenüberliegende Pforte öffnet sich weit, und ein einzelner Reiter erscheint. So wie dieser, mögen in unserem Mittelalter die edelsten der Turnierritter ausgesehen haben. Mann und Roß scheinen ein einziges Wesen zu sein, so stolz und geschmeidig sitzt der marathische Edelmann, die Lanze in der Rechten, auf seinem Pferd. Das edle Tier, die Ohren nach vorn gespitzt, mit schnaubenden Nüstern, folgt dem leisesten Winke seines Reiters und galoppiert mitten durch die Arena vor die Loge des Fürsten, um dort vor ihm das Knie zu beugen, während der Reiter die Lanze grüßend senkt. Der kampfesmüde Elefant hat das Pferd, das er von allen Tieren am meisten haßt und das ihn selbst in seinen friedlichsten Augenblicken in Wut

versetzen kann, sofort bemerkt, und brüllend, die Ohren weit von dem mächtigen Kopfe abstehend, den Rüssel hoch erhoben, stürzt er sich auf den stolzen Reiter. Aber dieser führt mit vollendeter Anmut und Würde seine Begrüßung aus, als wüßte er nicht, daß sich ihm von rückwärts der wütende Elefant nähert. Auch das Pferd scheint ihn nicht zu bemerken und folgt seinem Reiter, als wäre es auf der Reitschule. Schon glaubt man, der nächste Augenblick müsse dem indischen Centaur ein schreckliches Ende bereiten, da ist er mit einem einzigen kühnen Satze aus dem Bereich des Rüssels. Mit Blitzesschnelle wendet er sich, ein zweiter Satz, und der Reiter ist an der Flanke des Elefanten, um ihm mit seiner Lanze, die er leicht und geschickt wie ein Rapier handhabt, einen Stich zu versetzen. Aber auch der Elefant ist in seiner Wut von einer Behendigkeit, die man dem schweren, plumpen Tiere niemals zutrauen würde. Mit Blitzesschnelle wendet und dreht er sich, und wohin sein Angreifer sich wenden mag, immer sieht er sich dem gewaltigen Rüssel, den langen Stoßzähnen des Elefanten gegenüber. Nur der erstaunlichen Gewandtheit des Reiters und der Geschmeidigkeit des Pferdes ist es zu danken, daß der ungleiche Kampf nicht schon in den ersten Momenten ein blutiges Ende nimmt. Gelänge es dem Elefanten wirklich, seinen Gegnern einen Stoß zu versetzen, dann wäre es um sie geschehen, wenn das wütende Tier nicht sofort durch Feuerfrösche von den Opfern vertrieben würde. Gewöhnlich aber bleibt der Mensch auch in diesem Kampfe Sieger. Der Fürst beendigt den Wettkampf, der Reiter senkt grüßend die Lanze und galoppiert stolz aus der Arena; der Elefant aber wird mittels Fußangeln gebändigt und herausgeführt.

Zur Zeit der Regierung von Kande Rao wurden in Baroda auch Kämpfe zwischen Nashörnern aufgeführt, und der französische Reisende Rousselet, der in den Sechzigerjahren Gast des Maharaja war, beschreibt in seinem interessanten Buche über die indischen Fürstenhöfe einen derartigen Kampf, dem er selbst beigewohnt hat. Das eine der plumpen gewaltigen Tiere war schwarz, das andere rot übermalt, um

sie während des Kampfes besser voneinander unterscheiden zu können. Wie Rousselet erzählt, kämpfen die Nashörner mit ihren unförmlichen Hornaufsätzen und führen dabei Terzen, Quarten, Finten aus, wie mit einem Degen, bis es einem der Tiere gelingt, mit dem Horn unter den Kopf des Gegners, an die einzige verwundbare Stelle, zu kommen. Dann ist es um ihn geschehen. Seit dem Tode Kande Raos sind in Baroda, und wohl auch sonst in Indien, diese Rhinozeros-kämpfe seltener geworden. Kämpfe von Tigern untereinander, oder mit langhornigen Büffeln, oder von Büffeln untereinander werden heute noch häufig abgehalten. Man darf sich unter den Tigern Indiens nicht jene zahmen Bestien vorstellen, wie sie in unseren Menagerien zu sehen sind. Die meisten indischen Fürsten halten an ihren Höfen eine Anzahl Tiger, gewöhnlich die größten und blutgierigsten, deren sie habhaft werden können. In Jeypur wurden mir etwa ein Dutzend Tiger gezeigt, von denen jeder ein paar Menschen getötet hat, ja einer darunter hat vierzehn Menschen den Garaus gemacht. Der Wärter, der mich durch den Kampfstall des Maharaja führte, ein alter Indier mit weißem Bart, hatte nur einen Arm. Der andere war ihm von der Bestie abgebissen worden, als er ihr das Futter in den Käfig warf.

Interessanter noch als die Tierkämpfe sind die Jagden, die in der Umgebung von Udaipur, Baroda, Alwar, Jeypur u. s. w. mittels Jagdleoparden veranstaltet werden. Ihre Wärter werfen ihnen geschickt eine Kappe über den Kopf, so daß sie nicht sehen können; dann werden sie an einer Kette in einen Käfig auf Rädern geführt und so mit der Jagdgesellschaft in die Ebene hinausgebracht, bis man sich in der Nähe eines Rudels Antilopen befindet. Diese flinken reizenden Tiere sind in Indien lange nicht so scheu wie anderswo, da sie von dem Hinduvolke niemals belästigt werden. Nur die Fürsten und die Engländer machen zeitweilig auf sie Jagd. Im Schatten eines Baumes auf ein paar hundert Meter Entfernung wird haltgemacht. Die Wärter ziehen den Leoparden die Kappen wieder ab und öffnen den

Käfig. Die Tiere springen heraus, und sobald sie der Antilopen ansichtig werden, schleichen sie sich sachte so nahe wie möglich an sie heran. Dabei wählen sie sich ihre Opfer, stets Böcke, die sie sowohl an den langen Geweihen, wie an dem breiten, schwarzen Rückenstreifen erkennen. Plötzlich schießen sie los, mit wenigen Sätzen haben sie die Herde erreicht, und springen den Böcken auf den Nacken, indem sie ihre scharfen Klauen in seine Flanken bohren. Nach kurzem Widerstand liegen die armen Tiere auf dem Boden. Zuweilen kommt es aber doch vor, daß sich besonders starke Böcke mit Erfolg ihren Angreifern entgegenstellen und mit ihren Geweihen so bearbeiten, daß die Leoparden ihnen auf ihrer Flucht nicht mehr folgen können. Während die Leoparden das Blut ihrer Opfer saugen, nähern sich die Wärter, werfen ihnen wieder die Kappen über den Kopf und führen sie in den Käfig zurück.

Der eigenartigste Kampf, den Rousselet am Hofe von Baroda zu sehen bekam, war ein solcher zwischen einer Hyäne und einem — Esel! „Wer sollte es für möglich halten," schreibt er, „der Esel blieb der Sieger! Der Anblick der Hyäne versetzte Meister Langohr derart in Wut, daß er sofort auf sie losstürzte und mit seinen Zähnen und Hufen in schrecklicher Weise bearbeitete." Nach ein paar Minuten lag die Hyäne kampfunfähig im Sande, der Esel aber wurde von der schreienden Volksmenge umringt, mit Blumen bekränzt und aus der Arena geführt.



37. Palitana, die Stadt der tausend Tempel.

Eine Stadt wie Palitana dürfte es auf dem Erdboden nicht zum zweiten Male geben. Eine Stadt mit vielen Straßen und Plätzen, alle sorgfältig gepflastert und sauber gehalten, von einer starken Ringmauer mit Toren umgeben, aber ohne irgendwelche Wohnhäuser oder Einwohner. Straßen auf, Straßen ab, einen sechs=

hundert Meter hohen Berg hinan bis an seine zwei Grate jedes Gebäude ein Tempel oder eine Festung. Jede Festung mit hohen krenelierten Mauern und Zinnen, Bastionen und starken Toren, aber ohne Geschütze, ohne Bemannung, im Innern wieder nur von ein, zwei, drei Tempeln eingenommen, jeder Tempel überragt von hohen, pyramidenartigen oder konischen Türmen, unter jedem Turm irgend ein marmorner, mit Gold, Silber, Diamanten geschmückter nackter Heiliger. Eine Stadt, deren Ursprung in die graue Vorzeit zurückreicht, die niemals bewohnt war, wie gesagt, ausschließlich nur Tempel enthält, freistehend oder mit Ringmauern umgeben oder in Forts hineingebaut, und doch immer noch wächst, immer noch neue Tempel erhält, einer schöner wie der andere. Ob aber neu oder alt, alle sind auf das sorgfältigste erhalten, ohne Zeichen von Verfall. Morgens werden die Stadttore und Tempeltüren geöffnet, Glockenklang ertönt, Scharen von Pilgern aus allen Teilen des großen hindostanischen Reiches dringen ein, bevölkern die sonst einsamen Straßen, besuchen die Tempel, opfern den Heiligen, und des Abends drängt alles wieder zu den Toren hinaus, denn innerhalb der Stadt darf niemand schlafen, niemand essen. In ihr wohnen nur die steinernen Heiligen.



S. S. S. Mansnistige Sursinghidji, Thakur von Palitana.

Das ist Palitana, oder vielmehr Satrundschaya. Gleichzeitig ist Palitana ein indisches Fürstentum von zweihundertachtundachtzig englischen Quadratmeilen und ungefähr fünfzigtausend Einwohnern, regiert von Seiner Hoheit dem Raja Thakur Sursinghidji, der von dem berühmten Stamm Gohel der Radschputen abstammt.

Auf der Landkarte Indiens wird man nördlich von Bombay an der Westküste die große Halbinsel Gudscharat vorspringen sehen, mit den Distrikten Kathiawar und Sorath. Zwischen beiden, dem Golf von Cambay nahe, dehnt sich der Staat Palitana aus, und an den Ostfuß des genannten Berges Satrundschaya angelehnt liegt die Hauptstadt von Palitana, gleichzeitig Residenz des Fürstentums, bewohnt von etwa achttausend Menschen, die Hälfte Hindus, ein Viertel Mohammedaner und ein Viertel Dschains.

Die Tempelstadt von Palitana ist eine Stadt der Dschains, ihr ausschließliches Eigentum, nur mußten sie ihrem Fürsten für jeden Pilger, der sie besucht, einen Tribut von einer Mark zahlen. In neuerer Zeit ist diese Kopfsteuer in eine bestimmte runde Summe von mehreren tausend Pfund Sterling verwandelt worden. Außerdem zieht der Fürst aus seinem Lande ungefähr eine halbe Million Mark jährlich, und da ihm auch sonst alles, was er braucht, zur Verfügung steht, so hätte er alle Ursache, mit seinem Schicksal trotz der Engländer zufrieden zu sein, wenn er nicht von seinem Nachbarn angezapft würde. Westlich von ihm residiert Seine Hoheit der Nabob von Dschanaparth, östlich der Maharaja von Baroda, und er ist ihnen mit einundzwanzigtausend Mark im Jahre tributpflichtig. Die Bagatelle ärgert ihn weniger, als der Umstand, daß er in einer gewissen Abhängigkeit von den beiden Nachbarfürsten steht. Über alle zusammen breitet das Täubchen England seine zarten Flügel aus.

Der Raja von Palitana bewohnt einen sehr hübschen weitläufigen Palast, den er halb europäisch eingerichtet hat. Er ist nach abendländischem Muster erzogen, fährt in europäischen Equipagen spazieren, kleidet sich aber ganz nach indischer Art, und strotzt bei Festlichkeiten

von Perlen und Diamanten. Der Griff seines Schwertes, einen Pferdekopf darstellend, soll allein eine Million Mark kosten. Er ist der Generalissimus seiner Armee von vierhundertfünfundfünfzig Mann, übrigens ein prächtiges Korps in malerischen Uniformen.

Was Palitana so ungemein interessant macht, ist die gleichnamige Tempelstadt der Dschains. Wer von Bombay über Achmedabad mit der Eisenbahn hierher fährt, sieht schon auf ungefähr vierzig Kilometer Entfernung aus dem heißen, üppigen, fieberdurchschwängerten Tropen-



Der Raja von Palitana im Palasthofe vor der Ausfahrt.

lande den Berg von Palitana hoch aufragen mit seinen vielen Türmen und Tempeln, ein Tempel neben dem anderen, als wäre der ganze Berg nur ein solcher. Und durchschreitet man endlich das Tor der Stadtmauer, dann glaubt man in einer verwunschenen Dornröschenstadt zu sein. Alles ist Stein und Marmor, von eigenartiger glänzender Architektur, mit reichen Skulpturen, Zinnen, Erkern, Pavillonen, Säulenreihen, Bronzeschmuck, aber alles leer. Kein Garten, kein Baum, keine Blume, keine Pflanze, nicht einmal ein Grashalm in den gepflasterten Straßen. Durch die Tore der schweren zinnengekrönten

Festungsmauern erblickt man einsame, mit Marmorplatten belegte Höfe, und dort erheben sich wieder nur Tempel. Ein großer in der Mitte mit mehreren Türmen, und kleinere ringsum, bis zu ganz kleinen, kaum einige Quadratmeter Fläche umfassend, ja sogar solche, die nur über einer einzigen Steinplatte stehen — ein spitzes Dach von vier Säulen getragen. Derlei winzige Tempelchen stehen auch an verschiedenen Stellen der Stadt dutzendweise beisammen. In der Mitte jedes Tempelchens sind in die Steinplatte des Bodens zwei Fußabdrücke eingemeißelt, mit Zehen von gleicher Länge. Auf dem Ballen der großen Zehe bemerkt man einen von zwei sich kreuzenden Linien durchschnittenen Stern, und rings um beide Fußabdrücke zeigt sich eine Inschrift in fremdartigen Schriftzeichen.

Das Innere der großen Tempel ist von jenen der Hindus und Buddhisten ganz verschieden. Die Hindutempel sind durchweg finster, denn sie haben keine Fensteröffnungen, und das Licht dringt nur durch ein einziges kleines Tor in die weiten Räume. Die Tempel von Palitana haben Tore nach allen vier Seiten, Veranden ringsum, und das Innere ist in mehrere Zellen oder Kapellen eingeteilt, mit schweren Zwischenmauern, denn diese tragen die steinernen zwanzig bis dreißig Meter hohen Türme. Bei vielen Tempeln wird das Dach auch noch durch schwere viereckige Säulen getragen. Der Fußboden ist mit Mosaik oder farbigen Marmorplatten belegt. Im zweiten Raume, gerade unterhalb der höchsten Turmpyramide, erhebt sich ein marmorner Altar, und auf diesem thront eine sitzende Buddhagestalt aus Marmor mit weitgeöffneten, hellleuchtenden Augen. Sie glänzen dem Besucher schon am Eingangstor der Vorhalle entgegen und scheinen ihn auf jedem seiner Schritte zu verfolgen. Wohin er sich begeben mag, immer scheinen diese in weißem Licht glänzenden, glotzenden Augen ihn anzustarren, wie Katzenaugen in der Dunkelheit. Der Glanz rührt daher, daß in die Augenhöhlen bauchige Silberplatten eingesetzt und diese dann mit Glas- oder Spiegelstückchen belegt wurden. In manchen Tempeln sitzen vier solcher Figuren auf dem Altar, mit untergeschla-

genen Beinen, die Front nach den vier Weltgegenden gerichtet. Zwischen den Augenbrauen und auf der Brust funkelt inmitten einer Silber- oder Goldplatte ein Brillant. Goldplatten bedecken die Brust, bei vielen auch die Schultern, Ellbogen und Kniee, und manche Statuen tragen auf dem Kopfe eine goldene Krone. Der Gesichtsausdruck ist bei allen Figuren gleich.

Ein gepflasterter Weg, an steilen Stellen durch Stufen unterbrochen, führt den Berg hinan. Dort, wo sich der Weg nach den beiden Spitzen oder vielmehr Graten teilt, erhebt sich ein dem Affengotte der Hindus, dem abscheulichen Hanuman, geweihter Tempel. Er selbst thront als groteske Fratze im Innern, mit Zinnoberfarbe und Öl überschmiert, und noch weiter aufwärts stößt man auf ein heiliges Mohammedanergrab. Die beiden Grate werden wieder durch große, höchst eigenartige Tempel und Forts gekrönt, und um jeden Grat zieht sich eine schwere Festungsmauer. Was sind diese Tempel? Warum gibt es ihrer so viele hier, und wem sind sie geweiht? Warum stehen mitten unter ihnen solche für Hindus und Mohammedaner, wo doch der ganze Berg anscheinend Buddha geweiht ist? Anscheinend, sage ich, denn der aufmerksame Beschauer wird bald erkennen, daß die Statuen in den Tempeln von den Buddhafiguren, wie man sie in Siam, Birma und Japan findet, sehr verschieden sind. Wen stellen also diese Gottheiten dar?

In ganz Indien, von den eisumstarrten, himmelragenden Ketten des Himalaya bis herab nach Kap Comorin, vom Golf von Bengalen bis zu den Ufern des Indus leben in jeder Stadt die Anhänger einer eigenen religiösen Sekte, die Dschains, zusammengenommen anderthalb Millionen. Wie die persischen Sonnenanbeter, die Parsis, deren es im ganzen hunderttausend gibt, sind sie ein friedliches, arbeitsames, sparsames Völkchen, Hindus von Abstammung, die sich aber schon seit Jahrtausenden von den strengen Vorschriften der brahmanischen Religion, von dem Kastenwesen, der Verehrung der Veddas, ebenso von dem Glauben an die Macht der zahllosen Hindugötter losgesagt haben.

In Kalkutta wohnen ihrer mehrere tausend, fast durchweg in angesehener Stellung und mit Reichtümern gesegnet. Einer von ihnen verfügt über Millionen und hat sich in seinem Palastgarten einen prachtvollen Dschaintempel gebaut, wo er mir selbst die Honneurs machte und viel von seiner Religion erzählte. Ebenso sind viele der Goldschmiede, Edelsteinhändler, Geldwechsler von Benares, Lucknow, Bombay, Adschmer u. s. w. Dschains. Man lächelt gern über sie, denn ihre Sanftmut geht so weit, daß sie keine Laus töten und den Floh ruhig seine Mahlzeit aus ihrem eigenen Blute einnehmen lassen, ohne ihn zu stören. Sie glauben nämlich, daß nicht nur die Menschen, sondern auch Pflanzen und Tiere eine Seele besitzen, und betrachten es als verdienstliche Tat, für die Tiere Hospitäler und Altersversorgungshäuser zu errichten. Außerhalb Indien habe ich ein solches nur in Siam, und zwar in Bangkok auf dem Südufer des Menamflusses, gesehen. Kranke Kühe, räudige Hunde, zerbissene Affen, altersschwache Kamele, alles wird in diesen Invalidenhäusern mitleidig aufgenommen und sorgsam bis ans Lebensende gepflegt. Der Hauptgrund dieser Tierfreundlichkeit liegt wohl darin, daß die Dschains an die Seelenwanderung glauben.

Ihre Religion ist uralt. Nachweislich haben Apostel, sogenannte Dschainas, ihren Glauben schon siebenhundert Jahre vor Christi Geburt gepredigt, sie sind also älter als die Buddhisten, deren Lehre jener der Dschains ähnlich ist und die dadurch eher als eine Abzweigung der Dschains erscheinen. Nur hat der Glanz der Erscheinung Buddhas den alten Glauben der Dschains überschattet und Buddha viele Anhänger aus den Dschains zugeführt. Im Laufe der Jahrhunderte verfiel der Buddhistenglaube; er ist besonders in Indien bis auf ganz geringe Reste fast verschwunden, und daher kommen die orthodoxen Dschains, welche an ihrem ursprünglichen Glauben festgehalten haben, in neuerer Zeit wieder mehr in den Vordergrund.

Buddha selbst hat von dem Glauben der Dschains viel in seine

Dschaintempel in Palitana



Lehren aufgenommen. Dschains wie Buddhisten glauben an ein Nirwana, an eine Seele im Menschen und ihre Wanderung nach dem Tode; nur scheint nach den Aufklärungen, die ich von ihren Priestern erhielt, ihr Nirwana darin zu bestehen, daß die Wanderung der Seele aufhört. Verschieden von dem Mokschaglauben der Hindus, lehren die Dschainapostel nichts von einem höchsten Wesen, und glauben daher auch nicht an die endliche Aufnahme und Auflösung ihrer Seele in diesem höchsten Wesen. Ihre wichtigsten Gebote sind Freigebigkeit, Sanftmut, Frömmigkeit und Reue für begangene Sünden. Ihre Sanftmut steht außer Zweifel, die Reue entzieht sich natürlich der Beurteilung; von Freigebigkeit habe ich nichts bemerkt, im Gegenteil, nach meiner Erfahrung sind sie neben den Parsis die besten Geschäftsleute Indiens und wissen ihren Vorteil ausgezeichnet zu wahren; daß sie fromm sind, beweisen ihre Pilgerreisen zu den heiligen Orten und die Tempel, die sie dort ihren Aposteln erbauen. Die ältesten dieser Apostel lebten, wie schon erwähnt, Jahrhunderte vor Christi Geburt; ihr größter Apostel, Mahavira, dem sie auch die größten Tempel weihen, war Buddhas Zeitgenosse.

Warum die Dschains außer den Tempeln ihrer Gemeinden, in denen ihre Priester Gottesdienst abhalten, auch noch ganze Berge in verschiedenen Teilen von Indien mit Tempeln überbaut haben, konnte ich von ihnen nicht herausbekommen. Nördlich von Adschmer in Radschputana erhebt sich ein solcher Tempelberg, der berühmte, von Reisenden viel besuchte Mount Abu. Ihr heiligster Berg aber ist jener von Palitana, ihrem zur Gottheit erklärten Dschaina Adinath geweiht. Dorthin pilgern sie alljährlich nach vielen Tausenden, und wie jeder Hindu einmal in seinem Leben in den heiligen Wassern des Ganges gebadet haben muß, so glaubt kein Dschain Ruhe für seine Seele finden zu können, wenn er nicht auf dem Tempelberg von Palitana gebetet hat. Und ist er einmal da, dann entschließt er sich oft, gewissermaßen als steinernes Gebet, einen Tempel zu bauen. So entstehen noch heute immer neue Tempel, von großen Prachtbauten wie

jene, welche die Bergspitzen krönen, bis zu den kleinen Tempelchen, die in Gruppen auf verschiedenen Teilen der Abhänge stehen. Geht das so fort, so wird in dieser Stadt der tausend Tempel bald kein Platz mehr vorhanden sein.

Viele Dschains stiften zu den Tempeln auch größere Summen für ihren Unterhalt, wie für den Unterhalt der Straßen. Eine Anzahl Priester ist damit betraut, und der oberste Schutzherr des heiligen Berges ist Seine Hoheit der Raja von Palitana.

In ihrem Familienleben sind die Dschains noch seltsamer als die Hindus. Wie in Kalkutta, so hatte ich auch in Jeypur Gelegenheit, im Hause eines der angesehensten Dschains, des ersten Kuriositäten- und Edelsteinhändlers namens Zoraster, zu verkehren. Zoraster und seine Söhne nahmen ihre nur aus Reis, Gemüsen und Süßigkeiten bestehenden Mahlzeiten stets allein in den unteren Räumen des Hauses ein. Im oberen Stockwerk wohnen ihre Frauen, die sie nur nach Einbruch der Dunkelheit sehen dürfen. Als ich einmal bei ihnen war, sprach eine eben anwesende europäische Dame den Wunsch aus, die Frauen zu besuchen. Ein Sohn Zorasters führte sie hinauf, blieb aber vor der Türe stehen. Als ihn die Dame aufforderte, doch mit einzutreten, um als Dolmetscher zu dienen, sagte er verlegen: „Ich darf nicht. Ich werde Ihre Unterhaltung draußen schon hören und von hier aus die Übersetzung besorgen.“ Selbstverständlich bleiben alle Dschainfrauen jedem anderen Manne ganz unsichtbar und unzugänglich. Eines Tages, als ich mit Zoraster im Hofe seines Hauses stand, trat eine sonderbare Gruppe ein. Zwei Hindukulis trugen auf Bambusstangen einen hölzernen Rahmen von der Größe eines Schreibtisches, von welchem auf allen Seiten bunte Vorhänge bis nahe auf den Boden fielen. Darunter sah ich die mit Spangen und Ringen behängten Füßchen eines weiblichen Wesens einhertrippeln, das unter der Vorhanghülle versteckt war. „Was wollen Sie,“ meinte Zoraster zu mir, „es ist eben bei uns Sitte, die Frauen zu verbergen. Sie sind es von Kindheit an gewöhnt und kennen nichts anderes.“ Ich fragte

mich im stillen, was denn unsere Damen in Europa dazu sagen würden, wenn wir sie mit all ihrem Putz und Schmuck und Federhut auch unter solche Vorhangglocken stecken wollten?



38. Bombay.

Als Karl II. von England im Jahre 1661 die Infantin Katharina von Portugal heiratete, gaben die generösen Portugiesen ihrer Prinzessin als Mitgift Stadt und Hafen von Bombay. Damals besaßen sie ja das halbe Erdenrund, sie besaßen auch Indien, von welchem Goa die Hauptstadt war, und auf die paar kleinen Inseln in der boa bahia, das ist in der schönen Bucht, konnte es ihnen ja gar nicht ankommen. Damit haben sie aber den englischen Igel ins portugiesische Maulwurfsloch gelassen, denn gar bald machte es sich der Igel recht bequem und verdrängte allmählich den Maulwurf, so daß ihm schließlich von dem ganzen Reich des Großmoguls nur mehr ein Gebiet so groß wie das Herzogtum Braunschweig übrig blieb: drei Häfen an der Westküste der indischen Halbinsel, Goa, Daman und Diu. England aber schwingt heute das Zepter über ganz Indien und seine Nebenländer.

Der Regierungssitz und die Hauptstadt dieses nach China bevölkertsten Reiches des Erdballs ist wohl Kalkutta. Der Hauptsitz des Handels, der Schiffahrt, der Industrie ist aber das einstige Boa bahia, das heutige Bombay. Gleichzeitig auch die schönste Stadt. Man mag zur See oder über Land in Bombay eintreffen, immer wird es durch seine Großartigkeit wie durch seine Naturschönheiten einen überwältigenden Eindruck machen. Was immer man auch von den Kolonisierungsmethoden der Engländer halten mag, die Resultate sind in den meisten Fällen glänzend. Sie sind die Jesuiten der Kolonisation im besten Sinne des Wortes, und ihr Wahlspruch: „Der Zweck heiligt die

Mittel", hat sich bei ihnen vortrefflich bewährt. Von dem kleinen schönen Tropeninselchen aus haben sie ihre Hebel zur kommerziellen Eroberung des Reiches der Nabobs angesetzt; von hier aus Eisenbahnen nach Nord und Ost und Süd quer durch das ganze Land gebaut, bis zu den Schneegefilden des Himalaya, bis an die Mündung des Ganges, bis an die Quellgebiete des Indus, nahe an die Grenzen von Turkestan, ebenso wie an die Südspitze der indischen Halbinsel. Von Bombay aus zogen ihre Truppen zur Unterwerfung der Fürsten; die meisten fruchtbaren Länderstrecken, die meisten Flußtäler sind heute englisch, und nicht viel mehr als die Wüsten des Thar, die Steppen von Radschputana, die steinigen Gebiete des Dekkan, wo nicht viel zu holen ist, stehen noch unter der Herrschaft ihrer angestammten Könige.

Für diese, durch zweieinhalb Jahrhunderte fortgeführte Eroberung war Bombay der günstigste Ausgangspunkt. Zieht man von dort einen Halbkreis rings um Indien, so wird man am Umfang die wichtigsten Städte dieses Reiches finden, Karatschi, den Schlüssel des Industales, Lahore und Delhi, Benares und Kalkutta, Madras und Kolombo. Bombay ist der Mittelpunkt, der Knopf dieses ausgebreiteten indischen Fächers, gleichzeitig der Europa am nächsten gelegene Hafen. So mußte er zum Einfahrtstor, gewissermaßen zum New York von Indien werden, und wie dieses die reichste, geschäftigste und größte Stadt Nordamerikas ist, so ist Bombay die reichste, geschäftigste und größte Stadt von Indien. Freilich ist ihm Kalkutta an Einwohnerzahl heute noch um ein halbes Hunderttausend überlegen, Bombay besitzt nur achtmalhunderttausend Einwohner, doch mit dem Erlöschen der schrecklichen Pestepidemie, welche seit zehn Jahren in Bombay wütet, wird es gewiß bald Kalkutta auch darin den Rang ablaufen, wie es diese Stadt schon längst in jeder anderen Hinsicht überholt hat.

Und dieses Bombay ist ganz wie New York, fast in dem gleichen Zeitraum auf einer kleinen Insel emporgewachsen, eine Insel, achtzehn Kilometer lang und sechs Kilometer breit, von der ungefähren Form eines nach Süden gerichteten Hummers. Die westliche Schere

ist der berühmte, an sechzig Meter hohe Malabar Hill, die östliche flache Schere wurde durch gewaltige Steindämme mit der Altweiber- und der nahe daran liegenden Kolabainsel vereinigt. Zwischen beiden Scheren liegt die schöne Backbay.

Um die Verbindung dieser Inselgruppe mit dem Festlande herzustellen, wurden in nördlicher Richtung, jenseits der sogenannten „Flats", auf welchen sich die Eingeborenenstadt ausdehnt, Steindämme nach



Bombay vom Malabarhügel aus.

der Insel Schatschatti (Salsette) und von dort nach der Kontinentalküste erbaut. Auf diesen Dämmen laufen auch die indischen Eisenbahnen in Bombay zusammen, und als ich eines Märzmorgens, von Baroda kommend, mich Bombay näherte, kam es mir vor, als würde ich nicht nach der Handelshauptstadt Indiens, sondern etwa nach New York kommen, so lebhaft zeigte sich der Eisenbahnverkehr auf den vielen Parallelgeleisen, so großartig war das Hafenbild in der weiten Bucht zwischen den Inseln und dem Festlande, wo gewiß die größten Flotten sicheren Ankergrund finden können. Tagtäglich treffen hier

mehrere große Ozeandampfer, dazu anderthalbhundert Küstenfahrer und Segelschiffe aus allen Teilen des Indischen Ozeans ein. Auf den Stationen vor Bombay stiegen eine Menge von Leuten zu uns in den Eisenbahnzug, der bald zum Erdrücken gefüllt war, neben uns liefen andere, mit Passagieren vollgepfropfte Züge dem gleichen Ziele, dem großen Bombay zu, alles zeigte die Nähe einer bedeutenden Weltstadt an.

Endlich hielt der Zug vor einem imposanten Stationsgebäude, wohl dem schönsten und größten nicht nur Asiens, sondern des ganzen Erdballs. In keinem Kontinente habe ich einen ähnlichen Prachtbau für Eisenbahnzwecke gesehen, mit gotischen Kuppeln und Türmchen und Giebelfenstern in übergroßer Zahl. Er hat selbst in diesem Lande, wo die Arbeitskräfte und das Baumaterial so unverhältnismäßig wohlfeil sind, sechs Millionen Mark gekostet, und muß auch jenen überraschen, der aus Indien, diesem Lande der Prachtbauten, hier ankommt. Er bildete dabei nur die erste einer Reihe von Überraschungen ähnlicher Art. Ein „Garry", d. h. eine indische Droschke, brachte mich auf wohlgepflasterten, schattigen Großstadtstraßen nach dem Esplanadenplatz, wo ich in einem Riesenhotel, Watsons Esplanadehotel, Unterkunft fand, nach monatelangen Reisen in Indien ein wahrer Genuß. Wer von den Fleischtöpfen Europas kommt, dem wird dieses beste Hotel Indiens freilich kaum behagen, denn während der Wintermonate ist es mit Reisenden gedrängt voll, man muß zeitweilig mit irgend einer finsteren Kammer fürlieb nehmen, wenn man überhaupt bei Watson wohnen will. Schmutz, Bedienung, Küche, Lärm sind nach europäischen Begriffen einfach haarsträubend und nur die breiten eisernen Veranden, welche sich um den Riesenkasten ziehen, gewähren eine gewisse Behaglichkeit.

Mein erster Gang führte mich über den schattigen, großstädtischen Square durch breite und ungemein belebte Straßen nach der Bank, um meine erschöpfte Reisekasse wieder zu füllen. Das Bankgebäude liegt im Elphinstone Square, einem Platze, wie er den schönsten Welt-

städten zur Zierde gereichen würde. Prächtige Paläste umgeben einen mit den seltensten Tropenpflanzen gefüllten Park, ein kleines städtisches Paradies. Von dort zieht sich „the fort“, das europäische Stadtviertel, bis an die schönen Hafenkais, den sogenannten „Apollobunder“, mit einer Fülle imposanter Gebäude: Stadthaus, Kirchen, Hospitäler, Geschäftshäuser, Warenlager, vornehme Klubs und stattliche Denkmäler. Gegen Westen schließt sich daran das Esplanadenviertel mit



Viktoria-Eisenbahnstation in Bombay.

kolossalen Regierungspalästen, das Sekretariat, Gerichtsgebäude, die Universität mit einer gotischen Aula, das stattliche Seemannsheim u. s. w., rings umgeben von schönen Hafenanlagen, schattigen Promenaden und Rasenflächen. In nördlicher Richtung und durch schattige Wege mit dem Europäerviertel verbunden liegt die ungeheure Eingeborenenstadt, und jenseits derselben, in den mit Palmenhainen und Tropengärten ausgefüllten Ebenen, erheben sich zahlreiche Fabriken, hauptsächlich Baumwollspinnereien und -webereien, Jutespinnereien, Maschinenwerkstätten u. dergl.

Was in Bombay wohltuend auffällt, sind die zahlreichen wohltätigen Stiftungen der reichen Einwohner, Hospitäler, Armenhäuser, Schulen, Denkmäler, zum größten Teil von den Nachkommen der persischen Sonnenanbeter, den Parsis, stammend. Diese Parsis prägen dem Stadtbilde von Bombay wie dem Volksleben selbst ihren Charakter auf. In keiner Stadt Asiens sind sie so zahlreich wie hier, denn sie zählen an sechzigtausend Seelen; in keiner Stadt sind sie auch zu so großem Ansehen und Wohlstand gelangt, ja die reichsten Einwohner, die größte Zahl der Millionäre sind wohl unter ihnen zu suchen. Familiensinn, Sparsamkeit, Geschäftsgeist und Ehrlichkeit sind ihre hervorragendsten Eigenschaften. Durch den Handel mit den Indiern haben sie ihre Millionen verdient, und sie geben ihrer Dankbarkeit durch großartige Stiftungen Ausdruck. Im Straßenleben sind sie durch ihre eigentümliche Tracht leicht zu erkennen. Weiße Beinkleider und Jacken, ein schwarzer Rock darüber, ein blumentopfförmiger Hut aus schwarzer, glänzender Wachsleinwand auf den gebräunten Köpfen, bei den älteren Parsis gewöhnlich auch eine Brille auf der Nase und ein Stock mit Silberknopf in der Hand, so zeigen sie sich in dem Gewühl halbnackter, schwarzbrauner, beturbanter Hindus. Ihre Frauen tragen langwallende, faltenreiche Gewänder mit bunten, um den Kopf gewundenen Tüchern, und selbst die reichsten unter ihnen, welche in Equipagen einherfahren und in der europäischen Gesellschaft verkehren, behalten diese Tracht bei. Die Parsis heiraten ausschließlich nur unter sich, obschon es den jungen, hochgebildeten Mädchen bei ihrer großen Mitgift nicht schwer fallen würde, unter den vornehmen jungen Engländern, wie man zu sagen pflegt, „eine gute Partie" zu machen. Europäer wohnen in Bombay und in den schönen Vororten der Stadt an fünfzehntausend, darunter zahlreiche Deutsche, Österreicher und Schweizer, die auch einen großen Teil des Handels in ihren Händen haben. An Eurasiern, d. h. den Nachkommen aus Mischehen zwischen Indiern und Europäern, vornehmlich Portugiesen, zählt Bombay ungefähr siebzigtausend, an Mohammedanern eine Viertelmillion, und die

Hauptmasse der Einwohnerschaft, weit über eine halbe Million, bilden die Hindus. Dazu kommen noch große Kolonien von Afghanen, Beludschen, Nepalesen, Arabern, Chinesen, Negern, Angehörige aller Völkerstämme Asiens, die hier in dieser Haupthandelsstadt des Indischen Ozeans den verschiedenartigsten Berufen nachkommen. Um sie zu sehen und in ihrer nationalen Eigenart kennen zu lernen, braucht man nur die ausgedehnten Basare der Eingeborenenstadt zu besuchen. Große Stadtteile mit einem wahren Labyrinth enger, vielgewundener Gäßchen werden von ihnen eingenommen. In langen Reihen stehen hier die buntgestrichenen, von Balkonen und Veranden umgebenen Holz- und Steinhäuschen nebeneinander, die meisten ein Stockwerk hoch, doch vielfach unterbrochen von größeren Geschäftshäusern der Parsis, Dschains und Mohammedaner. Das untere Stockwerk wird bei allen von Kaufläden eingenommen und dort kann man nicht nur alle Produkte Indiens, sondern auch ihre Erzeugungsart sehen, dazu die intimsten Einzelheiten des Volkslebens, denn bei der hohen Tropentemperatur sind Fenster und Türen weit geöffnet. In diesen Basaren von Bombay wird das Hauptgeschäft von ganz Indien gemacht; hier



Regierungs- und Justizpalast in Bombay.

findet man ebensogut das Kleingewerbe wie den Großhandel, und so mancher halbnackte Dschain, der hier in einer ärmlichen Bude hinter seinen Büchern hockt, gebietet vielleicht über Millionen. Hier und dort wird das ungemein belebte, fremdartige, malerische Straßenbild unterbrochen von irgend einem grotesken Hindutempel oder einer Moschee oder einer Kirche. Versteckt zwischen niedrigen Häusern erheben sich indische Theater, an den Straßenecken glotzen den Wanderern rotbeschmierte Hindugötzen entgegen; stellenweise breitet sich mitten in dem Häusergewirre ein ummauertes Wasserbassin für die Hindus aus, dann ein hübscher, mit Tropenpflanzen gefüllter öffentlicher Garten.

Dieses Bombay ist gewissermaßen ein Kompendium des ganzen großen malerischen Indien. In einer der vielen Bibliotheken der Stadt fand ich unter anderem eine englische Ausgabe eines Buches von Professor Ernst Häckel unter dem Titel „India". Als ich es durchblätterte, fand ich, daß er darin vom eigentlichen Indien nichts weiter beschrieb als Bombay und Umgebung. Für den ersten Augenblick könnte der Titel dieser Schilderung von Bombay ein wenig anmaßend erscheinen, denn Indien umfaßt nahe an fünf Millionen Quadratkilometer und nicht nur die Stadt Bombay. Indessen Häckel hat recht. Selbst wenn man von Indien nichts anderes zu sehen bekäme als Bombay, so könnte man sich ein ganz gutes Bild des großen Landes machen. Verschiedene einheimische Fürsten haben sich hier Paläste gebaut, in denen sie zeitweilig residieren; Brahmanen und Dschains haben ihre Tempel, Hindus ihre Wallfahrtsorte, Mohammedaner ihre Moscheen und Grabdenkmäler; auf der nahen Insel Elephanta sind ähnliche, aus alten Zeiten stammende Höhlentempel mit gewaltigen Steinfiguren, wie jene von Ellora im Dekkan; in der Eingeborenenstadt hat man täglich Gelegenheit, Familienfeste, religiöse Feierlichkeiten, Umzüge kennen zu lernen, auf der Straße vor den Veranden des Watson-Hotels produzieren sich Gaukler und Fakire, im Hafen draußen schaukeln sich ganz dieselben primitiven Fahrzeuge, wie sie die Ureinwohner des Landes in den Lagunen der

Malabarküste besitzen, alles, alles Eigenartige dieses malerischen indischen Reiches findet sein Spiegelbild in Bombay, selbst die Tropennatur von Ceylon, denn die Umgebung der Stadt, vornehmlich in der Richtung gegen die Vorstadt Parell, ist ein einziger Tropenpark mit den herrlichsten Palmenwäldern und den üppigsten Gewächsen von Ceylon, von zwanzig Meter hohen Bambusgestrüppen und glühendem Kroton bis zu wahren Dickichten von Pandanus. Der schönste Teil von Bombay und gleichzeitig für den Touristen der interessanteste, ist der Malabar Hill. An drei Seiten vom Meere umgeben, durch seine Höhe der kühlen Seeluft ausgesetzt, ist dieser langgestreckte Höhenzug der angenehmste Aufenthaltsort der Reichen und Vornehmen. An der Südspitze erhebt sich inmitten eines prächtigen Parkes die Residenz des Gouverneurs der Präsidentschaft Bombay, ein wahrer Tropenpalast mit vornehmen Empfangsräumen und zahlreichen Nebengebäuden. Auf der Fahrt dorthin kommt man an einer Unmenge der reizendsten Sommersitze vorbei, Villen und Paläste in allen erdenklichen Baustilen, alle inmitten üppiger Tropengärten von einer Pracht, wie man sie kaum anderwärts findet. Sie ziehen sich vom Meeresstrande aufwärts, weit über den ganzen Felsrücken, mit Ausnahme eines großen verwilderten Parkes in einem Sattel, und dieser, umgeben von Stätten des Wohllebens und der Freude, ist dem Tode in seiner schrecklichsten Art geweiht. Hier erheben sich in grandioser Einsamkeit, jedem unnahbar, die berüchtigten Türme des Schweigens, die Vernichtungsstätten für die Leichen der Parsis. Als ich den Park betrat,



Hindumädchen.

wurde ich durch lautes, unheimliches Krächzen aufgeschreckt. Auf den kahlen Bäumen saßen unruhig Hunderte von grauen, riesigen Aasgeiern mit kahlen Hälsen auf den fettgemästeten Körpern und schlugen mit den Flügeln. Dann erhoben sie sich und flogen schwerfällig einem der plumpen runden Türme zu. Nun gewahrte ich auch die Ursache dieser Unruhe. Vom Tore her bewegte sich ein seltsamer Zug in den Park. Weißgekleidete Männer trugen eine Bahre auf den Schultern, mit einer Menschenleiche, deren Formen unter der dünnen Stoffdecke leicht erkennbar waren. Ihnen folgten eine Anzahl ebenfalls weißgekleideter Parsis. Bei einem der Türme angekommen, wurde die Leiche von der Bahre gehoben und ohne irgendwelches Zeremoniell ins Innere getragen. Gleich darauf sah ich die riesigen Aasgeier krächzend und keifend auf eine Stelle oben auf dem Turme zustürzen, dann war es still.

Den Turm selbst zu betreten, wurde mir verwehrt, doch zeigte mir ein Wärter das Modell eines Turmes. Konzentrische Ringe teilen die Oberfläche in drei Abteilungen und jede dieser kreisrunden Abteilungen ist wieder in eine Anzahl Kammern abgeteilt. Die äußere Reihe ist für die Leichen von Männern, die mittlere für jene von Frauen, die innerste für jene von Kindern bestimmt. Die Leichen werden vollständig unbekleidet in eine Abteilung gelegt, denn nach dem religiösen Gesetzbuch der Parsis soll der Mensch, der nackt zur Erdenwelt kommt, dieselbe auch nackt wieder verlassen, zumal nach einem weiteren Grundsatz der Parsis im Tode alle Menschen einander gleich sind. Kaum haben sich die Wärter von der Leiche zurückgezogen, so stürzen sich die Aasgeier darauf, und nach nicht viel mehr als einer Stunde ist gewöhnlich nichts weiter übrig als das vollständig abgenagte Gerippe. Die Sonnengluten trocknen die Gebeine, und kommen des Abends die Wärter, um sie in den Schacht zu kehren, der in der Mitte des Turmes in die Tiefe herabführt, so zerfallen die Gerippe in Stücke. Der, welcher gestern vielleicht noch zu den Angesehensten der Einwohner gehörte, ist heute verschwunden, und nicht einmal seine Gebeine bleiben für die Angehörigen zurück.

Diese eigentümliche Bestattungsweise, welche ich sonst in der weiten Welt nur in dem grauenhaften Tempelhof von Wat Saket in Siam, freilich in noch viel schrecklicherer Art, gefunden habe, hängt mit den religiösen Anschauungen der Parsis zusammen. Ihnen sind die vier Elemente: Feuer, Wasser, Luft und Erde, heilig, sie beten das erste derselben an und wagen es daher nicht einmal, sich mit einem Zündholz eine Zigarette anzustecken; sie können der Heiligkeit des Wassers



Turm des Schweigens (Verzehrungsstätte der Parsileichname durch Aasgeier).

wegen die Leichen nicht den Flüssen anvertrauen wie die Hindus und sie der Heiligkeit der Erde wegen nicht vergraben wie die Christen. So werden sie also den Aasgeiern zum Schmause gegeben.

Nahe den Türmen des Schweigens der Parsis befindet sich auch eine heilige Stätte der Hindus und einer ihrer besuchtesten Wallfahrtsorte, der heilige Teich von Walkeschwar. Dem Glauben der Hindus zufolge wurde ihrem Halbgott und Nationalhelden Rama seine Braut Sita von Ravana nach Ceylon entführt. Auf der Suche nach ihr kam Rama auch nach Walkeschwar, und da ihn dürstete, schuf er sich hier

eine Quelle, indem er einen Pfeil in den Boden schoß. Daraus entstand der heilige Teich, dessen Wasser natürlich für jeden Hindu nur segenbringend sein kann, wie jenes des heiligen Ganges. Die Brahmanen machten sich dies zunutze, viele siedelten sich rings um den Teich an, bauten Häuser und Tempel, und nun wallfahrten ungezählte Tausende nach der heiligen Stätte, um zu baden und zu opfern. Aus den Gaben reicher Hindus wurde der Haupttempel erbaut, in dessen Innerem, zu dem eine schön gearbeitete massive Silbertüre führt, eine riesige heilige Kuh sowie eine kostbare Kobraschlange das Allerheiligste bilden.

Wie jeder Wallfahrtsort, so ist auch Walkeschwar das Ziel zahlloser Fakire und Yogis, Scheusale in Menschengestalt, den nackten Körper mit Öl oder Asche beschmiert, manche Glieder verstümmelt, das wirre, niemals gekämmte Haar wüst um das widerliche Haupt fallend. So kauern sie Tag für Tag jahrelang auf den zum Teich herabführenden Stufen und erhalten von den frommen Pilgern reiche Almosen.

Man kann wochenlang durch Bombay und seine Umgebung wandern, immer wird man Neues, Interessantes finden, selbst im Herzen der Stadt in unmittelbarer Nähe der vornehmsten Europäerresidenzen. So liegt beispielsweise an der Hauptpromenade, wo täglich Nachmittags in Hunderten von Equipagen die elegante Welt spazieren fährt, die Verbrennungsstätte der Hinduleichen, und die Luft ist dort Tag und Nacht mit dem entsetzlichen Geruch der schmorenden Menschenkörper geschwängert. Überall paart sich das Großartigste der Natur wie der menschlichen Schaffenskraft mit dem Abscheulichsten, und nur weit draußen, etwa auf den Inseln in der Bucht oder in dem herrlichen Palmenwald von Mahim, oder in den Bergen auf dem Festlande, in den reizenden Luftkurorten Lanaulic und Motheran kann man die üppige Tropennatur Bombays ungestört genießen.

39. Die dunklen Seiten von Indien.

So glänzend sich dem Reisenden in Indien das Leben in den Großstädten wie an einzelnen Fürstenhöfen zeigt, so sagenhaft der Reichtum verschiedener Nabobs sein mag, es gibt doch nur wenige Länder, wo Elend und Armut unter der Bevölkerung im allgemeinen größer wäre als in dieser anscheinend reichsten Kolonie des englischen Weltreiches. Das zeigt wieder einmal der letzte Bericht über die Zustände in Indien für das Jahr 1903 auf 1904. Es muß anerkannt werden, daß England im allgemeinen die größten Anstrengungen macht, um die Bevölkerung, die ja nicht viel weniger als ein Fünftel der Gesamtbevölkerung der Erde ausmacht, aus ihren Jahrtausende alten Vorurteilen, ihrem unglückseligen Kastenwesen, ihrer Unwissenheit und Trägheit zu befreien und einem besseren Lose entgegenzuführen. Aber das ist eine Arbeit von vielen Jahrzehnten, und gerade jetzt macht Indien besonders schwere Zeiten durch. Seit einem Jahrzehnt sind dort acht Millionen Menschen, also so viel als ungefähr die Bevölkerung von Rheinland und Westfalen, durch Hungersnot hinweggerafft worden! Auch im Jahre 1903 auf 1904 ist in einer ganzen Reihe von Provinzen die Sterblichkeit größer gewesen als die Zahl der Geburten, obschon diese sich auf neununddreißig pro Tausend belief!

Millionen Menschen mußten durch die Regierung unterstützt werden, um sie vor dem Hungertode zu bewahren, und das Traurigste dabei ist, daß die Schuld daran großenteils die Hindus selbst trifft. Herrscht Dürre im Lande, dann könnte durch das Graben von Brunnen genug Wasser gewonnen werden, um die dürstenden Felder zu bewässern; aber nur eine Kaste der Hindus allein kann sich zu solchen Arbeiten hergeben, und die anderen darben lieber, als das Werkzeug zu ergreifen, um sich und ihre Familien vor dem Tode zu retten. Die Bewässerung des Landes gäbe auch Futter für das Vieh, das sie zum Ackerbau brauchen und das mit ihnen nach Hundert-

tausenden durch die Dürre dahingerafft wird. Die darbenden Kühe würden, wenn geschlachtet, den Familien vielleicht über die Hungersnot hinweghelfen, aber wo wäre es für einen Hindu möglich, sich an dem geheiligten Leben einer Kuh zu vergreifen? So verenden dieselben, die faulenden Äser verpesten die Nachbarschaft der ärmlichen Dörfer, und zu der Hungersnot treten verheerende Epidemien. Ganze Provinzen sind in den letzten Jahren dadurch entvölkert worden. So verlor das Königreich Udaipur im Jahre 1901 allein nicht weniger als achthundertfünfzigtausend Menschen, oder fünfundvierzig Prozent der ganzen Bevölkerung, hauptsächlich unter dem armen Volke der Bhils, im Süden des Staates. Das Königreich Bhopal hatte einen ähnlichen Verlust aufzuweisen, das kleine Fürstentum Bundi verlor zweiundvierzig Prozent seiner Bevölkerung!

Seit 1901 sind diese Zustände, weniger durch Hungersnot als durch Cholera, Fieber und Pest, noch schrecklicher geworden. Im Jahre 1904 war die Sterblichkeit mit Ausnahme von Bengalen in allen Provinzen noch größer als in den früheren Jahren. An Cholera allein starben dreihundertzwölftausend Menschen, dieselbe war wieder hauptsächlich durch die Hindus von Hardwar aus verbreitet worden. An Fiebern verschiedener Art starben im Jahre 1904 nicht weniger als viereinhalb Millionen, aber am schrecklichsten wütete doch die schwarze Pest. Im Jahre 1896 trat diese tückische Epidemie zum ersten Male in Indien, vornehmlich in Bombay auf, und seither sind ihr wohl über fünf Millionen Menschenleben zum Opfer gefallen, ohne daß man ein Mittel gefunden hätte, ihr zu steuern. Im Jahre 1899 starben hundertneununddreißigtausend Menschen an der Pest. Von Jahr zu Jahr wurde die Zahl der Fälle größer, und im Jahre 1904 hatte sie eine Million überstiegen. Am schlimmsten wütete sie wie immer in Bombay und den von dieser Residentschaft abhängenden Provinzen. Nachweislich ist diese schreckliche Krankheit, welche im Mittelalter auch in Europa so große Verheerungen angerichtet hat, von Hongkong und Kanton nach Indien eingeschleppt worden. Ich er-

innere mich noch mit Grausen an die Szenen, welche ich damals in den Straßen, den Häusern, den Hospitälern von Kanton gesehen habe.

Nun sollte ich der Pest in ebenso schrecklicher Form in Indien wieder begegnen, nicht nur in einer Stadt, sondern im ganzen Lande, sogar auf Eisenbahnen, Dampfern und auf dem freien Felde. Als ich von Kalkutta nach Benares fuhr, befand sich in dem Eisenbahnwagen neben dem meinigen eine pestkranke Frau. Sobald der Zug-



Eingeborenenstraße in Bombay.

führer dies entdeckte, depeschierte er an eine der vielen Peststationen, die im ganzen Lande eingerichtet worden sind, und als der Zug in der nächsten Stadt eintraf, mußten alle Passagiere auf dem Bahnsteig antreten. Jene der ersten Wagenklasse wurden von männlichen und weiblichen Ärzten flüchtig nach ihrem Befinden befragt, einem oder dem anderen wohl auch der Puls geprüft. Bei den Passagieren der anderen Klassen war die Prüfung viel strenger. Die kranke Frau wurde bald herausgefunden und in das Quarantäne-

hospital in der Nähe der Station gebracht, wo sie schon nach kurzer Zeit starb. Die anderen Passagiere durften weiterfahren, ohne daß der Wagen, in welchem sich die Kranke befunden hatte, abgehängt worden wäre. Der nächste Pestherd, den wir erreichten, war Allahabad, ein berühmter Wallfahrtsort der Hindus, am Zusammenfluß der beiden heiligen Ströme Ganges und Dschamna. Abermaliges Aussteigen, Untersuchen und Auffinden eines Pestkranken.

Auf der Weiterfahrt nach verschiedenen anderen Städten wurden die armen Touristen, die nach Indien gekommen waren, um sich die Schönheiten des Landes anzusehen, auf ähnliche Weise geplagt und erschreckt. Auf den Bahnhöfen drängten sich halb verhungerte Flüchtlinge aus den von der Pest heimgesuchten Ortschaften zusammen, wahre Skelette; nun näherte ich mich Bombay, wo die Pest am fürchterlichsten wütete, und ich war gefaßt, dort ähnliche Schreckensbilder zu sehen, wie damals in Kanton. Aber davon keine Spur. Im Gegenteil. Diese verseuchte Stadt war in einem Freudentaumel, eine Festlichkeit drängte die andere, Soireen und Diners beim Gouverneur, Operetten- und Schauspielaufführungen in den Theatern, Pferderennen, Polo- und Tennismatches, ja auf der weiten grünen Esplanade rings um die herrlichen Regierungsgebäude wurde ein von der Gattin des Gouverneurs veranstaltetes viertägiges Volksfest gefeiert! Da gab es Theater, lebende Bilder, Cafés chantants und allerhand Jahrmarktsunterhaltungen; ganz Bombay beteiligte sich daran, Tausende von Europäern und Parsis, Zehntausende von Hindus drängten sich auf dem hellerleuchteten Festplatze, in den Zelten und Schaubuden, alles war eitel Lust und Freude, als befänden sich die guten Leute beim Kölner Karneval. Und nur einige Straßen weiter, auf dem Hinduverbrennungsplatz an der schönsten Promenade von Bombay, schmorten zur selben Zeit Hunderte von Leichen, die Opfer der Beulenpest, auf hochauflodernden Scheiterhaufen, und der scheußliche Gestank drang zu den Festteilnehmern herüber.

Das Fest war doch wohl zum Besten der Hinterbliebenen dieser

Unglücklichen veranstaltet worden? Die Hunderttausende von Rupien, die dabei eingenommen wurden, kamen doch ihnen zu gute? Mit nichten. Sie waren für eine von Lady Dufferin, der Gattin eines der letzten Vizekönige gegründete Stiftung bestimmt, und die armen Hindus bekamen davon nicht einen Pfennig!

In Watsons Hotel, dicht neben der Esplanade, erwartete ich, der einzige Gast zu sein, denn wer wollte nach einer Stadt kommen, wo die Pest täglich so zahlreiche Opfer forderte? Das Hotel war aber bis unter das Dach besetzt, ebensowenig waren in den beiden anderen Hotels, dem Apollo und dem Great Western, Zimmer zu haben. Die Reisenden drängten sich dort, Kulis aus den verseuchten Stadtteilen brachten Kisten und Koffer oder verluden sie auf die Dampfer, die am nächsten Tage nach Europa fuhren! Freilich wurden diese Schiffe in Aden und Port Said in Quarantäne gehalten, aber haben nicht die Pestfälle in Wien die erstaunliche Langlebigkeit der Pestkeime bewiesen?

Endlich bekam ich ein Zimmer in Watsons Hotel. Von den breiten Veranden hatte ich die Aussicht auf die schönsten Straßen und Plätze der Millionenstadt. Equipagen und Mietwagen rollten in Mengen hierhin, dorthin, die Straßenbahnen waren dicht besetzt, und auf den Seitenwegen drängten sich jene malerischen Tausende, jene Hindus und Mohammedaner, Perser, Parsis, Tamilen, Singhalesen, Birmanen, Chinesen und Japaner, welche das Straßenleben von Bombay so interessant machen. Überall Leben, Geschäft, Heiterkeit, und mittendurch sah ich Leute auf ihren Schultern jene halboffenen Tragbahren schleppen, auf welchen die toten Opfer der Pest nach den Leichenverbrennungsplätzen gebracht werden. Auf den Gurten der Bahren lagen die Leichen offen da, die abgemagerten Glieder einfach mit einem Stück dünnen Stoffes bedeckt, bei Männern ein weißes, bei Frauen ein farbiges. Auf der Brust lagen vielleicht ein paar Blümchen oder eine dünne Kette aus weißen Blüten. Hinterdrein einige Anverwandte. Das ging so fort, Tag für Tag. Die Bewohner von Bombay, Weiße

wie Farbige, sind der schwarzen Pest gegenüber schon aus purer Gewohnheit gleichgültig geworden. Am Tage nach meiner Ankunft fiel mir die Ausgabe der verbreitetsten Zeitung von Indien, der „Advocate of India", in die Hände, in welcher ich ein wahres Wort über die schrecklichen Zustände in dieser Weltstadt fand.

„Bombay," so sagt das Blatt offenmütig, „ergreift zur Unterdrückung der Pest keine jener Maßregeln, welche die Welt von einer Stadt unter einer zivilisierten Regierung und geleitet von englischer Macht, englischem Einfluß und englischem Geist zu erwarten berechtigt ist. . . . Der ganze Schrecken unserer Lage ist uns nicht mehr gegenwärtig; die Gewohnheit hat uns gelehrt, Zustände als normal anzusehen, welche jedes andere Gemeinwesen vor Entsetzen starr machen würde. Sind wir uns bewußt, daß dieses schöne Bombay, der Stolz und Ruhm des englischen Weltreiches, der elendeste Fleck auf Erden ist, eine beständige drohende Gefahr für die ganze Welt? Wir wiederholen, Bombay ist der dunkelste Fleck der Erde, der Herd, die Brutstätte der zerstörendsten, verheerendsten Seuche der Menschheit. Wir sind das Pesthaus der Welt, wir haben die Pest auf andere Länder übertragen und wir haben es nur dem starken Arm der größten Macht der Erde und dem Schutz der englischen Flagge zu danken, daß nicht eine Kette von Kriegsschiffen zur See und ein Kordon von Soldaten zu Lande uns so lange gegen die Außenwelt absperrt, als wir in unserem unbeschreiblichen schmutzstarrenden Zustand verharren. . . .

„Es ist eine anerkannte Tatsache, daß die Pest in nichts weiter ihren Herd findet als im Schmutz. Wie lange können wir also noch erwarten, unseren Hafen und unseren Handel der Welt offenzuhalten? Ganz Indien leidet durch uns, wie die Totenlisten mit überzeugender Statistik in jeder Woche beweisen. Wir müssen daher fragen: Kommt die Stadtverwaltung ihren sanitären Verpflichtungen nach? Tut die Regierung ihre Schuldigkeit? Die Antwort ist nein, und nochmals entschieden nein."

Dieser Aufsatz veranlaßte mich, den Zuständen in Bombay ein wenig nachzuforschen. Mein erster Besuch galt einem der höchsten Beamten der Stadt, und seine Antwort trifft den Nagel auf den Kopf. Warum man sich in Bombay so wenig um die Pest kümmert? Warum man sie einfach wüten läßt? Einfach deshalb, weil die Pest nur Eingeborene ergreift und nicht die Weißen. Seit sie zum ersten Male ausgebrochen, hat sie unter den Weißen nur wenige Opfer gefordert. „Würden nur einige unserer Regierungsbeamten oder Stadtväter die schwarzen Beulen bekommen und ins Gras beißen müssen, dann würden Sie schon sehen, wie man die Stadt reinigen und die verlotterten Stadtviertel niederbrennen würde! Hat man es doch auch in Hongkong so gemacht. Aber wegen der Hindus sich in solche Ungelegenheiten stürzen? Nein!"



Auf der Jagd.

Das Gesundheitsamt hätte in der verseuchten Peststadt doch in Permanenz erklärt werden sollen, und doch traf ich bei wiederholten Besuchen weder den Vorsteher, Dr. Turner, noch sonst einen Beamten. Ich ging deshalb zum Polizeichef. „Wir haben mit der Seuche nichts zu tun," sagte er. „Ich habe unter mir achtzig weiße und achttausend eingeborene Polizisten, und wir haben in den ersten Jahren wacker mitgearbeitet. Meine Leute lasen die Leichen von den Straßen auf. Jetzt geht uns das nichts mehr an." Ein anderer Beamter sagte mir: „Die Behörde allein ist an allem schuld. Als die Pest hier auftrat und Tausende in jeder Woche starben, wurden Pestkommissare zu Hunderten angestellt, um alle Fälle zu berichten und die Erkrankten nach

den Spitälern bringen zu lassen. Aber man nahm als Kommissäre die schlimmsten Halunken von Bombay auf. Sie ließen sich bestechen, nahmen Schweigegelder, einige Rupien genügten, um einer Familie ihr an der Pest erkranktes Mitglied im Hause zu belassen, und die Seuche nistete sich dadurch so in den Eingeborenenvierteln ein, daß sie nicht mehr auszurotten ist. Fragen Sie nur den Kriminalkommissar darüber!"

Der alte, dicke Kriminalkommissar, ein Eurasier, hielt gerade sein Mittagsschläfchen und war recht ungehalten, daß ich ihn darin unterbrach. Halb schlafend beantwortete er meine Fragen, und um mich loszuwerden, schlug er mir vor, mich durch einen seiner Detektive in die Pestviertel begleiten zu lassen. Einverstanden. Er schrie etwas in hindostanischer Sprache durch die geöffnete Tür, sagte mir good bye, drehte sich in seinem Schlafstuhl um und setzte sein unterbrochenes Schnarchkonzert fort.

Wo aber der Chef schnarcht, da tanzen die Mäuse, und kein Detektiv war zu haben. Nur einer erklärte sich bereit, mich wenigstens in das Asyl der Hungernden und Obdachlosen zu führen, dort würde ich genug erfahren.

Mitten in der Stadt, umgeben von den bevölkertsten Vierteln, liegt ein weiter kahler Platz, mit Flechtwerk eingehegt. Ein paar Polizisten lagen am Eingang und schliefen. Jenseits der Pforte erheben sich eine Anzahl Flugdächer, und in ihrem Schatten lagerten Hunderte von Indiern, ganze Familien oder auch einzelne Männer, Frauen, Kinder, die Elendesten unter den Elenden, manche ganz nackt, andere hatten ihre Blößen notdürftig mit schmutzigen Lumpen verhüllt, alle aber waren bis auf die Knochen abgemagert, schmutzstarrend, mit eingefallenen Backen und Augenhöhlen. In einer Hütte saß ein zerlumpter Eurasier an einem mit Schriftstücken bedeckten rohen Tisch. „Ich bin der Aufseher," sagte er mir auf meine Frage. „Die Leute hier werden von der Regierung mit Nahrung versehen, denn sie besitzen nichts. Es sind Zugewanderte aus den Gegenden, wo Hungers-

not herrscht, oder die Hinterbliebenen von Leuten, die an Pest oder Cholera gestorben sind. Die Zugewanderten schicken wir nach ihrer Heimat zurück. Die Kosten zahlen zur Hälfte ihre Gemeinde, zur Hälfte die Regierung. Die anderen werden durch freiwillige Beiträge unterhalten."

Als ich den trostlosen Platz verließ, sah ich auf der Straße im Schatten eines Hauses eine nackte menschliche Gestalt im Staube liegen. Ein paar Leute standen in respektvoller Entfernung dabei. „Wieder ein Pestfall," bemerkte der Geheimpolizist. „Ich muß ihn melden gehen. Good bye!"

Die Pest scheint in Bombay nach den bisher erschienenen offiziellen Berichten eher zu- als abzunehmen. In den winkligen dämmerigen Straßen der Eingeborenenstadt, besonders im „Ward C", das heißt dem mittelsten der mit Buchstaben bezeichneten Distrikte der Stadt, kommt es in der Pestzeit täglich dutzende Male vor, daß Leute in ihren engen Basarläden tagsüber ganz gesund arbeiten. Beim Nachhausegehen brechen sie auf der Straße plötzlich zusammen und sind nach wenigen Stunden tot. In jedem Ward liegt ein eigenes Meldebureau. Im C-Ward fand ich beispielsweise auf einem kleinen Platze eine Strohhütte, in welcher zwei junge Leute an einem mit Registern bedeckten Tisch saßen. Wird eine Erkrankung gemeldet, so tragen sie Namen, Geschlecht, Alter und Wohnung ein und senden eine Tragbahre zur Überführung des Kranken in eines der vier Pesthospitäler oder — wenn er mittlerweile gestorben sein sollte — zum Verbrennungsplatz der Leichen. In den Spitälern stehen die Betten in Nischen, durch Wollvorhänge voneinander getrennt, so daß die Kranken einander wohl nicht sehen können, aber das Gestöhne und Gejammer der unter den furchtbarsten Schmerzen Leidenden bleibt ihnen nicht erspart. Das dauert ein, zwei, bei manchen bis fünf Tage, dann tritt die Krisis ein. Von je hundert sind durchschnittlich siebzig dem Tod verfallen. Sterben Pestkranke in ihren Wohnungen, dann wird der Tod sofort in den Wardbureaus gemeldet, und einige Stunden später liegt die Leiche auf

dem brennenden Scheiterhaufen. Kleider und Bettwäsche werden von Angestellten der Munizipalität in eigenen Anstalten auf trockenem Wege desinfiziert und den Angehörigen dann kostenfrei zurückgestellt. Aber es hilft nur wenig, denn von den Mitbewohnern der Krankenwohnung wird beinahe mit Sicherheit einer oder der andere von der Beulenpest befallen. Warum bleiben aber die Kranken in den Häusern? Warum werden sie nicht sofort in die Spitäler gebracht? Es sind eben unter den Einwohnern Bombays ein Viertel Mohammedaner, und diese gestatten keinem Fremden das Betreten ihrer Wohnungen. Da ist es ihnen leicht, irgend eine andere Krankheit anzugeben, und die Versuche, die Kontrolle zu erzwingen, führten zu Revolten. In Hongkong wurden ganze Stadtteile polizeilich geräumt, ganze Straßen verbrannt und neue Stadtteile gebaut mit Licht und Luft. In Bombay ließ die Regierung bis auf die letzte Zeit alles beim alten. Nichts geschah, und die Folge ist ein bemerkenswerter Niedergang der Bevölkerungszahl.

Ähnlich wie in Bombay geht es auch in Kalkutta, in Benares, in den Städten des Pandschab. Unter der Landbevölkerung wütet die Pest lange nicht so wie in den Städten. Dafür ist sie desto mehr Cholera, Fiebern und Hungersnot unterworfen. Jahr für Jahr sterben Millionen dahin, Jahr für Jahr werden Millionen von Hungernden seitens der Regierung durch kostenlose Lieferung der Lebensmittel vor dem Tode bewahrt. Die Summen, welche dafür verwendet werden, erreichen je nach der herrschenden Dürre sechzig bis achtzig Millionen Mark jährlich, aber um diese elenden Verhältnisse wirksam zu bessern, müßte die Regierung neben der Anlage großartiger Bewässerungswerke, wie sie schon in verschiedenen Teilen Indiens vorhanden sind, auch den ganzen Volkscharakter und die religiösen Anschauungen der Hindus ändern. Und das ist unmöglich. Es wird daher wohl auch in absehbarer Zukunft in Indien nicht anders werden.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Der Kibogipfel des Kilima Ndscharo (6010 m), von Uru (1800 m) aus Südosten gesehen.
Nach einer Originalphotographie von Prof. Dr. Hans Meyer.

Das überseeische Deutschland.

Die deutschen Kolonien in Wort und Bild. Bearbeitet von Hauptmann a. D. Hutter, Dr. R. Büttner, Prof. Dr. Karl Dove, Direktor A. Seidel, Direktor C. v. Beck, H. Seidel, Dr. Reinecke, Kapitänleutnant Deimling. Mit 6 farbigen Karten, 21 ganzseitigen Tafeln und 237 Textabbildungen nach photographischen Aufnahmen. Elegant geb. 10 Mark.

„Das überseeische Deutschland" enthält die Abschnitte: **Kamerun. — Togo. — Deutsch-Südwest-Afrika. — Deutsch-Ost-Afrika. — Neu-Guinea. — Kleinere Besitzungen im Stillen Ozean. — Samoa. — Kiautschou.** 258 vorzüglich ausgeführte Abbildungen erläutern den Text — ein reiches und fesselndes Bildermaterial, das seine Entstehung nicht künstlerischer Phantasie verdankt, sondern nach der Wirklichkeit aufgenommen ist. Die Karten enthalten die neuesten Ermittelungen.

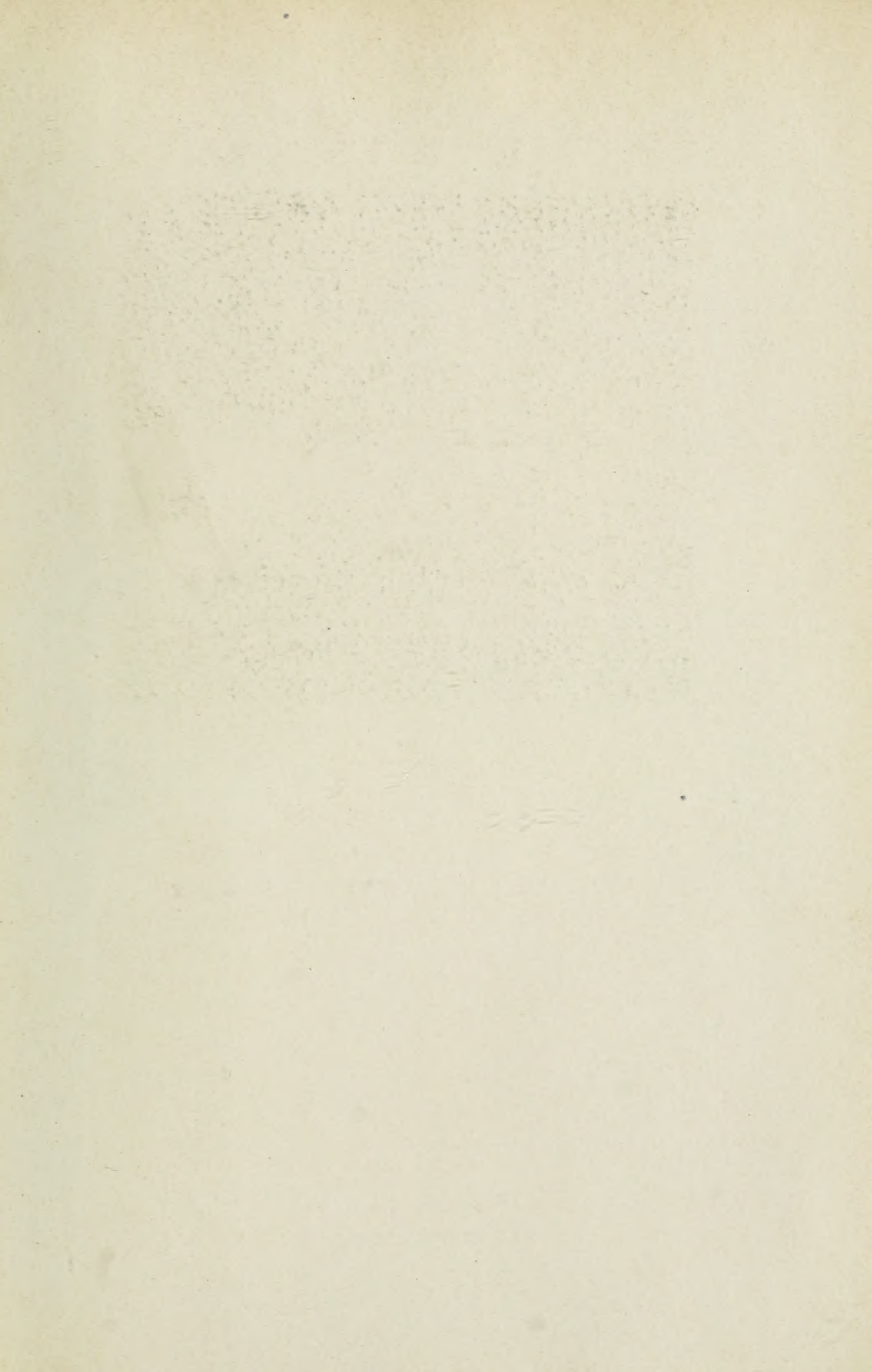
Marine-Kunde.

Eine Darstellung des Wissenswerten auf dem Gebiete des Seewesens. Von Kapitän zur See a. D. Foß.

Mit 517 Illustrationen, Plänen u. Karten. In hochelegantem Geschenkband 10 Mark.

Dieses neue, reich mit modernem Bilderschmuck ausgestattete Werk bietet eine vollständige Übersicht der Entwicklung des Seewesens von frühen Zeiten bis zur Gegenwart, und gibt über alle einschlägigen Fragen Aufschluß. Es bringt dem Nichtseemann über alles das Belehrung, was den Laien in Marinefragen irgendwelcher Art interessieren kann, es will dasjenige Minimum an Wissen vermitteln, was jeder Deutsche der Gegenwart sich aneignen sollte, um ein allgemeines Verständnis für das Seewesen zu gewinnen. — Foß' Marine-Kunde ist von hohem Interesse für Angehörige der Flotte und der Armee (dem Armeeoffizier wird sie bei einem Zusammenwirken von Heer und Flotte die richtige Lösung seiner Aufgabe erleichtern), des Handelsstandes, für militärische und patriotische Vereine, Beamte von Schiffswerften, Studierende technischer Fächer, Kadettenschulen und höhere Lehranstalten, öffentliche Bibliotheken &c. &c. — Sie eignet sich aber auch als ein viele nützliche Anregungen gebendes **wertvolles Geschenkwerk** für die heranreifende männliche Jugend und fürs Haus. — Der außergewöhnlich reiche und schöne Illustrationsschmuck des Werkes steht durchaus auf der Höhe der Zeit.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 11 11 04 015 6